Schreiber

Das

häusliche Leben in Frankreich.

Aus dem Englischen

von

H. Scheube.

Berlin,

Verlag von F. Berggold.

1876.

Vorwort.

Die Erfahrungen der letzten Jahre bis auf die allerneuesten Höflichkeitsblüthen des französischen Chauvinismus herab, enthalten für uns sicherlich keine Aufforderung, die Lobredner unserer Nachbarn jenseit der Vogesen abzugeben. Anderseits aber zwingt uns die Gerechtigkeit zu dem Bekenntnisse, daß wie extra, so auch intra muros ein erklecklicher Theil gesündigt worden ist. Und nicht erst während und seit dem jüngsten Kriege!

Seit Jahrhunderten ahmen und äffen wir den Franzosen nach, im Guten wie im Schlimmen, in Brauch und Mode, in Sitte und Unsitte; wir folgen ihren politischen und socialen Impulsen; wir wallen oder wallten doch nach Paris als nach dem Heiligthum des modernen Lebens; wir verpflanzen ihre Romane und Bühnenstücke auf deutschen Boden — dies Alles indessen hat uns nicht hindern können, daß wir im Hintergrunde unsrer Gedanken ziemlich

geringschätzig von den Franzosen urtheilen; daß wir uns mit einem gewissen Tugendhochmuth an die Brust schlagen und sagen: „Gott sei Dank, daß wir nicht sind wie die da!“; daß wir sie für frivol und leichtfertig, für windig und komödiantenhaft halten; daß wir ihnen namentlich die Bedingungen absprechen, auf denen sich die gesunde Gesellschaft aufbaut: die Liebe und Lust an Haus und Herd, den Sinn für eine gemüthvolle Entwickelung und Pflege des häuslichen und Familienlebens.

In vielen Stücken mag unsere Schätzung auch ihren guten Grund haben, allein es wird sich ebensowenig in Abrede stellen lassen, daß bei unserem Urtheil mancherlei Voreingenommenheit mit unterläuft; daß es vielfach blos auf oberflächlicher Beobachtung gewisser Pariser Erscheinungen und Kreise, auf den flüchtigen Schilderungen flüchtiger Reisender, auf den Inhalt einer nur bestimmte Auswüchse und Ausschreitungen bestimmter Gesellschaftskategorien zeichnenden krankhaften novellistischen und dramatischen Literatur beruht; daß mithin blos einzelnen Classen, Gruppen, Individuen angehört, was wir für allgemeine nationale Charakterfehler annehmen.

Diesen Vorurtheilen und Irrthümern, die nicht ausschließlich deutsche sind, sondern mehr und weniger auch von andern Völkern getheilt werden, begegnet das Buch eines Engländers, dessen Uebertragung wir in den nachstehenden Blättern dem deutschen Publicum darbieten. Der Verfasser, ein geistvoller und feinfühliger Mann und scharfer Beobachter, hat fünfundzwanzig Jahre hindurch in

Frankreich gelebt, ist seiner Aufgabe also vollkommen gewachsen und wenn er begreiflicher Weise auch mit englischem Auge gesehen, aus den französischen Zuständen, Sitten und Einrichtungen die Moral für die entsprechenden englischen Verhältnisse gezogen hat, mithin seine Darstellungen vorwiegend im Hinblick auf landsmännische Leser, zur Berichtigung britischer Anschauungen und vorgefaßter Meinungen geschrieben sind — so haben sie doch auch für uns Deutsche ein kaum untergeordnetes Interesse und können dazu beitragen, auch uns von mancher irrthümlichen Auffassung und von vielen Ungerechtigkeiten in der Würdigung eines großen Culturvolkes zu heilen, dessen bahnbrechende Rolle in der Geschichte der Menschheit augenblicklich zwar unterbrochen und suspendirt zu sein scheint, zweifelsohne aber noch lange nicht ausgespielt ist.

Tritt das ergötzliche und pikante Element, das man in dergleichen Schriften wol sucht, in den Federzeichnungen des Verfassers auch etwas zurück, so ist es doch mehr und Besseres, was er uns giebt: es sind philosophische Untersuchungen der zusammenwirkenden Ursachen, aus denen das häusliche Leben unserer Nachbarn hervorgeht, gedankenreiche Erörterungen und Folgerungen, gleich werthvoll für Denjenigen, welcher das französische Leben aus eigner Anschauung kennt, wie für Den, der sich nur aus den Erfahrungen Anderer ein, der Natur der Sache nach, nicht in allen Punkten und Einzelheiten zutreffendes Bild davon entwerfen konnte. Daß der Autor „durch Bande der Liebe und Freundschaft an Frankreich gefesselt“, wie er sagt,

Franzosen und französisches Wesen hie und da wol in einem allzurosigen Licht erblickt, wird der Bedeutung seines Buches keinen wesentlichen Eintrag thun, hat uns jedoch gelegentlich zu Abdämpfungen und Modificationen seiner Darlegungen bewogen, wie wir es ebenso der Rücksicht auf unsere deutschen Leser schuldig zu sein glaubten, verschiedene Stellen, die nur specifisch englische Verhältnisse berührten und kritisirten, entweder gänzlich hinweg zu lassen oder doch zu kürzen.

Herischdorf bei Warmbrunn in Schlesien,
im August 1876.

Der Uebersetzer.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Die Kinder.

Die Durchschnittslebensdauer des Menschen beträgt in Frankreich gegenwärtig achtunddreißig Jahre bei einer Bevölkerung von etwa achtunddreißig Millionen (vor dem letzten Kriege). Nehmen wir nun das fünfzehnte Jahr als das Alter an, in dem die Kindheit endet, so würde sich danach die Zahl der Kinder in Frankreich auf achtunddreißig Millionen veranschlagen lassen. Natürlich ist diese Rechnungsmethode eine ungenaue, allein sie genügt, eine annähernde Vorstellung von dem Gegenstande zu geben und ist, in Ermangelung besonderer Censusziffern, vielleicht die einzige, deren man sich bedienen kann.

Fünfzehn Millionen Kinder begreifen fünfzehn Millionen verschiedene Charaktere in sich. Erziehung, Beispiel und Gewohnheit mögen die unendlich verschiedenen Anlagen nivelliren, mit denen wir auf die Welt kommen; bevor sie dies indeß bewirkt haben, kann nicht behauptet werden, daß auch nur zwei von uns einander gleichen. Unter dem Einflusse unserer Erziehung streben wir einer annähernden

Einförmigkeit entgegen, wenigstens einer äußerlichen. Wir lernen mit den Jahren unser Temperament zügeln, unsere Zunge im Zaume halten, unsre Launen überwinden. Die Kinder aber sind natürlicher: wir sehen sie so wie sie sind, d. h. die große Masse derselben. So lange sie durch den gemeinsamen Unterricht nicht unter das gemeinsame Joch gebeugt worden sind, so lange zeigen sie eine Mannigfaltigkeit von Neigungen und Launen, die wir an dem wohlgeschulten erwachsenen Menschen nicht mehr finden. Es ist daher unmöglich, für Kinder den Typus eines allgemeinen Nationalcharakters aufzustellen, namentlich da in den meisten Fällen ihre Denkweise, ihre Manieren und Vorurtheile einer gänzlichen Veränderung zu unterliegen pflegen, wenn sie frühzeitig von einem Mittelpunkt zum andern verpflanzt werden. Mannigfache Beispiele haben dargethan, daß ein Knabe, wenn er mit sechs Jahren in ein anderes Land versetzt wird, binnen drei Jahren seine Muttersprache und fast seines Vaters Namen vergessen kann; und sind dergleichen Fälle auch wol äußerste und Ausnahmen, so beweisen sie doch unter allen Umständen, daß bei so bildsamen Elementen, wie es die Gemüther der Kinder sind, die ursprünglichen Neigungen gänzlich verwischt werden können und daß die Gestalt, die ihre Entwickelung annimmt, nur eine von den sie umgebenden Verhältnissen abhängige Zufälligkeit ist.

Selbstverständlich soll damit keineswegs gesagt sein, daß die eigentliche Grundlage des Charakters durch äußere Einwirkungen umgeschaffen werden kann, wir wollen vielmehr nur hervorheben, daß diejenigen Seiten in jugendlichen Na-

turen, deren Bildung und Befestigung von persönlichen Einflüssen bedingt sind, mit diesen Einflüssen der Wandlung unterliegen, so lange die Zeit sie noch nicht endgültig und unauslöschlich festgestellt hat. Ist dieser allgemeine Grundsatz wahr, begegnen wir den unzähligen Temperamentsfärbungen und Schattirungen, die wir an noch unerzogenen Gemüthern wahrnehmen, in allen Ländern, sind diese von Natur schon so mannigfaltigen Gemüther durch die Einwirkung neuer Berührungen, der sie nach und nach ausgesetzt werden mögen, noch endlosen anderen Wandlungen unterworfen — so folgt hieraus, daß wir in einem so großen Lande wie Frankreich, das aus so vielen verschiedenen Provinzen mit Bevölkerungen verschiedenen Stammes und verschiedener Sitten besteht, im Grunde mehr noch als anderswo jene endlos wechselnden Phasen der Kindernatur bemerken müßten. Nichtsdestoweniger jedoch bietet Frankreich in dieser Beziehung keine auffälligeren Gegensätze und Widersprüche dar, und wenn schon jene fünfzehn Millionen kleinen Volkes, von denen wir sprachen, auch fünfzehn Millionen verschiedener kleiner Köpfe und Herzen besitzen, so sind trotzdem die Contraste zwischen ihnen nicht so groß, daß wir sie nicht in einige wenige Haupttypen gruppiren könnten.

Auf den ersten Blick hin erscheint es unnöthig und in der That beinahe albern, zu sagen, daß der Hauptunterschied, den wir zwischen den französischen Kindern zu machen haben, in der Sonderung der Knaben von den Mädchen besteht. Die Geschlechtsverschiedenheit begleiten

in Frankreich indeß auch so eigenthümliche und so ungewöhnlich scharfe Unterschiede in Charakter und natürlichen Neigungen, daß man nicht Gewicht genug darauf legen kann; die Geschlechtsverschiedenheit ist die wesentliche Grundlage der Sache. Die Franzosen zwar sehen sie nicht, wenigstens kommt sie ihnen durchaus nicht so frappant zur Erscheinung, wie sie sich dem fremden Beobachter darstellt; sie sind daher auch außerordentlich überrascht, wenn man ihnen sagt, daß die scharfe Grenzlinie, die zwischen ihren Männern und Frauen gezogen ist, sich schon von der Wiege an geltend macht und daß die specifisch männlichen und weiblichen Eigenthümlichkeiten ihres Nationalcharakters bereits an ihren Kindern deutlich wahrzunehmen sind. Außer den Vereinigten Staaten von Amerika kennen wir kein Land, wo zwischen den beiden Geschlechtern in Gedanken und Aeußerungen eine so große Verschiedenheit zu Tage tritt, wie sie sich in Frankreich beobachten läßt. Andere Nationen zeigen uns eine ziemliche Einheit in den Zwecken und Bestrebungen zwischen Frauen und Männern; wir finden fast die nämlichen Hoffnungen und Grundsätze, die gleichen Beweggründe und Triebfedern ihrer Handlungen. In Amerika und in Frankreich hingegen gewahren wir, daß Gatten und Gattinnen, Brüder und Schwestern, wenn sie auch in der bewundernswerthesten Eintracht mit einander leben, in ihrer Auffassung von Leben und Pflichten und in den Systemen, die sie anwenden, um Art und Umfang der Zufriedenheit zu gewinnen, die ihren individuellen Bedürfnissen entspricht, doch grundverschieden sind. Wiewol man

die Frage vorsichtig anfassen muß, um nicht in Uebertreibung zu verfallen, so heißt es doch vielleicht nicht zu weit gehen, wenn wir behaupten, daß die hervorstechenden Bestrebungen des Franzosen und der Französin nach entgegengesetzten Richtungen auseinander laufen. Ein gemeinsames Band von Interesse und Neigung hält zwar die Geschlechter zusammen, ihre Tendenzen jedoch sind nicht dieselben; im Ganzen leben sie vielmehr in einem fortdauernden Zustande von Zwiespalt hinsichtlich vieler der Hauptlehren, Obliegenheiten und selbst Freuden des Daseins. Unstreitig stehen die Frauen hoch über den Männern. Um diese Behauptung zu begründen, brauchen wir uns weder weit noch lange umzuschauen: das Verhalten beider Geschlechter während des letzten Krieges und zumal während der Belagerung von Paris gibt uns ja hinreichende Beweismittel an die Hand. Erklärlicher Weise sind alle diese Beobachtungen blos allgemeiner Art, und der Ausnahmen die Menge; leugnen läßt sich indeß nicht, daß die höheren sittlichen Eigenschaften — entschlossene Pflichttreue, opferfreudige Ergebung, unverbrüchliches Festhalten an Grundsätzen und aufrichtige Religiosität — unter den französischen Frauen in reichem Maße vorhanden, bei den Männern aber verhältnißmäßig selten sind. Wir constatiren die Thatsache lieber in dieser negativen Form, lieber die Eigenschaften namhaft machend, welche die Männer nicht besitzen, als die Fehler aufzählend, die sie haben, und übrigens ist es für unsere Zwecke auch kaum nothwendig, die Vergleichung zwischen den Erwachsenen noch mehr ins

Einzelne zu verfolgen. Beschränkt sich unsere Untersuchung doch auf die Kinderwelt, und die Erkenntniß der wesentlichen Unterschiede, die zwischen den Eltern existiren, wird zur Bestätigung unserer Angabe genügen, daß sich diese nämlichen Unterschiede, wiewol in minder lebhaften Farben, auch unter den Kleinen bemerklich machen.

Darüber sind Alle einig, daß der ausgesprochenste Charakterzug der Franzosen die hohe Entwickelung ihrer Erregungs- und Empfindungsfähigkeiten ist. Diese Entwickelung theilen beide Geschlechter, bei den Frauen jedoch tritt sie viel mehr zu Tage als bei den Männern; die Erziehung steigert sie, und in den höchsten Classen der Gesellschaft zeigt sie sich am augenfälligsten. Die französische Erziehung geht nicht darauf aus, Gefühlsäußerungen unterdrücken zu lehren, ganz im Gegentheile werden dergleichen Aeußerungen für natürlich und wünschenswerth erachtet. So sehen wir denn auch, daß die französischen Mütter ihre Kinder, insbesondere ihre Töchter ermuntern, niemals die Empfindungen zu verbergen, von denen sie bewegt werden, vorausgesetzt immer, daß diese Empfindungen wahr und gut und nicht von einer Natur sind, um Principien oder Schicklichkeiten zu verletzen. Daraus folgt, daß die Impulse der Kinder ungehemmt bleiben, daß sie nach außen treten, sobald sie sich regen und daß der Einfluß von Müttern und Erzieherinnen sich weit mehr darauf richtet, diesen Impulsen zu wahrer und anmuthiger Darlegung zu verhelfen, als sie an und für sich niederzuhalten oder auch nur zu zügeln.

Es läßt sich manches Gute von dieser Verfahrungsweise sagen. Sie reizt die Individualität, kräftigt die Neigungen, entwickelt das Empfindungsvermögen in vielen seiner mannigfachen Gestalten. Seit Generationen in Anwendung, hat sie eine gewissermaßen erbliche Erregbarkeit hervorgerufen, die gegenwärtig zweifelsohne größer ist, als sie andere Völker besitzen. Der Umfang dieser Fähigkeit aber ist ein sehr ausgedehnter. Sie erstreckt sich auf fast jedwede Stellung und Lage im Leben, auf Kunst und selbst auf Wissenschaft; ihre volleren Wirkungen und Folgen erscheinen selbstverständlich aber in den zarteren Empfindungen, in der Reizbarkeit und in den sanfteren Pflichten, wie sie vorzugsweise dem Weibe anheimfallen. Da gegewahren wir denn bei der Mehrzahl der französischen Frauen eine Ergießung, eine unverhaltene Ausströmung der innern Natur, die sich bei ihren Töchtern nicht minder reichlich reproducirt. Von ihren ersten Kindertagen an leben die Mädchen an der Seite demonstrativer Mütter, die, was sie denken und fühlen, mit einer natürlichen Unverhohlenheit zeigen und aussprechen, deren sie sich schwerlich klar bewußt sind. Die Kinder erben nicht nur diese Neigung, sondern werden durch Beispiel, durch Verkehr und Unterweisung auch dazu angeleitet, sie in ihren eignen kleinen Herzen weiter zu entwickeln. Erregbar geboren, werden sie auch zur Erregbarkeit erzogen. Man sagt ihnen, daß Erregbarkeit, wenn sie gut ausgedrückt und auf würdige Gegenstände gelenkt wird, eine Quelle der Freude, der Zärtlichkeit und Liebenswürdigkeit ausmacht.

Die englischen — und deutschen — Anschauungen von der Sache sind entgegengesetzter Art; allein dergleichen Dinge sind Fragen der Race und des nationalen Brauches. Und mehr noch, wenn wir ehrlich sein wollen, so müssen wir zugeben, daß eine leichte Erregbarkeit dem wahren Weibe einen unendlichen Reiz verleiht. Die jungen französischen Mädchen besitzen diesen Reiz in einem erstaunlichen Grade, vornehmlich die der oberen Gesellschaftsschichten. Ihre Köpfe und Herzen leben so zu sagen in freier Luft; ihre Naturen sind ganz und gar nach außen gekehrt. Sie gedeihen nicht, wo sie einen ihrer Gedanken vor der Wahrnehmung ihrer Mütter verbergen können; er muß heraus. Wie sehr dies die Leitung der Kinder vereinfacht, begreift sich. Seine Tugenden und seine Fehler laufen der Mutter direct in die Hände. Sie braucht nicht erst darauf zu fahnden und nicht zu zweifeln, ob sie auch die Wahrheit sieht; diese springt ihr aus Hunderten von Thaten und Worten ihrer mittheilsamen Tochter in die Augen. Das französische Mädchen trägt keine Maske.

Und der unmittelbare Einfluß der Mutter wird um so stärker, als es fast allgemeine Sitte ist, daß sie ihre Kinder Tag und Nacht um sich hat. Gar manches Mädchen in Frankreich hat vor seiner Verheirathung nie anderswo die Nacht zugebracht als in seiner Mutter Schlafzimmer, und schlimmsten Falls in der Stube daneben bei offener Thür zwischen den beiden Gemächern. Solche unaufhörliche Nachbarschaft aber bringt eine Einwirkung hervor nicht blos geistiger und moralischer, sondern wol

selbst physischer und magnetischer Beschaffenheit. Die Mutter geht in die Tochter über, die Tochter absorbirt die Mutter — ihre Wesen vermischen sich, und so geschieht es, daß die Französinnen eine so eigenthümliche Macht über ihre Töchter ausüben, und daß die Töchter so durchgängig eine genaue Reproduction der Mutter werden, unter deren beständiger Beobachtung sie herangewachsen sind. In der durchsichtigen Offenheit der kindlichen Natur und der ununterbrochenen Nähe der Mutter erhalten wir die Erklärung der regelmäßigen Ueberlieferung jener Charaktertypen, die in so vielen französischen Familien der höheren Stände unwandelbar zu bleiben scheinen und von denen man fast sagen kann, daß sie ihnen ganz ebenso eigenthümlich zugehören wie ihre Namen. Dieselben Vorzüge und dieselben Mängel reproduciren sich im alten Adel des Landes von Geschlecht zu Geschlecht. Kommt ein Weib andern Ursprungs in seine Reihen, so mag es vielleicht versuchen, neue Elemente einzuführen, allein jedenfalls verwischen oder schwächen diese sich doch durch die alten Traditionen, mit denen sie zu kämpfen haben, so daß die Hauptzüge des Hauses immer erkennbar bleiben: das Kind eignet sich dieselben an und gibt sie weiter, wenn es seinerseits Mutter wird. Dies gilt indeß nur von den höchsten Classen, wo der Geburtsstolz und die vermeintliche Verpflichtung, gewisse vorgefaßte Meinungen aufrecht zu erhalten, sich noch in wunderbarer Kraft behaupten. In den mittleren und niederen Schichten der Gesellschaft kann man solche Art der Pietät natürlich nicht erwarten. Hier sieht man das Werk der

modernen Gleichmachung in seiner vollsten Thätigkeit, hier liegen keine altaristokratischen Anschauungen mit den Tendenzen des neunzehnten Jahrhunderts im Streite, hier modeln sich die moderne Frau und ihre moderne Tochter wie es der moderne Mann verlangt, immer jedoch, wenn schon in anderem Grade, finden wir die leicht erregbaren Herzen und die ungehemmten Sympathien.

Wohin wir mithin in Frankreich den Blick lenken, in Schlösser und in Hütten, in die Pariser „Hôtels" und in die Häuser der Arbeiter, überall sehen wir Mädchen, die das Spiegelbild ihrer Mütter bilden, manchmal mit absoluter Genauigkeit, manchmal mit nur annähernder Aehnlichkeit, immer aber mit einer gewissen überströmenden Naturwahrheit, die etwas ungemein Gewinnendes hat und ein außerordentliches Vertrauen in die Aufrichtigkeit ihrer Herzen einflößt. Ein solcher Anfang verkündet fast untrüglich, daß die Mädchen zu Frauen erwachsen werden, die der stärksten Empfindungen fähig sind, und wenn auch der Ton der Gesellschaft, in die sie ihr Lebensweg führen mag, sie vielleicht weit entfernt von den ersten Anläufen ihrer Sensibilität, so werden sie diese doch nicht desto minder bewahren, ebenso wie die Fähigkeit, ihren Gefühlen Ausdruck zu leihen. Sehen wir uns in Paris um, oder nehmen wir die Masse der ländlichen Bevölkerung, so werden wir bemerken, daß nur eine sehr kleine Minderzahl von Mädchen im Laufe der Jahre die Eindrücke ihrer ersten Erziehung vergißt, wir gewahren vielmehr allenthalben, wie schwer es ist, den Stempel zu vertilgen, den die

Mutter ihrem Kinde aufdrückt, und müssen bekennen, daß diese Französinnen, je nach ihren Einsichten, recht wohl wissen, was sie ihren Töchtern schuldig sind.

Möglicher Weise glaubt Europa kein Wort von dem, was wir hier gesagt haben; beurtheilt man im Auslande doch Frankreich nach dem Wenigen, was jenes von ihm zu sehen bekommt, nach den paar Hunderten von Pariserinnen, die vorn im hellsten Lichte stehen und ihr Vaterland in den Augen der gesammten Welt compromittiren, um ihre eigene Eitelkeit zn befriedigen. Diese Weiber aber sind nicht Frankreich, dieser Weiber Kinder nicht die ächten französischen Kinder. Die armen kleinen Geschöpfe, die feingekleidet nach dem Tuileriengarten geschickt werden, um dort vor dem Publicum die Rollen ihrer Mütter zu spielen, sind es, was der fremde Reisende beobachtet und erklärlicher Weise für den Normaltypus hält, allein dieser Irrthum ist ein ebenso schwerer, als wenn man gewöhnliche Romane für den Ausdruck der Nationalliteratur eines Volkes nehmen wollte. Ueberdies sollte nicht außer Acht gelassen werden, daß seit den letzten dreißig Jahren eine große Anzahl wohlhabender Fremder Paris zu ihrem Wohnorte erkoren hat und daß sehr viele jener Mädchen, die den Moralisten traurig stimmen, wenn er sie in den Champs Élysées beobachtet, Frankreich gar nicht angehören. Die Nation hat in der That Fehler genug, wir brauchen ihr nicht noch beizumessen, was sie nicht verdient, oder dem ganzen Volke die Sünden einiger Weniger zuzuschreiben. Hat die Französin ein unzweifelhaftes, unbe=

streitbares Verdienst, so ist es sicher die Hingabe, mit der sie sich ihren Töchtern widmet, und ihr fester Vorsatz, diese vor sittlichem Verderben zu bewahren. Das merkwürdige Dämchen von zehn Jahren, welches der Fremde mit Erstaunen unter den Kastanienbäumen bei dem Obelisken betrachtet und an dem ihm eine Mannigfaltigkeit frühzeitiger Mängel vor Augen treten, ist ebensowenig das Muster eines ächt französischen Kindes wie der Pfau der gewöhnliche Vogeltypus ist oder die „Vie Parisienne" den allgemeinen Schlag der französischen Zeitschriften kennzeichnet. Jene junge Dame ist ein Product der Zeit, ein Zeichen der Epoche, nicht Vertreterin ihres Landes. Vielleicht ist sie so frech wie Gavroche, so gebieterisch wie Napoleon, so prunkvoll wie Ludwig XIV., vielleicht auch nicht, dies hängt ja von ihrem Temperamente uud von ihrer Mama ab, was indeß auch der Grad ihres vorzeitigen Uebermuthes sein mag, immer ist sie nur das Mitglied einer kleinen unsaubern Heerde, nicht Frankreich. Das ächte Frankreich finden wir anderswo.

Wie überall in der Welt kommt auch in Frankreich das andere Extrem vor. Es umschließt die Kinder jener entsetzlich gewissenhaften Leute, jener peinlich strengen Mütter, die ihre Kinder in einen Kerker unbarmherziger Frömmigkeit einsperren, aus dem die armen kleinen Dinger entfliehen würden, wenn sie nur könnten. Gibt es irgend Verhältnisse, in denen das französische Mädchen seine wirklichen Gedanken verbirgt, so ist es in diesen erschrecklichen Häusern der Fall, wo die Bigotterie die Höhe der Grau-

samkeit erreicht. Glücklicher Weise sind solcher Häuser nicht viele, wol aber genug, zumal in den Landstädten, um uns Exemplare verdüsterter Kinder vorzuführen, die täglich vier Mal in die Kirche geschleppt werden und nicht spielen dürfen, weil sie das Spielen vom Beten abzieht. Diese Art von Erziehung verfehlt indeß ihren Zweck, mit der Freiheit kommt die Reaction, und dann sieht man, wie alle Eindrücke der mütterlichen Bemühungen verschwinden, anstatt, wie es sonst in Frankreich die Regel, eine dauerhafte und bleibende Gestalt zu gewinnen.

Wie überaus mächtig der mütterliche Einfluß in Frankreich auch ist, er reicht doch bei Weitem nicht hin, um selbst nur den Naturen von Kindern derselben Mutter das gleiche Gepräge zu verleihen, viel weniger die fünfzehn Millionen von Temperamenten, mit denen wir es hier zu thun haben, auf ein allgemeines Niveau herabzudrücken. Im Gegentheile können wir, von allen Unterarten und Nebenschattirungen absehend, auch die französischen Mädchen im Allgemeinen so ziemlich in dieselben Kategorien eintheilen, wie diese in der ganzen Welt bestehen: in religiöse und irreligiöse, in intelligente und geistig beschränkte, in affectirte und natürliche, in selbstlose und selbstsüchtige Mädchen. Dabei müssen wir von vornherein bemerken, daß die Mehrzahl der Mädchen gleich der Mehrzahl der Frauen den vier guten Classen angehört. Finden wir doch mehr religiöse, intelligente, natürliche, selbstlose Mädchen als umgekehrt. Das Vorurtheil führt nicht zur Wahrheit, und wie wol sehr viele ausländische Beobachter vollkommen

davon überzeugt sind, daß die meisten französischen Weiber als egoistische Koketten blos leben, um sich zu amüsiren und ihrer Eitelkeit zu fröhnen, so ist doch diese Ansicht eine durchaus falsche. Freilich hat namentlich Paris an dergleichen Weibern keinen Mangel, im Großen und Ganzen jedoch bilden dieselben eine verschwindende Minderheit und scheinen nur deshalb so zahlreich zu sein, weil eben die Beschaffenheit ihrer Fehler sie dazu verleitet, diese ihre Gebrechen öffentlich auszustellen. Diese brauchen Aufregung und Bewunderung und trachten nach Beidem. Die wenigen Fremden, die wirklich in die französische Gesellschaft gelangen, sehen Exemplare derartiger Frauen bei Diners und Bällen, hören den Lärm, den sie machen, über den sie kaum den stillern Theil der Frauenwelt bemerken, und tragen dergestalt die Anschauung davon, daß alle französischen Weiber jenen Vorlauten gleichen. Das aber ist ein ungeheurer Irrthum. Auf eine Frau, die zu Balle geht, kommen in ganz Frankreich fünfzig, die zu Hause bleiben, aus dem Bereiche fremder Augen und Ohren. Dies sind die Frauen, welche die französischen Mädchen erziehen; auf ihnen sollte das Urtheil fußen, und nicht auf der exceptionellen Pariserin, die so allgemein als französischer Typus angenommen zu werden pflegt. Demungeachtet läßt sich nicht in Abrede stellen, daß dies letztere Musterbild im Laufe der jüngst verflossenen zwanzig Jahre sich etwas vervielfältigt hat und daß durch die neuesten extravaganten und luxuriösen Gewohnheiten dem ihnen ausgesetzten Theile der heranwachsenden Generation schwerer Schaden zugefügt

worden ist, allein auch hier gilt die Thatsache, daß die Anzahl der unter dem Kaiserreiche vorhandenen anrüchigen Weiber verhältnißmäßig eine sehr beschränkte und ihr Einfluß bei Weitem kein so ausgedehnter war, wie man außerhalb Frankreichs vermuthet hat. Die überwiegende Majorität der gebildeten Bevölkerung wich zurück von der Berührung mit jenem neuen Product, dem „flotten" Weibe und so werden die üblen Folgen seines Auftauchens hoffentlich auf seine eigene Nachkommenschaft beschränkt bleiben und nicht auf Anderer Kinder übergehen. Dazu kommt, daß seit dem letzten Kriege eine ernstliche Reaction eingetreten ist und jene Frauengattung wol zum Aussterben verurtheilt sein dürfte. Ist dies der Fall, so wird die neue Atmosphäre, welche die Kinder jener frivolen Geschöpfe athmen werden, wenn sie selbst einmal Frauen sind, vielleicht den in ihren früheren Tagen empfangenen üblen Einflüssen entgegenwirken. Unter allen Umständen können wir dessen gewiß sein, daß die schlimme Erscheinung fürs Erste keine Nachfolge finden und das Uebel, das sie bereits angerichtet hat, nicht weiter um sich greifen wird. (?)

Uebrigens ist es auch nur ganz natürlich, daß die große Masse der europäischen Frauen gut sein muß. Ohne Unterschied der Nationalität richtet sich ja ihr Streben auf Pflichterfüllung, auf Rechtschaffenheit und Wohlverhalten. Die Französinnen sind nur wie die anderen auch, mit der Ausnahme, daß die Aeußerung ihrer Gefühle, guter und schlechter, eine demonstrativere Gestalt annimmt. Die Mädchen folgen dem nämlichen Gesetze und bieten, Alles in

Allem, trotz der unendlichen Mannigfaltigkeit ihrer individuellen Eigenthümlichkeiten, die gleichen natürlichen Neigungen zu Tugend und Rechtschaffenheit dar. Worin indeß das häusliche Leben in Frankreich zuweilen seinen besondern Charakter aufweist, wodurch es sich von dem in den meisten anderen Ländern unterscheidet, das ist die erstaunliche Macht, die gewisse Kinder auf ihre Eltern ausüben, eine Macht, die fast ebenso groß ist, wie die Macht, welche die Eltern selbst über ihre Kinder besitzen sollen. In manchen äußersten Fällen, die aber keineswegs zu den Seltenheiten zählen, ist die Tochter die Herrin ihrer Mutter; sie wird zur Tyrannin und beherrscht jene mit einer unerbittlichen Gewalt, der die Mutter sich beugt. Dies kommt daher, weil nirgend in der Welt die Kinder so verzogen werden wie in Frankreich und die mütterliche Liebe hier häufig bis zur Einfalt und Narrheit steigt. Wo das aber eintritt, da ist es selbstverständlich mit Leitung und Aufsicht von Seiten der Mutter und mit allem Gehorsam von Seiten des Kindes vorüber. Wenn unter solchen Verhältnissen gute Eigenschaften in einem jungen Herzen bestehen bleiben, dann müssen sie sicherlich festgewurzelt sein. In welchem andern Lande als in Frankreich würde wol eine Mutter in Gegenwart zweier Fremder ihrem Kinde erlauben, auf den Tisch zu klettern und mitten in einem Diner Lampe und Lichter auszublasen? Und würde anderswo die folgende Geschichte sich zutragen können? Bei einem Mittagsessen, zu dem zwanzig Personen geladen waren, stellten sich zwei der Gäste, Mann und Frau, nicht

ein. Nach einigem Wundern und Warten ließ die Herrin vom Hause ihr Festmahl seinen Anfang nehmen. Gegen zehn Uhr erschienen endlich jene beiden Gäste und erklärten, zwar mit einiger Verlegenheit, doch als wenn sich dies von selber verstehe, offen den Grund ihres späten Erscheinens. Ihr Kind, ein Mädchen von drei Jahren, war in dem Augenblicke, da sie fortgehen wollten zu Bett gebracht worden, als sie ihm indeß freundlich gute Nacht wünschten, sagte die Kleine: „Mama, ich will nicht, daß Du fortgehest!“ Die Mutter stritt mit ihr, aber vergeblich. Auch der Vater versuchte seine Beredsamkeit, doch ebenso erfolglos. Seinen Vortheil gewahr werdend, steigerte das kleine Ding seine Forderungen; es bestand nicht allein darauf, daß weder Vater noch Mutter das Haus verließen, sondern verlangte auch, daß sie sich auf der Stelle auskleideten und zu Bette legten. Sie leisteten zwar schwachen Widerstand, allein das Kind ward dictatorisch und drohte mit Weinen. Dies schlug sie, wie die Mutter ihren verwunderten Zuhörern entschuldigend sagte. „Natürlich“, sprach sie, „mußten wir bleiben, sobald das süße Kind uns sagte, es werde weinen, wenn wir fortgingen; es wäre ja entsetzlich gewesen, ihm wehzuthun lediglich um unsers Vergnügens willen; und so bat ich Henri, seine Ueberredungsversuche einzustellen, und Beide kleideten wir uns aus und gingen zu Bette. Sowie die Kleine eingeschlafen war, standen wir wieder auf und zogen uns von Neuem an, und da sind wir nun und bitten tausend Mal um Verzeihung, daß wir so spät kommen.“

Diese beiden Beispiele sind buchstäblich wahr, und ähnlicher Art möchten sich wol noch manche ausfindig machen lassen. Sie thun dar, wie das Uebermaß elterlicher Liebe bis zum Blödsinn gehen kann, sind aber im Allgemeinen doch keine Beweise für die gesellschaftlichen Zustände in Frankreich. Im Gegentheile sind die französischen Mädchen der Mehrzahl nach außerordentlich lenksam, die meisten von ihnen gehorchen aus dem besten aller nur denkbaren Gründe, — aus Liebe. Sie leben mit Vater und Mutter in so engem und beständigem Verkehre, daß das Band zwischen ihnen zweifellos fester wird, als in vielen andern Ländern, zumal in England, wo die Herzen- und Gedankengemeinsamkeit keine so unabläßige ist. Als Beispiel dieser innigen Beziehungen braucht nur angeführt zu werden, daß das friedliche und einträchtige Zusammenleben von drei Generationen: alten Leuten, ihren Kindern und Kindeskindern, in Frankreich etwas Gewöhnliches ist. So wunderbar dies auch den Meisten erscheinen mag, die ja immer das Gegentheil geglaubt haben, ist es doch Thatsache, daß die Familienbande in Frankreich außerordentlich starke sind. Einträchtige Familien bilden dort die Regel, und die Einigkeit geht weit über die Bedeutung hinaus, die wir gewöhnlich dem Worte beilegen. Sie besagt nicht blos als Grundzug die gegenseitige Ergebenheit, sie berührt vielmehr die Nationaleigenschaften so nahe, daß die Ansiedelung und, bis zu einem gewissen Grade, sogar das Reisen in fremde Länder dadurch unmöglich gemacht werden. Weder Söhne noch Töchter mögen ihre

Eltern verlassen; wird doch schon die kürzeste Trennung für ein Unglück betrachtet. Das Volk will im Allgemeinen von Auswanderung nichts wissen, nicht weil es ungeeignet wäre, sich anderswo eine neue Existenz zu begründen, sondern weil es den Gedanken an ein Aufgeben der von Kindesbeinen an gepflogenen Gewohnheiten und Verbindungen nicht ertragen kann. Bei solchen ihnen schon in zartester Kindheit eingepflanzten Gefühlen und Anschauungen ist es nur natürlich, daß die meisten französischen Mädchen pünktlich erfüllen, was ihnen die Eltern heißen; blos wenn die Mütter so schwach sind, ihnen den Willen zu lassen, maßen sie sich die Herrschaft im Hause an, wie wol sie fast in allen Stücken im häuslichen Leben eine Stelle einnehmen, die weit einflußreicher ist, als sie den Kindern in anderen Ländern eingeräumt zu werden pflegt. Trotzdem aber bleiben sie meist natürlich, liebevoll und kindlich; sie widersprechen nicht und begehren nichts, was ihnen nicht zukommt.

Im beständigen Umgange mit seiner Mutter eignet sich das französische Mädchen vieles an, was ihm im spätern Leben zum Vortheile gereicht; die Gewohnheit der Rede und die Kunst der leichten Conversation, Manieren und Tact und selbst eine gewisse Menschenkenntniß. Von der Wiege an lernt es ein Weib werden, und das entschädigt es reichlich für den bessern und methodischern Schulunterricht, dessen die Mädchen wol in anderen Ländern genießen. Jedenfalls wird eine Tochter, die nie von der Mutter Seite gekommen ist, eher im Stande sein, nachmals im Leben ihre Stellung und ihre Pflichten zu erfüllen,

als eine andere, die in Pensionen und öffentlichen Anstalten erzogen worden ist, wie dies meist in England geschieht, oder, wenn sie auch im Hause unterrichtet wird, doch gewöhnlich ein von den Eltern abgesondertes Leben führt. Jene hat schon Haus gehalten, beim Anordnen des Mittagstisches geholfen und wahrscheinlich schon manchmal selbst gekocht; sie ist daran gewöhnt, die Besucherinnen ihrer Mutter zu empfangen, sie kann plaudern und knixen (zwei Zeichen der wahren Weltdame); sie hat volle Gelegenheit gehabt, sich Geschmack und Anmuth zu erwerben und beide anwenden zu lernen, bei allen diesen gesellschaftlichen Vorzügen aber wahrscheinlich keine von den solideren Tugenden eingebüßt, zu deren Uebung sie als Kind angehalten worden ist. Wie alle Anderen hat sie jenen ernsten Moment ihres Lebens, ihre erste Communion, erlebt und muß sehr schlecht sein, wenn der Eindruck dieser Feier nicht dauernd in ihr haftet. Denn wer kann jenes rührende Bild betrachten, ohne zu fühlen, daß die Scene auf die handelnden Personen derselben dauernde Einwirkung hat? Von ihr datirt, bei vielen Mädchen, die Bildung ihres Charakters, die Befestigung ihres Glaubens, die herzliche Bereitwilligkeit, die Pflichten und Leiden des Lebens auf sich zu nehmen. Sie greift an alle Herzen; ihr Andenken vergeht nicht und alte Frauen sprechen von ihr noch als von dem „grand jour de ma vie". Am Abend vorher kniet das Mädchen nieder und bittet Vater Mutter, ihm alle seine Fehler und Sünden vergeben zu wollen; dann schreitet es ernst durch das Haus und sucht die gleiche Vergebung von allen Bewohnern desselben

nach. Ist der Festmorgen gekommen, so geht es, von oben bis unten weiß gekleidet, in einen langen Mousselinschleier gehüllt, sich in der Kirche seinen Gefährtinnen zu gesellen, die, gleich ihm, sämmtlich zwei Jahre lang in besonderen Katechismusstunden auf den großen Tag vorbereitet worden sind, der nun endlich erschienen ist. Unter den Klängen der Musik und allem Pompe der katholischen Ceremonie ziehen dann zwei Reihen von Kindern langsam das Kirchenschiff hinab und knien rechts und links nieder, die Mädchen auf der einen, die Knaben auf der andern Seite, bis sie das ganze Gotteshaus erfüllt haben. Wie mit Schnee bedeckt, so sieht die Kirche aus, wenn sich das Meer von weißen Schleiern über sie breitet. Und wenn schließlich der Hauptmoment da ist und die Kinder sich langsam dem Altare zubewegen, dann bleibt ringsum kein Auge trocken. Unverwandt blickt jedes Elternpaar auf seine eigenen Kinder in der feierlichen Procession, und sollte der Tod sie ihnen frühzeitig entreissen, so ist das Fest der ersten Communion der Augenblick im Leben der Heimgegangnen, dessen sie am liebsten und am schmerzlichsten gedenken. Wenn dies Schauspiel aber Männer erweicht und Frauen schluchzen macht, welche Wirkung muß es dann erst auf die Kinder hervorbringen? Ganz abgesehen von seinem moralischen Einflusse, welche Umwälzung muß eine so mächtige Erschütterung in den kleinen Heazen auch sonst noch nach sich ziehen? Gibt es Reinheit und Andacht auf Erden, kann die menschliche Natur sich jemals dem Wesen der Engel nähern, dann gewiß bei einer solchen ersten Communion.

Weil nun aber das ganze System der Mädchenerziehung in Frankreich auf die Entwickelung der vorzugsweise weiblichen Anlagen gerichtet ist, weil es die Erregbarkeit reizt, weil es die Anziehungskraft steigert, weil es das Familienleben erheitert durch die Stellung, die es den Töchtern anweist, und die Geschicklichkeit, die es ihnen für diese Stellung verleiht, so könnte man vielleicht fragen, ob es nicht auch von den Unannehmlichkeiten und Mißständen begleitet sei, die eine derartige Erregung von Phantasie und Gefühl mit sich zu bringen pflegt, von jener Indolenz, welche die Sensibilität so oft hervorruft, von der Untauglichkeit zu den praktischen Geschäften des täglichen Lebens? Mit gutem Gewissen kann auf dies Alles verneinende Antwort gegeben werden. In der Regel sind die Französinnen wol gefühlvoll, doch nicht empfindsam; reizbar, aber vernünftig, thätig und arbeitsam. Ihre Fehler sind eher Mangel an Ordnungssinn, Scheu vor Neuerungen, wie diese so häufig aus schon frühzeitig eingesogenen starken Vorurtheilen entspringt, Aufregungs- oder besser gesagt Zerstreuungsbedürfniß. Diese Neigungen finden sich sehr oft schon auch an den Kindern. Viele, wenn nicht die meisten derselben sind unordentlich; sie werfen ihre Spielsachen und Bücher umher, lassen ihre Kleider auf der Diele liegen, von wo sie dieselben wieder aufnehmen, wenn sie Toilette machen; lassen die Thüren offen stehen, durch die sie gehen, lottern bis zum späten Morgen im Bette und scheinen überhaupt unfähig zu sein, dasselbe Ding tagtäglich zur selben Stunde zu verrichten. In den Schulen bessern sich natürlich diese Fehler, im praktischen

Leben jedoch tauchen sie nachher wieder auf, und mit seltenen Ausnahmen sind alle Französinnen, mögen sie nun im Kloster oder zu Hause erzogen sein, in ihren Gewohnheiten etwas unregelmäßig. Ein gewisses Quantum von Unordentlichkeit scheint ihrer Natur nothwendig zu sein. Denn wirklich sind es nicht wenige Frauen, selbst aus den bessern Classen, die gegen zu große Regelmäßigkeit ankämpfen als gegen das Anzeichen eines kalten Herzens und einer für die feinern Empfindungen für Kunst und Geschmack unfähigen Seele. An dieser Anschauung mag etwas wahres sein, auf die Erziehung aber muß es nothwendig ungünstig einwirken; denn mögen wir, zu selbständigem Urtheil reif geworden auch Recht haben, nicht einen zu hohen Werth auf die peinliche Regelmäßigkeit bei allen unseren täglichen Handlungen und Verrichtungen zu legen, so springt es doch in die Augen, daß Mädchen, so lange sie noch Mädchen sind, zu Regelmäßigkeit und Ordnung angehalten werden sollten als zu Tugenden, hinsichtlich derer es fast ebensowenig eine Wahl gibt wie zwischen Wahrheit und Lüge. Das Kind schwankt, weil es seine Mutter schwanken sieht, bewußt oder unbewußt, ahmt es dieser auch darin nach wie so ziemlich in allen anderen Stücken. Nur vielleicht in der Zerstreuungssucht nicht, weil es noch keiner Aufregung bedarf und darum nicht begreift, daß dieser nachgejagt werden muß. Lectionen und Puppen genügen dem Mädchen, genügen ihm oft, bis es selbst fast zum Weibe erwachsen ist; denn wir dürfen nicht unbemerkt lassen, daß die französischen Mädchen im Allgemeinen sehr

lange Kinder bleiben. Zwar hat es den Anschein, als seien sie einer Treibhauserziehung ausgesetzt und in ein vorzeitiges Damenthum gezwängt, dieser Schein trügt indeß. In keinem Lande bleiben die Mädchen so lange jung, und das wird ganz erklärlich, wenn wir bedenken, daß, wiewol die Tochter häufig mit erwachsenen Leuten zusammen ist und derart eine über ihrem Alter stehende Leichtigkeit des Benehmens erlangt, sie doch sich beständig um eine hätschelnde Mutter befindet, die sie als kleines Kind behandelt, weil sie in ihren Augen das zu sein nicht aufhört. Und da der Einfluß der Mutter stärker ist als der fremder Menschen, so bleibt das Kind eben Kind, bis die Nothwendigkeit es zwingt, Weib zu werden.

Als Durchschnittsergebniß der Mädchenerziehung in Frankreich wird sich heraus stellen, daß sie ein etwas unwissendes, sehr vorurtheilvolles, aber reizendes junges weibliches Wesen erzeugt, das heftiger Gemüthsbewegungen und heftiger Liebe fähig ist, das gern selbst in Erfahrung zu bringen sucht, was das Leben zu bieten hat, das zu gefallen und Bewunderung und Zuneigung zu gewinnen strebt, in neun Fällen unter zehn jedoch von einem tiefgewurzelten religiösen Glauben und einem ebenso tiefen Pflichtgefühle geleitet wird. Räumen wir ein, daß der vornehmste Beruf der Frauen darin besteht, um uns herum Freude zu schaffen, unser Leben zu vergolden und ihre Töchter zu lehren, dereinst das Gleiche zu thun, dann haben wir auch anzuerkennen, daß das französische System seine Ziele erreicht.

Sind wir dagegen der Ueberzeugung, daß eine Mutter edlere Aufgaben zu lösen hat, als diese, behaupten wir, daß ihre höchste Pflicht ist, ihren Sohn zum Manne zu machen, so müssen wir bekennen, daß die französischen Mütter ihren Beruf nicht erfüllen.

Wenden wir uns jetzt zu den Knaben.

Allgemeine Definitionen lassen sich auf den Charakter des Menschen nicht anwenden. Die Beschreibung der menschlichen Natur bedingt so viele Einschränkungen und Vorbehalte, so sorgfältige Farbenabstufung, eine so genaue Vertheilung von Licht und Schatten, daß es unmöglich ist, sie in ein Wort oder einen Satz zu pressen. Es würde daher im Princip unverständig sowol als ungerecht sein, wollten wir sagen, daß alle französische Knaben Schleicher sind, allein so viele derselben sind dies in der schlimmsten Bedeutung des häßlichen Wortes, daß selbst die eifrigsten Freunde Frankreichs sich wider ihren Willen zur Constatirung der Thatsache genöthigt sehen und zugeben müssen, daß die große Masse der Knaben jenseit des Canals entsetzlich schlecht ist, wenn man unsern Maßstab anlegt und danach ins Auge faßt, was Knaben eigentlich sein sollten. Die Gemeinheit ihrer Natur ist zum Theil vielleicht ererbt, in viel höherm Grade jedoch eine Folge der Erziehung; stellt sich doch unverkennbar heraus, daß das Uebel wesentlich von der mangelhaften Unterweisung herrührt, deren sie genießen. Die einzigen Knaben in Frankreich, die im Allgemeinen unsere Begriffe von Muth, von Mannhaftigkeit und Ehre verwirklichen, sind die Kinder von Landedelleuten (deren

es nicht eben viele gibt), die reiten und schießen lernen, sich im Freien bewegen und angehalten werden, sich wie Männer zu betragen. Weitaus die meisten aber sind unstreitig kleine Schurken, Feiglinge, Lügner und ungezogen. Wie können dergleichen Knaben jemals zu braven Männern erwachsen? Und doch wird das eine gute Zahl derselben. Ihre Fehler können kaum dem unmittelbaren Einfluß ihrer Eltern zugeschrieben werden, denn während in wohlhabenden Familien der größte Theil der Mädchen seine Erziehung zu Hause empfängt, schickt man die Knaben fast ohne Ausnahme in eine Schulanstalt. In der Schule nun ist es, wo sie, scheinbar Einer vom Andern, die heuchlerischen Gewohnheiten auflesen, die unter ihnen so allgemein verbreitet sind. Sie schneiden einander Gesichter, sie geben einander Fußtritte, sie schlagen sich; wer aber hat jemals davon gehört, daß sie ernstlich miteinander kämpfen um ihre Ehre zu vertheidigen, daß sie männliche Spiele lieben, welche Kraft und Geschicklichkeit erheischen? Derlei Dinge kommen in Frankreich nicht vor. In der Schule lehrt man sie die verschiedenen Wissensgegenstände, zu Hause Liebe und Zuneigung zu ihren Eltern und Geschwistern; und so werden sie vielleicht gelehrt und meist zärtlich und liebevoll gegen ihre Angehörigen, unbedingt aber nicht, was man in England unter „männlich" versteht. Ist doch das ganze Leben in Frankreich von dem unserigen verschieden. Der Wohlstand ist verhältnißmäßig gleich vertheilt, große Vermögen gibt es sehr wenige. Die Knaben werden fast ausschließlich für einen künftigen Beruf, für Handel und Gewerbe

oder für den Staatsdienst ausgebildet, mit der Aussicht, ihr ganzes Leben hindurch sich mit einem sehr mäßigen Einkommen begnügen und von vorn herein auf alle Ergötzlichkeiten verzichten zu müssen, die Geld kosten. Die Erziehung, die unsere englischen Knaben brauchen, um dereinst zu körperlichen Kraftübungen und Erholungen geschickt zu sein, ist in Frankreich unnöthig und unbekannt. Wir können für Reisen und für Pferde, für Cricket, Golf und Fußball bezahlen, was Alles Geld und Muße bedeutet. Die Franzosen haben keins von beiden; wenigstens sind der Ausnahmen so wenige, daß sie in der Masse verschwinden. Da sie mithin der Vorbereitungen nicht bedürfen, die Männer stark und fest und tapfer machen, so wird diesen auch solche Schulung nicht zu Theil. Ihre Erziehung geht darauf, sie zu anderen Dingen auszubilden, und diese anderen Dinge, so verdienstvoll sie auch sein mögen, scheinen uns auf niedrigerem Niveau zu stehen, als die Leistungen unserer eignen englischen Erziehung. Dazu kommt, daß der französische Knabe nicht einmal der ganzen Summe von Erziehung wirklich theilhaftig wird, die man ihm zu geben strebt. Zweierlei namentlich wird ihn gelehrt, von seiner Mutter wenigstens: die Liebe zu seiner Familie und der Glaube an Gott. Das Eine lernt er fast immer, sehr selten aber das Andere. Er bleibt als Mann seinen Eltern und Angehörigen treu und herzlich ergeben, die religiöse Ueberzeugung dagegen, die ihm so sorgsam eingeflößt worden war, entschwindet in der Regel bei der ersten Berührung mit der Welt, und mit ihr geht ein guter Theil der anderen Grund-

sätze von dannen, die ihm gleichzeitig vorgehalten worden waren. Bei der Erörterung der Ursachen von Frankreichs jüngsten Niederlagen, hat Europa dem Einflusse nicht sattsam Rechnung getragen, den die französische Knabenerziehung ausübt, der Feigheit, der sie Vorschub leistet, und der Leichtigkeit, mit der die höheren Gebote der Sittlichkeit aus den Augen gesetzt werden, sobald der Knabe zum Manne erwächst.

Die heutige Französin kann wol aus guten Mädchen reizende Frauen machen, und auch gute dazu, allein es scheint, als könne sie sich über dies verhältnißmäßig untergeordnete Resultat nicht erheben und als wäre sie ebenso wie die Schulmeister, dem sie ihren Knaben anvertraut, unfähig, diesen Knaben zu einem ächten Manne zu erziehen. Wol sehen wir in den höheren Schichten der Gesellschaft, wo die Tradition wirksam ist und das Geld eine verhältnißmäßig kleinere Rolle spielt als in den mittleren und unteren Classen, noch Muster von ritterlichen Gentlemen, zahlreich sind sie indessen nicht. Im letzten Kriege waren auf den Verzeichnissen der Todten und Verwundeten die großen Namen Frankreichs allenthalben vertreten, trotz der von den Luynes und Chevreuse, den Mortemart und Tremouille und tausend Anderen gleich ihnen gegebenen Beispiele aber folgte das übrige Frankreich nicht nach; es war das nicht im Geschmacke der Nation. Sollen wir hieraus entnehmen, daß gutes Blut, Erziehung und Unterricht ersetzt? Fast sieht es so aus, und doch erscheint es absurd, in unsern unromantischen Tagen einen solchen Satz im Ernste aufstellen

zu wollen. Freilich sagen die Franzosen selbst: „bon sang ne peut mentir“, und vielleicht haben sie in diesem speciellen Falle und soweit sie selbst in Frage kommen, nicht Unrecht. Unter allen Umständen mindestens kann nicht in Abrede gestellt werden, daß, sei der Einfluß der Elemente auf die Ausbildung des Menschen was er wolle, in Frankreich nur in den höheren Ständen der Charakter des Knaben sich zu einer kräftigen Gestalt entwickelt.

Im Allgemeinen haben die französischen Knaben etwas Mädchenhaftes, wenigstens finden wir kein anderes Beiwort, das ihre besondere Eigenthümlichkeit so treffend bezeichnet. Nur entspricht das Wort der Sache nicht völlig; denn die Knaben haben Fehler, die wir an den Mädchen nicht wahrnehmen. Die letzteren sind offen und ehrlich, die ersteren nicht blos weibisch, sondern noch mehr und noch Schlimmeres. So unangenehm es ist, wieder und immer wieder auf dasselbe Wort zurückzukommen, — es gibt kein anderes, welches den Begriff besser deckt, wir können daher nur wiederholen: sie sind S c h l e i c h e r. Und darin liegt der große Unterschied zwischen Knaben und Mädchen, dessen wir im Eingange dieses Capitels gedachten. Von ihrer frühesten Kindheit an versprechen die Mädchen gut auszuschlagen und zu werden, was die Frauen überall sein sollen, mit dem Zusatze der ihnen eigenthümlichen Anmuth und Gefälligkeit. Die Knaben dagegen sind engherzig, ränkesüchtig und wirklich feig, was wir bei einem Knaben unter Feigheit verstehen. Ehe sie sich aber nicht ändern, eher ist keine Aussicht vorhanden, daß Frankreich seine frühere Stel=

lung in der Reihe der Völker wieder einnehmen wird. Es wird seine Schulden tilgen, wird wieder reich werden, allein so lange es seine Knaben nicht zum Muthe, zur Redlichkeit und Offenheit erzieht, so lange werden diese nimmermehr zu Männern aufwachsen, welche die höheren Pflichten zu fühlen und zu erfüllen im Stande sind. Vielleicht entwickeln sich manche besser und gediegener als ihre Jugend für möglich halten läßt, das haben wir ja bereits zu sehen Gelegenheit; dergleichen Fälle sind indeß nicht die Regel, vielmehr werden Unglaube, Mangel an politischer Ueberzeugung, an festem Willen und Hingebung an eine Sache die französische Bevölkerung so lange in trauriger Weise auszeichnen, wie die französischen Knaben fortfahren werden, Schleicher und Heuchler zu sein.

Um mit ihnen zu plaudern, sind indeß viele von ihnen angenehm genug. Sie haben meist gute Manieren (darin sind sie uns überlegen), sind fast immer zärtlich und liebevoll, selbst leidlich gehorsam und scheinen somit, wenn man nur nach dem Aeußern urtheilt, das Beste zu versprechen. Sie sind gute Söhne und treue Brüder, sie sitzen fleißig über ihren Büchern, sagen ihre Gebete auf, so lange sie noch klein sind, allein es ist kein rechtes Zeug in ihnen. Die Disciplin macht sie tapfer, wenn sie Soldaten werden; die Ueberlieferung bewirkt dasselbe für die aus den besseren Ständen stammenden, wunderbar aber ist es, daß in diesen Knaben sich auch nur noch ein Funken von Muth erhält, denn ihre ganze Erziehung von Kindheit an scheint nur darauf gerichtet zu sein, jedweden Muth in ihnen zu er-

sticken. Sie dürfen ja nicht wie ordentliche Knaben mit einander balgen und versteigen sich selten weiter als zum Kratzen.

Ist dies Alles nun eine Folge innerer Charakterfehler oder einfach das Ergebniß des in den französischen Schulen befolgten elenden Systems? Gar manche französische Mutter wird ihrem Sohne sagen, daß er keinen Schlag auf sich sitzen lassen dürfe, aber er folgt ihr nicht immer. Wessen Schuld ist das? Fühlt die Mutter instinctiv, daß die Pflicht der Selbstvertheidigung dem Knaben als eines der Elemente der Erziehung eingeprägt werden muß, unterstützt, wie es zuweilen der Fall, der Vater diese Ansicht, so ist es auffällig, daß bei dem außerordentlichen Einflusse der Eltern auf ihre Kinder die ersteren das Resultat nicht erzielen, nach dem sie streben. Der Grund davon ist, daß die Gesammtmacht aller Knaben in der Schule die Macht irgend eines einzelnen Knaben übersteigt, so daß, wenn einer der Schüler etwa dem elterlichen Rathe gemäß handeln und eine ihm widerfahrene Unbill thätlich rächen sollte, alle anderen es dem Lehrer sagen werden, der dann den Uebelthäter als eine Gefahr für die Gesellschaft und einen Verderber guter Sitten bestraft — jener guten Sitten, die darin bestehn, daß man sich gegenseitig Gesichter schneidet, die Zunge herausstreckt und seinen Nachbar unter dem Tische mit den Füßen stößt. In einer Pariser Erziehungsanstalt wurde ein schwedischer Knabe von einem sechszehn Jahre alten Unterlehrer Lügner genannt; der Junge ging sofort auf ihn los, schlug ihn mit der Rechten ins Gesicht,

und mit der Linken hinter die Ohren und frug ihn, ob er noch mehr haben wolle. Darauf stürzten sich alle anderen siebenunddreißig Knaben im Zimmer auf den Schweden, wälzten ihn auf der Diele umher und warfen sich auf seinen Leib, als wäre er ein zu erlegendes wildes Thier. Als der arme Bursche die Mishandlungen überstanden hatte, war ihm die Nase eingedrückt und der Arm zerbrochen. Die siebenunddreißig Knaben aber waren ganz stolz auf ihre Heldenthat und wollten das Ding noch weiter fortsetzen. Daß es unehrenhaft sei, wenn Siebenunddreißig über Einen herfallen, davon hatten sie keine Idee, viel weniger wäre nur einem von ihnen eingefallen, den Knaben mit dem Rufe zu ermuthigen: „Brav, Kleiner! Immer derber!" Hätte der Schwede hinter dem Rücken des Unterlehrers aber verächtliche Grimassen gemacht oder, aus dem Bereiche von dessen Ohren, ihn mit allerhand Schimpfnamen belegt, dann würden die Andern ihm sicherlich lauten Beifall geklatscht haben. Direct auf ihn losgehen jedoch, das war nicht die Lösung der Frage, wie sie französische Knaben lieben, und so mishandelten sie den Schweden.

Keine gesellschaftlichen Vorzüge sind im Stande, einen derartigen Mangel an Ehrenhaftigkeit und Muth vergessen zu machen. Ein Knabe kann geschickt singen und malen, er kann vier Sprachen sprechen (was jedoch keiner von ihnen thut), er kann Muschelschalen für seine Schwestern glätten und Krabben am Seestrande fangen, alle diese hübschen Errungenschaften aber werden ihn nicht zu einem guten Cameraden machen, und wenn der französische Knabe sich

auch solcher mannigfaltigen Fertigkeiten befleißigt, so ist er doch darum nicht im Mindesten tüchtiger, sie helfen nicht dazu, ihn zum Manne emporzuheben. Er ist fast ebenso mittheilsam und hervortretend wie die Mädchen, er hat ein überquellendes Herz, er ist zierlich in allen kleinen Dingen, aber er weint zu leicht und wähnt, Thränen schickten sich für Knaben. Niemand sagt ihm, daß Gemüthsbewegungen, die an Weibern anziehend sind, an Männern lächerlich werden. Und so wächst er in dieser Erregbarkeit auf und behält sie bei, wenn sein Bart zu sprossen beginnt.

Dennoch läßt sich nicht leugnen, daß, gleich seinen Schwestern, auch er außerordentlich dazu beiträgt, der französischen Häuslichkeit ihren Reiz zu verleihen. Seine Intelligenz ist fein und künstlerisch, seine Liebesfähigkeit ungeheuer; er besitzt viele von den zarteren Eigenschaften der menschlichen Natur und erscheint, wenn man ihn nicht mit rein männlichem Maße mißt, oftmals als ein ganz reizender kleiner Bursche. Die Kinder beider Geschlechter bilden einen so wesentlichen und innigen Theil des französischen häuslichen Lebens, daß sie naturgemäß und unbewußt ihre eigenen häuslichen Vorzüge noch zu erhöhen und zu entwickeln trachten. Nichtsdestoweniger aber läßt sich die Thatsache nicht umstoßen, daß die Knabenerziehung in Frankreich eine verkehrte ist und hohe Ziele weder erstrebt noch erreicht. Haben wir doch erst vor Kurzem beobachtet, wie der niedrige sittliche Standpunkt, von dem die französische Erziehung ausgeht, die Nation als Ganzes zu Grunde gerichtet

und zu Disciplin, zu Ordnung und Ueberzeugungstreue unfähig gemacht hat. Das Verhalten des französischen Volkes während der letzten Jahre war aus launenhafter Ueberhebung und kleinlauter Trostlosigkeit zusammengesetzt. Außer einem kleinen tapfern Häuflein, das während und seit dem Kriege wacker seine Pflicht gethan, haben die Franzosen wie eine Bande ihrer eignen Schuljungen gehandelt, die keine Püffe austheilen, noch weniger aber Püffe hinnehmen können. Wer möchte zweifeln, mindestens von den fremden Beobachtern, daß Frankreich nicht nur sich besser geschlagen, sondern auch eine edlere und ehrenhaftere Haltung in seiner Niederlage behauptet haben würde, wenn die gegenwärtige Generation von ihrer Kindheit an in der Uebung des persönlichen Muthes und in soliden Grundsätzen und Ueberzeugungen erzogen worden wäre? Wer aber kann sich anmaßen, die Grundsätze und Ueberzeugungen erklären zu wollen, die Frankreich heute leiten? Gibt es deren überhaupt? Wenn uns daher gesagt wird, die französischen Knaben werden für die Rolle erzogen, die sie dereinst im Leben zu spielen berufen sind, so dürfen wir mit Recht erwidern, daß ihre Tauglichkeit zu dieser speciellen Bestimmung sie zu jeder andern untauglich zu machen scheint und daß, mögen sie auch reizende Gesellschafter, glänzende Sprecher, liebende Gatten und zärtliche Väter werden, voll warmer Gefühle und überfließender Erregbarkeit, sie sich doch entschieden im höchsten Grade untauglich erwiesen haben, zu weisen Bürgern oder weisen Männern aufzuwachsen.

Was kann es nützen, immer wieder auf das Kaiserreich zurückzukommen und alle Schmach auf Napoleon zu häufen als auf die Ursache von Frankreich's Unheil? Das Alles ist ja ein bloßer Zufall, eine bloße Einzelheit im großen Ganzen. Wäre Frankreich nur im Kriege überwunden worden, so würde es binnen fünf Jahren von Neuem auf seinem Platze sein, denn seine materielle Elasticität ist wunderbar und seine Regenerationskraft fast unbegrenzt. Aber seine Krankheit ist schwerer als eine Niederlage — sie liegt im Herzblut des Volkes selbst. Es hat dem Gelde nachgejagt und nach leichtem vergänglichen Dasein gestrebt; es hat kleine Dinge und kleine Ziele verfolgt und ist schließlich untauglich geworden zu großen. Plötzlich von einem unerwarteten Unglück überwältigt, kann es diesem weder kalt ins Antlitz blicken noch praktisch mit ihm fertig werden. Zwei Generationen schlechter Erziehung haben es unwissentlich dahin gebracht. Der verstorbene Kaiser hat dies erniedrigende System befestigt, nicht aber ins Leben gerufen. Es ist mit Ludwig Philipp, wenn nicht schon mit Karl dem Zehnten gekommen. Ist Frankreich damit zufrieden, angenehme Männer und liebenswürdige Frauen zu produciren, Europa zu zeigen, wie man plaudern und sich ankleiden und Kunst und Wissenschaft zu Gegenständen des öffentlichen Lebens machen muß, nun dann kann es unverändert so fortfahren, wie es sich seither geführt hat; will es dagegen von Neuem seine Stelle einnehmen als politische Großmacht, will es nicht mehr blos an das Mitleid der Welt appelliren, sondern ihre Achtung und Hochschätzung

wieder gewinnen; will es herrschen, nicht gefallen und ergötzen — so muß es damit beginnen, die gesammte Erziehung seiner männlichen Jugend umzuwandeln. Es läßt sich durchaus kein Grund ersehen, warum Frankreichs häusliches Leben durch solche Wandelung berührt werden sollte, es würde dadurch weder schwerfälliger noch minder freundlich werden, weder Heiterkeit noch Liebe würde sich mindern; die Knaben brauchten nicht ihre gegenwärtigen Vorzüge einzubüßen, um neue zu gewinnen.

Ist eine solche radicale Verwandelung in den gesammten Zielpunkten und Gewohnheiten der Nation überhaupt möglich, so wird sie viel eher durch die Frauen als durch die Männer herbeigeführt werden können. Wie bereits bemerkt, sind die Französinnen einer edlen Wirksamkeit fähig, sie sind außerordentlich selbstlos und würden, trotz ihrer Erregbarkeit, sich nicht mit ihrem jetzigen hochgespannten Cultus der sanfteren Charakterelemente begnügen, wenn ihnen die Ueberzeugung beigebracht werden könnte, daß es für ihre Söhne noch ein höheres Ziel zu erreichen gäbe. An sie, an ihre Mitwirkung sollten sich daher alle wahren Freunde Frankreichs wenden. Sie selbst können allerdings nicht die werthlosen Schulen beseitigen, in denen ihre Söhne gelehrt wird, wie sie nicht ächte Männer werden, aber sie können die Frage derart in Fluß bringen, daß ihre Gatten sich genöthigt sehen, die Sache in die Hand zu nehmen und zu gestalten. Der Einfluß der Frauen braucht nicht blos ein socialer und moralischer zu sein, in Zeiten nationaler Krisen sollte er zu anderen Zwecken ausgeübt werden,

und in dem in Rede stehenden besonderen Falle, bei dem das Herz ganz ebenso sehr interessirt ist wie der Kopf, könnten die französischen Mütter sich des neuen Gefühls versichern, das sie empfinden würden, wenn sie, soviel an ihnen ist, den Anstoß zu einer Umwandlung der seither bestehenden Erziehungsformen gäben. Die französischen Mütter unserer Tage sind indeß keine römischen Matronen. Sie legen einen unendlich höhern Werth auf die Erhaltung der häuslichen Freuden, wie sie dieselben auffassen, als auf die Rettung des Staates. Der letztere geht nach ihrer Anschauung lediglich die Regierung an. Die Centralisation hat den Patriotismus im wahren Sinne des Wortes ererstickt. Die Mütter wollen gute Söhue erziehen, nicht gute Bürger oder feste Männer. Die Familienliebe wird in Frankreich auf den Altar gestellt; Alles, was zu ihrer Entwickelung und Darlegung beitragen kann, danach strebt man nicht nur eifrig, sondern naturgemäß; was dazu dient, ihre Aeußerung zu kräftigen und zu schmücken, das wird sorgfältig beobachtet und gepflegt, um so mehr als, trotz der unbestreitbaren Aufrichtigkeit dieser Familienempfindungen in Frankreich, es bei ihrer Kundgebung in der That ohne eine gewisse Schauspielerei nicht abgeht. Gemüthserregungen sind den Französinnen so zu sagen zum Wesen des Lebens geworden, und alle dergleichen Aufwallungen bedingen so viele äußere Schaustellung, namentlich wenn ihnen völlig freier Lauf gelassen wird, daß, mag nun ihre Richtung tragisch oder komisch sein, sie gar oft einen einigermaßen theatralischen Charakter annehmen, der leicht den falschen Ein-

druck hervorbringt, als seien sie nicht wirklich empfunden. Ließ sich dieses mächtige Hebelwerk zu einem gesündern Zwecke anwenden; könnte es, durch einen Umschwung, wie er auf bittere Erfahrungen zu folgen pflegt, in Bewegung gesetzt werden, um Grundsätze zu dem Range zu erheben, den Empfindungen einnehmen; wäre dadurch die reine Pflicht auf ein Niveau mit der Liebe zu bringen und männliche Selbstverleugnung der Zärtlichkeit gleichzustellen — dann könnten wir hoffen, daß Frankreich sich wiederfände. Aus dem Sumpf aber, in den es gerathen, scheint nur ein einziger Weg zu führen: der erste Schritt zur Rettung muß von den Müttern gethan werden.

Zweites Kapitel.

Die Dienstboten.

Wer je von uns in Frankreich gewesen ist, der wird sich stets des ersten Eindrucks erinnern, den die französischen Dienstboten auf ihn gemacht haben, des Eindrucks jener Männer und Frauen mit den ihren ganzen Leib bedeckenden weißen Schürzen, so daß die beiden Geschlechter kaum von einander zu unterscheiden sind; nur durch die Stiefel, die unter der Schürze zum Vorschein kommen, wenn die Gestalt ein männliches Wesen vorstellt, und durch die steifgekräuselte weiße Haube, die sich über der Schürze zeigt, falls diese ein weibliches Individuum verbirgt. Ferner erinnern wir uns, daß sowohl Männer wie Frauen mit einer wunderbaren Geschwindigkeit zu schwatzen scheinen und meist unehrerbietig lachten, während sie mit uns sprachen.

Ueber diese ersten Eindrücke aber kommen viele Fremde niemals hinaus; ihre Kenntniß von den französischen Dienstboten und deren Werth und Eigenschaften bleibt auf die angegebenen Einzelheiten beschränkt. Es darf indeß wohl

ohne Uebertreibung behauptet werden, daß diese Anschauung eine sehr oberflächliche und unvollständige ist und daß der Gegenstand noch etwas mehr als Schürzen, Stiefel, Hauben, Sprachgeläufigkeit und Heiterkeit umfaßt. Ohnedies hat ja der gewöhnliche Reisende, so tief seine Forschungen auch in die innere Natur von Hôtel- und Cafédemostiken eindringen mögen, seine Studien auf Privathäuser zu erstrecken, wo doch der Kern der Frage zu finden ist; nothwendig aber sieht er sich in seinen Beobachtungen auf ein engeres und untergeordnetes Feld begrenzt, das den Uebelstand darbietet, lediglich Individuen in sich zu begreifen, die durch die beständige Berührung mit dem Publicum die specifischen Sitten und Gewohnheiten ihrer besonderen Classe angenommen haben, die sich von denen ihrer Collegen im Privatdienste doch so wesentlich unterscheiden. Daraus folgt naturgemäß, daß der Reisende, dem kein anderer Maßstab zu Gebote steht, zu einer Ansicht gelangt, die, selbst wenn sie an sich richtig ist, sich blos auf eine kleine und ganz besondere Art von Domestiken bezieht. Diese Ansicht nun geht im Allgemeinen dahin, daß die französischen Dienstboten beider Geschlechter zwar sauber, fleißig, freundlich und willig, doch äußerst unehrerbietig und oft von zweifelhafter Ehrlichkeit, noch öfter von zweifelhafter Moralität sind. Annähernd trifft diese Charakteristik auch das Rechte. Natürlich gibt es hinsichtlich all der genannten Eigenschaften zahlreiche Ausnahmen neben den unendlichen Charakterschattirungen, die unter Bedienten und Zofen in Folge des Lebens, welches dieselben führen,

so reichhaltig vertreten sind; mit dieser Einschränkung jedoch darf das oben erwähnte Urtheil im Großen und Ganzen als begründet gelten.

Kann sich somit die französische Hôteldienerschaft mit den englischen Privatdomestiken um so weniger auf eine Stufe stellen, als die Mitglieder der erstern meist eine Menge von verschiedenen Aemtern zu versehen haben, während von den letzteren in der Regel jeder und jede blos zu einer bestimmten Verrichtung angestellt ist, so läßt sich andrerseits nicht leugnen, daß, mit den fettröckigen, anspruchsvollen, altklugen Personen verglichen, die uns in den meisten Gasthöfen Englands — und Deutschlands — zu bedienen pflegen, die gewandten und geschmeidigen französischen Hôteldiener, die keinen Stolz besitzen, selten bei übler Laune und immer sofort zur Hand sind, die ein Dutzend Dinge zu gleicher Zeit zu vollbringen wissen und mindestens sauber aussehen, wenn sie es auch nicht sind, den entschiedenen Vorrang behaupten. Feierliche Respectabilität, massive Ruhe und zäher Schmutz machen sicherlich nicht den guten Diener aus; zweifellos sind Behendigkeit, unermüdlicher Eifer und fröhliches Lachen schätzenswerthere Eigenschaften, selbst wenn sie von der Keckheit und Familiarität begleitet werden, die namentlich den Engländer so unangenehm berühren.

England ist das Land der Heuchelei, die Heuchelei ist der Fluch, der auf allen Verhältnissen und Beziehungen des englischen Lebens lastet. Darum wird auch dem englischen Diener nicht gestattet, daß er vor seinem Herrn jemals eine Meinung äußern darf; man verlangt von ihm,

daß er Ehrfurcht und Respect heuchle, man legt ihm das tiefste Stillschweigen auf, wenn er sich in der furchtbaren Gesellschaft seines Gebieters befindet; man verbietet ihm, ein Mensch mit Herz und Gefühlen zu sein, und will, daß er nur als Maschine functionire, weil der englische Gentleman und die englische Dame viel zu vornehm sind, als daß sie sich irgendwie selbst bedienen könnten. Daß dadurch in den unterdrückten Gemüthern vielleicht bitterer Haß erweckt wird; daß die höheren Gesellschaftsschichten sich durch solche Behandlung der dienenden Classen unerbittliche Feinde erziehen; daß sie damit die Revolution heraufbeschwören, die auch England wohl nicht erspart bleiben wird — daran denkt kein Mensch. Man lacht vielmehr dem „dummen Ausländer" ins Gesicht, der an dergleichen Möglichkeiten zu erinnern wagt, und fährt fort, seine britische Würde aufrecht und seine Domestiken in der schuldigen Entfernung zu erhalten. Wol gibt es auch in England gütige Herren und freundliche Herrinnen, allein das sind offenbar nur Ausnahmen von der allgemeinen Regel, und so geschieht es, daß die Mehrzahl der nach Frankreich und überhaupt ins Ausland kommenden Briten und Britinnen die fremden Dienstboten nach den zu Hause gepflogenen Gewohnheiten beurtheilt. Welcher unbefangene und vernünftige Mensch möchte aber ernstlich in Abrede stellen, daß eine gewisse Freiheit des Benehmens, eine gewisse Offenheit der Rede, eine gewisse Anerkennung gegenseitiger Gleichheit nicht nur die Beziehungen zwischen Herren und Dienern wesentlich bessern und veredeln, sondern, so unglaublich es auch eng-

lischen Ohren klingen mag, auch Werth und Tauglichkeit der Domestiken positiv vergrößern muß?

Um den französischen Dienstboten nach seinen verschiedenen Seiten hin zu würdigen, hat man zunächst die politischen Zustände ins Auge zu fassen, in denen er lebt. Seit 1789 ist er gesetzlich seinem Herrn gleichgestellt, seit 1830 weiß er selbst bestimmt, daß zwischen ihm und der Familie, der er dient, theoretisch vollständige Gleichheit existirt; seit 1851 ist er, gleich seinem Herrn und dem Sohne seines Herrn, politischer Wähler und hat dieselbe Stimme wie sie in der Bestimmung von Frankreichs Geschicken. In den Folgen, die sie nach sich ziehen, gelten diese Bedingungen ganz ebensowol für die weiblichen wie für die männlichen Dienstboten, und obschon die größere Geschmeidigkeit und der feinere Tact des weiblichen Geistes dergleichen Aeußerungen schwerer erkennen lassen, so ist doch das Gefühl, daß sie rechtlich nicht unter ihrer Herrin steht, im Herzen einer Köchin oder einer femme de chambre nicht minder festgewurzelt als im Kopfe eines radicalen Lakaien oder eines communistischen Reitknechts. Der Unterschied ist nur, daß das Weib das fühlt und der Mann das denkt, bei dem einen ist es Instinct, bei dem andern Ueberzeugung, in beiden Fällen aber erhöht sich dadurch die Stufe der persönlichen Würde, verfeinern sich die Manieren und wird das Herz freundlicheren Empfindungen gegen einen Herrn geneigt, dessen Vorrang man blos als zeitweilige Zufälligkeit, nicht als angebornes Recht anerkennt.

Dies ist allerdings blos die ideale Anschauung von

der Sache, der Anblick, den sie gewähren sollte, wenn Jedermann gut wäre, ein Anblick, den sie in der That auch häufig darbietet, aber nicht immer. Gibt es doch der Beispiele von diametral entgegengesetzter Art mehr als genug, Beispiele, wo das Gefühl der Gleichheit in der Brust des Dieners nicht Sympathie, sondern Haß hervorruft, weil jene Gleichheit nur nominell und scheinbar ist und die Rechte und Pflichten, die aus ihr hervorgehen sollen, von keiner Seite ausgeübt werden. Trotzdem aber läßt sich nicht bestreiten, daß im Großen und Ganzen und überall in Frankreich die Gleichstellung der verschiedenen Gesellschaftsschichten einen günstigen Einfluß gehabt hat; sie hat den politischen und moralischen Werth des Einzelnen gesteigert und zur Befestigung der conservativen Principien beigetragen, die gegenwärtig unter der französischen Privatdienerschaft so weit verbreitet sind. Die materielle Wirkung des Gleichheitsgedankens, das heißt, sein Einfluß auf die persönlichen Beziehungen zwischen Herr und Diener, wechselt natürlich mit Charakter und Temperament, sicher aber ist es nur der Wahrheit gemäß, wenn wir sagen, daß sie in der Regel das häusliche Leben angenehmer macht.

Auf den ersten Blick fällt es dem Fremden, zumal dem Engländer, schwer zu begreifen, daß ein Diener in irgend einer Weise mit seinem Herrn auf gleichem Fuße stehen kann, bildet doch die bloße Thatsache, daß der Eine den Andern bedient, nach den Vorurtheilen, in denen wir groß geworden sind, ein absolutes Hinderniß irgend welcher Gleichheit. Und so betrachten wir den Gedanken als

einen demokratischen Traum oder, bestenfalls, als eine legale Fiction, die in der Praxis des täglichen Lebens keine Verwirklichung findet. Wie in so vielen unseren Urtheilen über fremdes Sein und Wesen haben wir indeß auch hierin Unrecht. Die Gleichheit zwischen Herrn und Diener ist in Frankreich eine Wirklichkeit, aber es ist eine Gleichheit von eigenthümlicher Beschaffenheit, die sich in ganz besonderer Art und Weise äußert. Sie schließt auch nicht den Schatten eines Zweifels an der zeitweiligen Superiorität des Arbeitgebers über den Arbeitnehmer in sich, sie mindert durchaus nicht das übliche ehrerbietige und unterwürfige Betragen, das man von einem Diener erwartet, schädigt keineswegs das Recht des Herrn, zu befehlen, oder die Pflicht des Dieners zu gehorchen, erhält jedoch in beiden die höhere allgemeine Wahrheit aufrecht, daß moralisch und vor dem Gesetze der Eine so gut ist wie der Andere; sie schützt die Würde des Dienenden vor dem, welchem der Dienst geleistet wird, und läßt Beide nicht vergessen, daß, sowie sie aus einander gehen ihre beziehentlichen Stellungen von Neuem die gleichen sein werden, selbstverständlich nicht hinsichtlich ihres zufälligen gesellschaftlichen Ranges, sondern in allgemein menschlicher Beziehung, durch das gemeinsame Band, das alle Menschen vereinigt.

Darum sehen wir auch französische Herren so oft in freundlichem Verkehre mit ihren Dienern, darum hören wir sie mit einander über die Angelegenheiten der Familie sprechen, darum geschieht es, daß das Domestikenthum in Frankreich so oft fast die Gestalt liebevoller Vertraulichkeit

annimmt. Der Engländer würde fürchten, die Schranke niederzureißen, die er zwischen sich und seinen Dienstboten für nothwendig erachtet, wollte er die letzteren um ihre Meinung befragen; in Frankreich gibt es aber keine Schranke niederzureißen, dort besteht bloß die stillschweigende Anerkennung einer Verbindung, die, so lange sie besteht, die Gleichheit suspendirt. Der Herr vergibt sich nichts, wenn er mit seinem Diener plaudert und lacht, denn er fühlt, daß hinter dem Diener der Mensch steht, und der Diener gewinnt dadurch nichts, weil er es als die Folge eines Grundrechtes betrachtet, dessen Ausübung zeitweilig durch den Gehorsam geregelt wird, zu dem er sich freiwillig bequemte, als er seine Stelle annahm. Zweifelsohne ist dies ein weit höherer Standpunkt, als der, von dem man in anderen Ländern und namentlich in England ausgeht; zweifelsohne findet sich hierin das Mittel gegen so manche sociale Uebelstände angezeigt, die jenseit des Canals zu einer kaum noch erträglichen Ausdehnung gestiegen sind; zweifelsohne würde ein solcher Anspruch an die gegenseitige Würde vielerlei feindliche Unbehaglichkeiten beseitigen, die in England immer bedrohlichere Ausdehnungen annehmen.

Freilich unterliegt unsere Definition von der Natur der in Rede stehenden Gleichheit mehrfachen Einschränkungen. Wol ist das Princip schön und wahr, die menschliche Schwäche aber beschränkt es in der Praxis gewaltig. Nicht Jedermann besitzt Tact und Gefühl genug, um den Grundsatz, daß die verschiedenen gesellschaftlichen Stellungen bloß Producte des Zufalls sind und in Wirklichkeit keinen Unter-

schied bedingen, mit Mäßigkeit und Geschicklichkeit anzuwenden. Ueble Temperamentsverfassung zählt in Frankreich nicht zu den Seltenheiten, und dergleichen Verfassung ist eine schlechte Erzieherin zu Gehorsam und Fügsamkeit, wo diese nur eine vorübergehende Pflicht ausmachen und jeden Augenblick über Bord geworfen werden können. Plötzlicher Bruch des Verhältnisses kommt daher in Frankreich ziemlich häufig vor; aus Nichts entsteht oft ein Streit, und in fünf Minuten sagt uns vielleicht der Dienstbote, daß er sein Bündel schnürt und geht. Derlei schnelle Lösungen des Verhältnisses sind in England — und auch in Deutschland — nicht möglich, wo eine monatliche Kündigungsfrist besteht und die Dienstboten völlig abhängen von den Empfehlungen, die sie aus ihrer letzten Stellung mitbringen. In Frankreich dagegen, wo die Kündigungsfrist auf eine Woche reducirt ist und auch diese Frist von keiner Seite eingehalten zu werden braucht, wenn man einen achtägigen Lohn entweder bezahlt oder im Stiche läßt, und wo die Dienstboten meist ohne alle Zeugnisse und Auskünfte Stellen finden, hat der Dienstbote von einem augenblicklichen Aufgeben seines Postens nicht viel zu fürchten. Dies thut dar, daß das Bewußtsein der Gleichheit zusammen mit der vom Gegensatze erlaubten Freiheit der Bewegung in einem wohlorganisirten Haushalte sehr unangenehme Wandelungen erzeugen kann und daß es durchaus nicht unmöglich ist, sich ohne vorherige Kündigung jählings von allen seinen Dienstboten verlassen zu sehen, am selben Tage vielleicht, auf den man zu einem großen Diner eingeladen hat. Wahrschein-

lich zwar ist ein solcher extremer Fall noch gar nicht vorgekommen und wenn er überhaupt jemals vorkommen sollte, so kann mit Bestimmtheit vorausgesetzt werden, daß die Schuld am Herrn liegt, denn, soweit alle Erfahrung reicht, hat sich die gesammte Dienerschaft eines Hauses noch niemals zusammengerottet, um ohne triftigen Grund aus ihren Stellen zu gehen. In fast jeder französischen Familie aber sind einzelne Beispiele von jähem Domestikenabzuge dagewesen, Beispiele, daß die Köchin ihre Bratpfannen auf die Erde geworfen oder der Kammerdiener seine Bürste weggeschleudert oder die femme de chambre geschworen hat, keinen Stich mehr nähen zu wollen. Dergleichen Thatsachen liefern den Beweis, daß die französischen Dienstboten nicht immer besonders angenehm sind, allein solche individuelle Vorkommnisse können unmöglich als ernste Argumente wider die Gleichheitstheorie oder die aus ihr erwachsende Praxis vorgebracht werden. Sie zeigen blos, daß wir nicht alle der Vorzüge werth sind, die wir besitzen, und fallen im Allgemeinen doch weniger den Herren als den Dienstboten zur Last, die, aus Mangel an Erziehung, nicht immer Laune und Temperament den erforderlichen Zügel anzulegen wissen.

Die Vorzüge der Gleichheitstheorien sind im Gegentheile viel zahlreicher als die Mängel. Wie bereits erwähnt, gestaltet und befördert dieselbe nicht nur eine sympathische und freundliche Art und Weise der Beziehungen zwischen den beiden Theilen, sondern erweckt in Folge eines solchen Verkehrs, im Dienstboten ein aufrichtiges Interesse

an der Familie der er dient, es macht ihn zu freudigem und guten Dienste geneigt, nimmt seinem Herzen den Stachel der bezahlten Unterordnung, läßt ihn seine Arbeit mehr als eine dankbar anerkannte Gefälligkeit denn als eine um Lohn vollbrachte niedrige Verrichtung ansehen, erhebt ihn zu conservativen Anschauungen. Dergleichen Empfindungen sind bei manchen französischen Dienstboten in der That vorhanden, nicht als ob diese sich ihrer Ansichten so klar würden, um sie erklären und zergliedern zu können, es sind vielmehr halb unbewußte Impulse, von denen man mehr die Wirkung als die Ursache wahrnimmt; diese Wirkung aber ist eine so unverkennbare und allgemeine, daß sie den Beobachter berechtigt, auf das Vorhandensein der Ursache zu schließen. Genügen uns solche allgemeine Folgerungen nicht, trachten wir nach individuellen Beweisen, die sie bestätigen, so finden wir diese ringsum im Ueberflusse. Sie lassen die philosophische Betrachtung einen Blick in die einzig mögliche Lösung der socialen Schwierigkeiten unserer Zeit werfen; sie legen an den Tag, was durch gegenseitige Achtung und durch Anerkennung der gegenseitigen Rechte bewirkt werden kann. Während nahezu ganz Frankreich von den Bestrebungen der industriellen Classen in Bewegung versetzt wird; während die Arbeiter in den Städten offen aussprechen, daß ihre Absicht dahin geht, Alles zu unterdrücken, was über ihnen steht, und während die Landleute unumwunden erklären, daß Grund und Boden nur dem gehören sollte, der ihn bebaut, stoßen wir in der Classe der Hausdienerschaft auf direct entgegengesetzte Meinungen und Wünsche.

Nicht allein durch die tägliche Berührung mit Herren, die sie gut behandeln, sondern auch durch die, in ihrem Falle, thatsächliche Anwendung der Gleichheitstheorie, haben sie sich gewisse höhere Anschauungen angeeignet; die Erfahrung hat sie gelehrt, daß sie durch Revolutionen nichts zu gewinnen haben, und so bieten sie uns das in Frankreich noch einzig existirende Beispiel dar, wie es möglich ist, den Krieg zwischen den verschiedenen Gesellschaftsschichten zum Austrage zu bringen. Allerdings besitzen sie selbst nicht die leiseste Ahnung davon, daß sie so Etwas geleistet haben. Eine Pariser femme de chambre würde lächelnd erwiedern: „Monsieur se moque de moi", wenn man ihr sagte, daß sie eine große politische Thatsache repräsentirt, daß ihre Zuneigung zu der Familie, bei der sie im Dienste steht, einen socialen Beweisgrund abgibt und daß, wenn sie den Communismus ebenso haßt wie ihre Gebieterin, dies daher kommt, weil sie in einer Lage gewesen ist, die sie befähigt hat, sich über den Communismus hinaus auf sicherern Boden zu stellen. Und doch ist das Alles wahr, nichts desto minder wahr, wenn auch die weißhäubige Dienerin nicht ein Wort davon versteht. Weiß sie doch nichts weiter, als daß Madame gut zu ihr ist und sie selbst Madame lieb hat.

Man würde sich der Unwahrheit schuldig machen, wollte man behaupten, daß das Bewußtsein der Gleichheit, das Gefühl „Ich bin so gut wie Ihr" von den französischen Dienstboten in beleidigender Weise zum Ausdrucke gebracht würde. Freilich lachen sie zuweilen in Gegenwart

ihrer Gebieter, was dem Engländer bekanntlich für das Nonplusultra von Domestikenfrechheit gilt. Allein welcher logische Grund läßt sich gegen dies ihr Lachen einwenden? Das Lachen ist ja eines der höchsten Vorrechte des Menschenthums. In Frankreich bedeutet es eine Aeußerung der Gleichheit zwischen Diener und Herrn und wenn der letztere es dem ersteren verbieten wollte, so würde er sich höchst wahrscheinlicher Weise dessen Haß zuziehen und dürfte einen üblen Stand haben, falls er in einer Revolution etwa des Schutzes seiner Domestiken bedürfte. Wenn der Diener aber auch lacht, so thut er es nicht in familiärer Weise, er zeigt sich sogar dankbar, wenn es ihm gestattet wird, denn trotz aller Gleichheitstheorie und wie sehr er auch davon überzeugt sein mag, daß er gesetzlich mit seinem Herrn auf einer und derselben Stufe steht, nährt er in seinem Innern doch noch einen gewissen Zweifel daran; so mächtig ist der Einfluß der ersten Erziehung. Er lacht höflich und verneigt sich dabei leicht, als wollte er sich gleichsam entschuldigen, und sowie der Herr zu lachen aufhört, alsbald unterdrückt auch er seine Heiterkeit. Fürwahr, wer das nicht ertragen kann, der muß überempfindlich und übelwollend sein. Und selbst wenn uns der französische Dienstbote einigermaßen unangenehm berührt durch seinen gänzlichen Mangel an jener eisigen Unterthänigkeit, an die wir zu Hause gewöhnt sind, so macht er diesen Mangel sicher wieder gut durch die eigenthümliche Ehrerbietung, die er dadurch an den Tag legt, daß er mit uns blos in der dritten Person spricht. Wer diese Redeweise schätzen gelernt hat, für den bedeutet sie

einen Ausdruck tiefer Ehrfurcht, so daß die Franzosen ihrerseits sich nicht genug verwundern können, wenn sie einen fremden Lakaien seinen Herrn m „You“ oder „Sie“ anreden hören. Diese gänzliche Unterdrückung des „vous“ und dessen Ersetzung durch „Monsieur“ läßt sich freilich nicht so leicht aneignen; in keinem anständigen französischen Hause aber würde ein männlicher oder weiblicher Dienstbote auch nur zehn Minuten bleiben dürfen, wollte er oder sie es wagen, gegen Herrn oder Herrin oder gegen Gäste und Besucher der Familie sich der zweiten Person zu bedienen. Diese Redeweise ist eine der zeitweiligen Anbequemungen, zu denen sich der Dienstbote versteht, so lange er in unserm Hause ist, er muß indeß ein sehr guter Mensch sein und uns eine außerordentliche Achtung bewahren, wenn er die geschilderte Verzichtleistung auf seine persönliche Würde nur noch einen Augenblick länger fortsetzt, nachdem er aus unsern Dienst getreten ist. Dann verschwindet der Diener sofort, und der Mensch und Wähler kommt wieder zum Vorscheine; hinweg geht das „Monsieur“ und wiederkehrt das „„vous“, welches uns nun um so unangenehmer ins Ohr klingt.

Um von den allgemeinen Grundzügen und den allgemeinen Formen, in denen sie sich äußern, auf individuelle Einzelheiten und Eigenthümlichkeiten zu kommen, so fällt uns an den französischen Dienstboten zunächst die Leichtigkeit auf, mit der sich die meisten derselben dem Tone der Familie anzupassen wissen, in der sie augenblicklich angestellt sind. Sie scheinen eine besondere Anbequemungs-

anmuth zu besitzen, die zweifelsohne nur eine Erweiterung des Nachahmungstalentes ist, das der ganzen Nation in so hohem Grade zu Gebote steht. Sie passen sich überall und aller Welt an; in wenigen Tagen haben sie das Wesen ihres neuen Platzes erfaßt und geben diesen entweder alsbald wieder auf oder fügen sich während ihrer Arbeitsstunden durchaus den Regeln des Hauses, so verschieden diese auch von denen sein mögen, die sie anderswo befolgt haben. Dies gilt zumal von den Pariser Dienstboten, die eine eigene Classe ausmachen, bei Weiten nicht so viel werth aber viel interessanter sind als die Masse soliderer Männer und Frauen, die in den Provinzialstädten und auf dem Lande die nämlichen Dienste verrichten. In Paris wechseln die Dienstboten ihre Stellen mit einer Leichtigkeit, die unmöglich wäre, wenn die Herrschaften nicht blos die vom französischen Gesetze vorgeschriebenen schriftlichen Zeugnisse verlangten, die gewöhnlich nicht die geringste wirkliche Auskunft gewähren, sondern, wie in England, genaue Erkundigungen einzögen, bevor sie einen sich anbietenden Dienstboten engagiren. Dies geschieht indeß fast niemals, und so sehen wir Diebe und Trunkenbolde von Haus zu Hause ziehen, überall hinweggejagt, doch sofort wieder anderswo angenommen. In den Provinzen dagegen haben Dienstboten große Schwierigkeit unterzukommen, wenn sie sich über ihre früheren Verhältnisse nicht vollständig und genügend auszuweisen vermögen. Die natürliche Folge davon ist, daß, während man auf dem Lande eine Menge alter Diener findet, innerhalb der Mauern von Paris solche nur sehr

wenige zu entdecken sind. Die Dienstboten auf dem Lande sind zufrieden mit dem Leben des Hauses, dem sie angehören, der Pariser Domestik, männlichen oder weiblichen Geschlechts, führt oft zwei verschiedene Arten von Leben neben einander, von denen die zweite in der Nacht beginnt, wann die Tagesarbeit vorüber ist. Die Einrichtung, daß die Schlafstätten der Dienstboten in Paris sich stets zusammen im obersten Stockwerke des Hauses befinden, erleichtert jedwede Art von unerlaubten Schlichen und Handlungen. Die dreißig Dienstboten, Frauen und Männer, der verschiedenen Bewohner eines großen Hauses sind alle miteinander in der sechsten Etage, in dreißig nummerirten Zimmern, untergebracht; jeder hat seinen Schlüssel und kann mittels der Escalier de service, alle Besuche bei sich sehen, die er oder sie zu empfangen wünscht, oder ausgehen und andere sechste Etagen besuchen. Nach der Bettgehzeit ist die Freiheit der Dienstboten unbeschränkt; Herr und Herrin können sie nicht controlliren, wenn sie das auch wollten, und die Dienstboten müssen wirklich absonderlich gediegenen Schlages sein, wenn sie die ihnen vor die Füße geworfene Freiheit sich nicht zu Nutze machen. Kein Anblick in Paris setzt eine Engländerin in größeres Erstaunen, als wenn man sie in eine solche weite Dienstbotenetage hinauf und durch die langen Corridore derselben, an den endlosen gelben Thüren vorüberführt, die einander völlig gleich, sich nur durch ihre Nummer unterscheiden. Es ist ein unerquickliches Bild, der Ort sieht fast wie ein Gefängniß aus, hat aber mit einem solchen nicht viel gemein; im Gegentheile werden

hier jede Nacht Reitknechte und femmes de chambre, Lakaien und Küchenmädchen, Köche und Kutscher, fremde Zofen und allerhand Gäste „losgelassen“, um zu schlafen oder sich zu vergnügen, so gut sie können. Das hat etwas Trauriges, Erniedrigendes, allein die Gewohnheit scheint die Pariser dagegen blind zu machen. Bringt man ernstlich das Gespräch darauf, so sagen sie: „Ach ja, es ist wirklich sehr unrecht, es ist nun aber einmal Brauch hier, und wie könnten wir's abstellen?“ In den Privathôtels herrscht die Unsitte natürlich weniger, allgemein aber in allen Mieth- oder Zinshäusern; hier schlafen nur die Kinderwärterinnen oder allenfalls ein Mädchen, das die Herrin um sich haben will, unten in den Quartieren selbst.

Bei einer solchen Freiheit nimmt es in der That Wunder, daß die Pariser Dienstboten noch so sind, wie man sie im Allgemeinen antrifft. Wol gibt es unter ihnen eine Menge schofles Gesindel, aber auch sehr viele ausgezeichnete Menschen und nicht weniger brave Mädchen, die ihre religiösen Pflichten pünktlich erfüllen, jeden Morgen zur Messe gehen und, wenn sie sich Abends schlafen legen, die häßlichen Corridore hinab wandern, ohne sich rechts oder links umzublicken, und mit tapfer verschlossenen Ohren, wie kleine Heilige, welche die Verführung nicht antasten kann. Das sind die Leute, die jenen diebischen Köchinnen, jenen betrügerischen Lakaien und jenen Kutschern das Gegengewicht halten, die unsern Hafer verkaufen, um ihre Kinder zu versorgen. Doch auch unter den männlichen Dienstboten sind der guten Burschen genug; freundliche, flinke, ehrliche, dienst-

willige und saubere Menschen; Diener, die ein Dessert herstellen können zu fünfzig Couverts sammt Blumen und Zubehör, die in der Minute ein Frühstück zu bereiten wissen, die uns die Stiefel wichsen, daß der Glanz derselben die Sonne beschämt, die das Zimmer besser säubern, als ein englisches oder deutsches Stubenmädchen, die uns pflegen, wenn wir krank sind und oftmals mit gutem Rathe an die Hand gehen. Leuten dieses Schlages wird die Freiheit nicht gefährlich, sie mißbrauchen sie nicht, ja sie sind im Allgemeinen gleichgültig dagegen — weil sie das Gut besitzen — wie Conditormädchen und Krämerlehrlinge gleichgültig gegen die Torten und Zuckerwaaren sind, die sie umgeben.

In manchen Häusern wechseln die Dienstboten fortwährend und treiben sich Nachts immer umher, in anderen Familien bleiben dieselben Menschen Jahre lang und gehen regelmäßig um zehn Uhr zu Bette. Wie läßt sich dieser scheinbare Widerspruch anders erklären als durch den Einfluß ihrer Herrschaften und durch den Grad von Zufriedenheit und Behagen, in die diese ihre Dienstboten zu versetzen wissen? „Le maître fait le valet.“ Sonderbar genug, die Herrin scheint nicht immer den gleichen bessernden Einfluß auf die weiblichen Dienstboten des Hauses auszuüben, denn sind diese letzteren einmal in den Zug schlimmer Gewohnheiten gekommen, so ist es fast unmöglich, sie davon zu heilen. Dies beweist vielleicht, daß das Weib, wenn es sich erst dem Laster ergeben hat, gründlicher lasterhaft ist als der Mann, eine Frage, die wir hier nicht näher

erörtern wollen, die aber zum Theil die Thatsache erklärt, daß die am schwersten zu bewahrende Art von Domestiken die femme de chambre ist. Die männlichen Dienstboten jeder Art besinnen sich immer, ehe sie ihren Dienst aufkündigen, denn ein Wechsel ist ihnen meist ebenso nachtheilig wie ihren Herren; die Pariser Zofen dagegen schwärmen so leicht von einer Gebieterin zur andern wie die Schmetterlinge im Garten von Blume zu Blume. Und doch legen diese Frauen, bei allen ihren Launen und Capricen, nicht die mindeste Eitelkeit an den Tag; es fällt ihnen nicht ein, die Kleider ihrer Herrin anzuziehen oder die Damen spielen zu wollen, wie ihre Colleginnen in anderen Ländern das so gern zu thun pflegen. Auf der Straße zwar trägt die französische Zofe bedauerlicher Weise nur selten noch die früher allgemein gebräuchliche weiße Haube und schmückt sich dafür mit dem modernen Hute, im Uebrigen aber ist ihre Toilette ihrem Stande angemessen und schicklich, und in den Häusern behaupten die weiße Schürze und die saubere Mütze mit ihren gestärkten Bändern nach wie vor noch ihre Herrschaft. Das französische Dienstmädchen putzt sich nicht aus Eitelkeit, sondern aus Liebe; selbst die Liebe jedoch thut seiner haushälterischen Sparsamkeit keinen Eintrag. Wie alle anderen französischen Domestiken, legt es regelmäßig kleinere oder größere Ersparnisse zurück. Mit zweiundzwanzig Jahren hat es schon sein Conto in der Sparcasse; mit dreißig besitzt es fünf Eisenbahnactien oder eine kleine Rente, und wenn es nicht heirathet, so hat es sich, wenn es alt wird, ein paar tausend Franken ge-

sammelt und kann nach seinem Dorfe heimkehren und dort seine Tage friedlich beschließen. Die Männer machen es ganz ebenso; der vorsichtig haushälterische Geist der Nation ist an ihnen fast nicht minder bemerklich, als an den knauserischen Bauern, die von nichts als von Schwarzbrod und Bohnen leben, unter einem Ziegel des Zimmerfußbodens aber einen Strumpf voll Gold verborgen haben.

Als allgemeiner Charakter der französischen Privatdienstboten muß man Thätigkeit, reinliches Aeußere, gute Laune, Einfachheit und Sparsamkeit bezeichnen; allein es würde doch ein vergebliches Unterfangen sein, sie alle innerhalb der Grenzen dieser Charakteristik unterzubringen. Freilich sind die Verschiedenheiten zwischen den einzelnen Provinzen Frankreichs, die noch vor fünfundzwanzig Jahren sichtbar genug hervortraten, durch den ausgleichenden Einfluß der Eisenbahnen beinahe schon verschwunden, und die äußeren Besonderheiten, die man wol noch an den Dienstboten wahrnimmt, von Dünkirchen bis Bayonne und von da bis Nizza, fast blos noch körperlicher und sprachlicher Art. Noch weichen Patois und Physiognomie von einander ab, alles Andere jedoch ist durchweg ziemlich dasselbe, und man muß schon tief in das Innere der Bretagne eindringen, um noch ein Ueberbleibsel von eigenthümlicher Tracht und Sitte auszuspüren. Die Gleichheit der Bedürfnisse, die jetzt die Herren durch das ganze Land empfinden, hat eine entsprechende Gleichheit in der Erscheinung und im Wissen und Können der Dienstboten herbeigeführt, die jene Bedürfnisse zu befriedigen haben, und die sich mehr und

mehr verbreitende Bildung wie die beständig wachsenden Verkehrserleichterungen werden diese Gleichheitsbestrebung noch weiter entwickeln und bald alle Localeigenthümlichkeiten verschwinden machen. Immer jedoch wird der eingewurzelte Unterschied bestehen bleiben, der zwischen den Dienstboten in der Stadt und den Dienstboten auf dem Lande existirt, und wie sehr die jetzt wirksamen Einflüsse auch die äußere Erscheinung der Nation ausgleichen mögen, die Individualität jeder der erwähnten beiden großen Dienstbotengattungen werden sie keinenfalls vernichten. Bei den Pariser Dienstboten fallen immer ihre Fehler und Wunderlichkeiten mehr ins Auge als ihre Vorzüge; nur selten hört man daher auch einen Pariser seinen Diener loben, vielmehr diesen meist bespötteln. Das ist nun nicht blos einfältig, sondern undankbar, wird indeß erklärlich durch den dem Franzosen eigenthümlichen Hang, immer nach etwas Lächerlichem zu suchen, selbst bei Dingen und Personen, die an sich unsre größte Theilnahme beanspruchen. Allerdings benehmen sich die Dienstboten, namentlich die männlichen, selbst im Lande der Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit zuweilen in gar wunderlicher Weise, so daß man sich unwiderstehlich versucht fühlt, ihr Thun und Reden zu veröffentlichen. Auch wir geben dieser Versuchung nach und führen einige Beispiele an.

Ein reicher Geschäftsmann, der in einem großen Hause wohnte und Tonnen Goldes ausgab, schloß vor der Belagerung von Paris mit einem Bedienten ab, der soeben

den Herzog de la Rochefoucauld=Bisaccia verlassen hatte. Alles war vereinbart, und der Herr hatte eben gesagt: „Nun gut, so kommen Sie nächsten Montag“, als ihm der Diener ins Wort fiel: „Noch Eines muß ich Monsieur bemerken; da ich so lange bei Monsieur le Duc gewesen bin, so bin ich an vornehme Gesellschaft gewöhnt, und wenn ich auch bereit bin, die Leitung des Hauses von Monsieur zu übernehmen, so muß ich Monsieur doch darauf aufmerksam machen, daß ich keinen Besuch ohne Titel anmelden kann. Daher wird Monsieur gütigst begreifen, daß ich Jedermann als Grafen oder Marquis anmelden werde, selbst wenn es ein Schuhmacher oder Monsieur's Schwiegervater wäre.“

Ein Anderer, der schon mehrere Monate in seiner Stelle gewesen war, kam eines Morgens zu seinem Herrn, um ihm mitzutheilen, daß „die Verschiedenheit ihrer politischen Meinungen es ihm unmöglich mache, seinen Posten noch länger zu bekleiden.“

Ein Dritter hatte die Manie, seine Herrin zu bevormunden. Wollte sie einen Ball geben, so kam er privatim zu ihr und sagte: „Madame würde besser daran thun, diesen Ball nicht zu geben, Madame ist nicht reich, und Madame weiß, daß Bälle sehr kostspielig sind und daß sie sich bald zu Grunde richten kann.“ Wollte sie umgekehrt anderswohin zum Balle gehen, so lautete sein Raisonnement: „Ist es auch vorsichtig gehandelt, wenn Madame zu Balle geht? Madame ist nicht daran gewöhnt,

ausgeschnittene Kleider zu tragen; Madame könnte sich erkälten, und die Erkältung könnte zur Lungenentzündung werden und Madame sterben, zum Leidwesen von aller Welt, denn alle Welt liebt Madame." Ein anderes Mal frug ihn Madame: „Wer hat denn soeben an der Hausthür geschellt?" Er antwortete: „Es war Madame's Mutter, die Madame etwas sehr Dringendes zu sagen hatte, aber da ich überzeugt war, es würde Madame beunruhigen, so so sagte ich Madame's Mutter, daß Madame nicht zu Hause sei."

Eine Köchin kommt, die Befehle für das Mittagsbrod einzuholen, und erhält den Auftrag, außer verschiedenen anderen Gerichten auch Hammelsrippen zuzubereiten. „Hammelsrippen!" entgegnet sie. „Madame scheint ganz vergessen zu haben, daß Pierre (der Bediente) Hammelfleisch nicht essen kann."

Derlei Beispiele von Anmaßung sind indeß sehr selten. Die Achtung, welche die französischen Dienstboten vor einander zu hegen pflegen, veranlaßt sie auch, ihre Herrschaften zu achten, und tausend abgeschmackte Geschichten, seien sie auch noch so wahr, können die allgemeine Thatsache nicht umstoßen, daß Höflichkeit, nicht Frechheit, das unterscheidende Merkmal der Classe ist, von der wir hier sprechen. Eine andere ihrer charakteristischen Eigenschaften ist Mäßigkeit, nicht allein im Trinken, sondern auch im Essen. Trunksucht hat niemals zu den gallischen Lastern gezählt. Während Belagerung und Commune erschien sie allerdings

temporär in Paris, seit dem Frieden jedoch sind alle Anzeichen derselben wieder verschwunden. Die Dienstboten trinken fast gar nicht und begnügen sich meistens mit Gerichten, die von englischen Kücheninsassen ohne Weiteres in den Kehricht geworfen werden würden. Weiße Bohnen und Linsen, Pflanzensuppen und die ganz einfachen Gestalten von Rind- und Schaaffleisch mögen sehr nahrhaft sein, sind aber nicht sonderlich verführerisch. Die Hinweisung, daß solche Artikel nicht viel kosten und Dienstboten nicht so luxuriös zu essen brauchen wie ihre Herren, würde bei den britischen Domestiken kaum verfangen, gilt in Frankreich indeß allenthalben, wo die Küchenökonomie zum Theil auf der Einfachheit der Dienstbotenkost beruht und in der Regel keine Klage darüber geführt wird.

Anstelligkeit ist ein anderer großer Vorzug sowol der männlichen wie der weiblichen französischen Domestiken. Sie sind geschickt und willig, einer des andern Arbeit zu übernehmen, und Niemand würde nur daran denken, sagen zu wollen: „Dies zu thun ist nicht meine Sache.“ Erforderlichenfalls würde der Bediente das Mittagsessen kochen und die Zofe die Stiefel wichsen, ohne sich über solche Zumuthung ungehalten zu zeigen, im Gegentheile die Sache vielmehr als guten Spaß aufnehmen. Sind doch die französischen Domestiken so gewandt, so nachahmungslustig, so lernbegierig, daß sie sich immer mit Freuden an einer neuen Beschäftigung versuchen. Ein guter Bedienter versteht immer etwas vom Tischlern und Sattlern, kann ein zer-

brochenes Schloß ausbessern, kann nähen, braten und sieden, kann Wein abziehen und füllen, Betten machen und Staub abwischen, als wäre er zu nichts Anderem geboren. Die dienenden Frauen, mindestens die meisten derselben, verstehen sich auf alle Arten weiblicher Arbeiten, haben einen Begriff von Heilkunst und Krankenpflege, können waschen und bügeln und bei Tisch aufwarten. Nirgends findet man vorzüglichere und dienstwilligere „Mädchen für Alles" als unter dem bessern Theile der Pariser Dienstboten, und unter den Domestiken auf dem Lande fast ohne Ausnahme. Und besteht der Haushalt schon längere Zeit, hat man das Glück gehabt, eine Gruppe von Dienstboten zusammenzufinden, die nicht mit einander zanken, und Jahre hindurch zu behalten; ist von beiden Seiten allmählich das Herz ins Interesse gezogen worden — dann erfährt man, wessen französische Dienstboten fähig sind. Dann, wenn uns Trübsal heimsucht, wenn Krankheit und Tod bei uns einkehren, dann erst sieht man, welchen Grad von Hingebung die Gleichheit vor dem Gesetze zu erzeugen vermag. Dann kommen lange Nächte, in gegenseitiger Angst und Sorge am Krankenbette durchwacht, dann über den gemeinsamen Verlust gemeinschaftlich vergossene Thränen, und Hände, welche mit wahrer Liebe und Anhänglichkeit die unsrigen drücken, bis wir, wieder so weit ruhig geworden, um denken zu können, einsehen müssen, daß diese Dienstboten in der That unsere Freunde sind. In Paris kommen dergleichen Fälle freilich nicht so häufig vor, auf dem Lande aber oft genug.

Natürlich umschließt Frankreich auch Massen von schlechten Herren und viele schlechte Diener, absolut wahr ist jedoch, daß der französische Dienstbote in der Regel nicht allein die vorzüglichsten Dienste und in ihrer mannigfaltigsten Gestalt zu leisten vermag, sondern diese Dienste auch mit einer natürlichen Einfachheit und einem sich wie von selbst verstehenden Eifer verrichtet, die ihren Werth verdoppeln. Sein Betragen hängt zum Theil wol von seinem Temperament, mehr aber noch von dem Verhalten seines Herrn gegen ihn ab. Das ganze Geheimniß liegt in der Art wie er behandelt wird. Er ist in hohem Grade bildungsfähig und läßt sich zu einer außerordentlichen Geschicklichkeit in seinem Geschäfte und zu aufrichtiger Hingabe an seinen Gebieter erziehen. Wird er ein Taugenichts, so geschieht das meistens nur, weil er von den Leuten, denen er dient, völlig vernachläßigt worden ist. Zur Ehre vieler französischer Familien sei aber bemerkt, daß ihr Verfahren im Hause sich darauf richtet, aus dem ihnen zu Gebote stehenden Material das Bestmögliche zu machen. Sie sehen ein, daß die Wissenschaft des häuslichen Lebens eines gründlichen Studiums werth, gleich dem Glücke der Ehe ein Gegenstand ist, der zärtlicher Pflege und beständiger Aufmerksamkeit bedarf, daß es keinen größern Irrthum gibt, als annehmen zu wollen, das häusliche Leben müsse ganz von selbst gehen wie eine aufgezogene Uhr, daß es vielmehr nur dann in bester Verfassung erhalten werden kann, wenn man es nicht aus den Augen läßt und mit den wechselnden

Bedingungen auch seine Behandlung wechselt. Das ist die wahre Philosophie des häuslichen Lebens, die Philosophie, deren Praxis nicht wenig dazu beiträgt, daß wir erfüllen, was der alte römische Dichter uns ans Herz legt:

Aequam memento rebus in arduis
Servare mentem.

Und in ihr zeichnen sich die Franzosen aus, wesentlich unterstützt von der geschmeidigen Bildsamkeit ihrer Dienstboten.

Drittes Kapitel.

Das Hausgeräthe.

Seit Ludwig dem Vierzehnten hat uns Frankreich fünf bestimmt von einander unterschiedene Perioden der Mode dargeboten. Die Zeit Ludwig's des Fünfzehnten und des Sechszehnten können wir als eine einzige dieser fünf Perioden rechnen, denn die Verschiedenheit zwischen den Erzeugnissen der beiden Regierungen ist kaum auffallend genug, um ihre Sonderung zu rechtfertigen. Das Directorium aber schuf einen völlig neuen Typus, der, wiewol er keinen bleibenden Einfluß auf die Gedanken der Menschen gewann, doch unter allen Umständen den Bruch zwischen dem Geschmacke des achtzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts bezeichnete. Dann kam das Kaiserreich, darauf die Restauration, endlich das zweite Kaiserreich, und jede der drei Regierungsperioden brachte ihre besondern Muster und ihre besondere Schule hervor. Von allen fünf Epochen haben indeß nur zwei ihren eignen ausgesprochenen Charakter aufzuweisen: das erste Kaiserreich war ganz römisch, das zweite durchaus materiell; das erste spiegelte die Sympathien für

Julius Caesar wieder, die sein Oberhaupt erfüllten und leiteten, das zweite legte die Liebe zu körperlichem Behagen an den Tag, die im Herzen des Volkes lebte. Die Männer von Austerlitz saßen daheim auf geraden, vierkantigen hölzernen Stühlen, die mit ehernen Drachen oder kupfernen Adlern geschmückt waren, abscheulich unbequemen und, nach unseren gegenwärtigen Anschauungen, auch überaus häßlichen Möbeln. Die derzeitige Generation hingegen ist mit so unglaublich angenehmen, so weich gepolsterten, so genau auf die Form des Rückens berechneten Fauteuils versorgt, daß sich schwer vorstellen läßt, wie die Möbelfabrikanten der Zukunft solche Verdienste noch übertreffen können. Wir sind hierbei in einem Vortheile, wie ihn die Geschichte der Geschmackswandlungen uns nur selten gewährt; wir können mit Bestimmtheit die Ursache der Neigungen erkennen, die während der beiden Kaiserregierungen in Zug kamen, genau so wie wir wissen, daß das famose Isabellengelb zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts Mode wurde, um die Farbe des untersten Kleidungsstückes der Prinzessin Isabella von Oesterreich, Philipp's des Zweiten von Spanien Tochter, nachzuahmen, die gelobt hatte, nicht eher ihre Wäsche zu wechseln, als bis Ostende gewonnen sei, und auf dieses Ereigniß drei volle Jahre warten mußte.

Der Drang nach körperlicher Befriedigung und Behaglichkeit ist der Hauptbeweggrund, der den jetzt in Frankreich herrschenden Geschmack in der Zimmereinrichtung erzeugt hat, und so finden wir natürlich eine innige Beziehung zwischen den Gewohnheiten des heutigen Geschlechtes und

den Möbeln, deren es sich bedient. Der Begehr hat die Production geschaffen, und die Production beeinflußt und erhöht den Begehr. Nicht die Producenten allein haben ermessen, was dem Consum dargeboten werden soll, sondern die Consumenten selbst, ihren sonstigen Gewohnheiten zuwider, bestimmt, was sie haben wollten, wenigstens in allgemeinen Umrissen, so daß die Thätigkeit des Tapissier und Ebéniste auf Entwickelung und Abwechselung der Einzelheiten beschränkt geblieben ist. Das Publicum hat hierin eine Initiative gezeigt, wie dies selten der Fall ist, und verdient grundsätzlich Lob und Aufmunterung dafür, daß es selbst bestimmte, nicht blind annahm, was ihm seine Lieferanten darboten; allein diese Selbstbestimmung ist von Bedingungen begleitet gewesen, die sie ihres Verdienstes wieder halb berauben. Hätte das französische Publicum einfach gesagt: macht uns Tische und Stühle und andere nothwendige Geräthe in der ihren Zwecken am besten entsprechenden Beschaffenheit und Gestalt, so ließe sich dagegen sicherlich nichts einwenden, denn die vorzüglichste Beschaffenheit eines materiellen Gegenstandes, welcher Art derselbe auch sein mag, besteht zweifellos darin, daß er unbedingt geeignet ist für die Bestimmung, die er zu erfüllen hat, und die Verwirklichung des Wortes „Comfort" in seiner weitesten Bedeutung ist augenscheinlich die Bestimmung der modernen Hausgeräthe. Die Franzosen des zweiten Kaiserreichs jedoch waren mit dieser Zweckdienlichkeit nicht zufrieden, sie wollten noch etwas Anderes. Dieses Andere war der äußere Glanz, und weil sie ebenso sehr

nach diesem wie nach Comfort vrrlangten, so sind sie auf falschen Weg gerathen.

Der Cultus des materiellen Behagens beschränkt sich in Frankreich nicht allein auf die Bevölkerung von Belleville und ihre communistischen Cameraden in anderen Städten des Landes. Er geht unter den mittleren und höheren Gesellschaftsschichten ganz ebenso stark im Schwange wie unter den unzufriedenen Arbeitern. Mit seltenen Ausnahmen hat man überall das Ziel im Auge, aus äußeren Quellen Genuß zu schöpfen. Der Proletarier erträumt ihn in Gestalt warmer Kleider, guten Essens und blauen Weins, die ohne die Mühe der Arbeit zu erlangen sind; die Bevölkerung über ihm begehrt ihn nicht blos als gründlichen Comfort, sondern auch als vergoldete Wände und gemalte Plafonds, als seidene Gardinen und zahllose Spiegel und all den andern Schimmer, an dem sich der Geschmack der letzten zwanzig Jahre geweidet hat. Gegen diese Tendenz läßt sich nicht vorbringen, daß sie an sich falsch ist, sondern daß sie die Materie zu gleicher Höhe mit der Form erhoben und im neunzehnten Jahrhundert die alte byzantinische Thorheit erneuert hat, den Werth eines Gegenstandes nach dem ihm anhaftenden Glanze zu schätzen. Es war ein ungeheurer Fortschritt, nach Comfort und nach der vollkommenen Zweckdienlichkeit aller der Geräthe getrachtet zu haben, die wir gebrauchen; allein es war ein nicht minder ungeheurer Irrthum, zugleich Gold und Schimmer zu fordern, die positiv nichts repräsentiren als Gold, in keiner Weise aber dazu beitragen, die Dinge unsers häuslichen

Herdes zu ihren wahren Zwecken geeigneter zu machen, dem Auge selten eine andere Befriedigung gewähren, als die zweifelhaften Reize hellen Glanzes und lebhafter Farbe und unstreitig die Eitelkeit ihrer Besitzer steigern.

Es gibt indeß Menschen, die allen Ernstes in glanzüberladenen Zimmern zu wohnen lieben, und wenn wir ihnen auch Unrecht geben, in sittlicher wie in ästhetischer Beziehung, so steht es uns doch nicht zu, sie um ihres Geschmackes willen zu verdammen. Der eine mag einen unwiderstehlichen Hang nach dem Schimmer von strahlendem Golde und dem Gleisen von Scharlachroth besitzen, der Andere nach kaltem grauen Zinn und weißen Tannenbrettern, und doch können Beide in ihrer Vorliebe durchaus ehrlich sein. Die praktische Philosophie lehrt uns: „le beau est ce qui plait, und wiewol Jouffroy, Platon nachahmend, behauptet, daß die Schönheit allein im Ausdruck und in der Wahrheit liegt, in der Offenbarung des Unsichtbaren durch das Sichtbare, der höheren Seelenempfindungen durch körperliche Form, so ist es ihm doch nicht gelungen, die Männer und Frauen Frankreichs zur Annahme einer andern Schönheitstheorie als des reinen persönlichen Wohlgefallens zu vermögen. Die abstracte Wissenschaft, für welche Baumgarten (Alexander Gottlieb, ein Schüler Wolf's, gestorben als Professor der Philosophie zu Frankfurt an der Oder am 26. Mai 1762. D. Uebers.) die Bezeichnung „Aesthetik“ erfand, wird niemals populär werden, wenigstens nicht in unsrer Zeit. Die Menschen werden fortfahren, ihren

Augen und Herzen zu folgen und immer Recht haben, wenn sie sagen: „Es gefällt mir, weil es mir gefällt“. Credo quia credo. Erkennen wir darum auch an, daß, soweit es den Geschmack angeht, die Vertheidiger prunkhafter Decorationen fest davon überzeugt sein mögen, daß ihre Ansicht die richtige ist, so lassen sich ihre Anschauungen aus anderen und wichtigeren Gründen doch anfechten.

Die Macht der Gewohnheit kommt hierbei zunächst ins Spiel, denn gerade die allgemeine Anwendung von überschwänglicher Pracht ist es, was in gewissen Classen der französischen Gesellschaft künstliche Bedürfnisse von schädlichstem Charakter ins Leben gerufen hat. Beständige Berührung mit übertriebenem Glanze führt schwache Gemüther — und die große Masse der Gemüther ist ja schwach — zu einer schließlichen Unfähigkeit, den ruhigen und verhältnißmäßig farblosen Anblick des gewöhnlichen Hauses zu ertragen. Solchen Gemüthern wird die Abwesenheit von Gold und Prunk sinnverwandt mit dem Vorhandensein von Dunkel und Trübseligkeit; der übermäßige Gebrauch von Licht und Farbe bringt eine moralische Wirkung auf sie hervor ähnlich der momentanen Blindheit, die wir erfahren, wenn wir längere Zeit in die Sonne gesehen haben — sie sind nicht mehr im Stande, den Schatten zu würdigen und trachten unbewußt nach „tout ce qui brille“. Wol lebt auch in Frankreich eine entschlossene Minderzahl, die Denker und Künstler und Dichter ꝛc., die wider den Mißbrauch von Weiß und Roth und Gold protestiren, allein die Majorität des Volkes erwidert ihnen, daß die

erste Pflicht des häuslichen Lebens sei, Anziehung auszuüben, gleichgültig wie und wodurch; daß der Kampf zwischen den äußeren Versuchungen und den häuslichen Freuden zu einer der größten socialen Schwierigkeiten unserer Zeit erwachsen ist; daß die Frauen mehr und mehr zu der Ansicht gelangen, wie sie mit der Außenwelt um die Herrschaft über die Männer zu ringen haben; daß die Gesellschaft in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung nur durch die Lockung einer fortwährenden Aufregung zusammengehalten werden kann und daß die zum Empfange von Gästen bestimmten Räumlichkeiten, die Stühle auf denen die Frauen sitzen, die Eßtische, an denen die Männer speisen, samt und sonders soviel wie nur immer möglich zu dem einen wesentlichen Zwecke, der Anziehung, beitragen müssen. In diesem Sinne werden Wände und Hausgeräthe als ein Rahmen betrachtet, der das Gemälde verschönert. Das Raisonnement ist annehmbar, in anderer Form vertritt es in der That eine hochbedeutsame Wahrheit, wie wir später sehen werden, allein in unserm speciellen Falle kommt es nicht in Frage. In Wirklichkeit — und kein erfahrner Beobachter des französischen, namentlich des Pariser Lebens wird das Gegentheil behaupten wollen — ist das Ziel, das man bei der Einrichtung eines Gesellschaftszimmers gewöhnlich zu erreichen strebt: nicht Andern es angenehm und behaglich erscheinen zu lassen, sondern einen Glanz herzustellen, der die Eitelkeit des Eigenthümers befriedigt. Darin beruht das Ueble der Sache, darin finden die unaufhörliche Lust an Glanz und Schimmer ihre Erklärung und

Folge — Alles ist nichts als Eitelkeit. Denn welche andere Bedeutung könnte es haben? Wer möchte leugnen wollen, daß beständiger und übermäßiger Glanz ermüdet, daß das Auge nicht immer auf leuchtende Farbe und glitzernden Schimmer blicken will? Wer von uns möchte wol aus eigenem freien Willen Abend für Abend zwischen Hunderten von Kerzen sitzen, die von Spiegeln in jeder Ecke zurückgeworfen werden, auf allen Seiten umgeben von einem sich von blendendem Weiß abhebenden Scharlachroth? Das ist nicht den Bedürfnissen unserer Natur gemäß; unsere wahrhaften Erfordernisse sind ganz anderer Art. Wie wir uns gelegentlich etwa ein Feuerwerk beschauen, so finden wir ausnahmsweise wol auch an Gold und Glast Vergnügen, wir werden derselben indessen bald müde und können uns nicht überwinden, sie als unsere täglichen Hausgenossen zu dulden. Da aber glitzern sie uns in den französischen Häusern von sogenannter besserer Art mit erbarmungsloser Beharrlichkeit ins Antlitz, nicht zu unserm, vielmehr zum Ergötzen des Hausherrn.

In der That erfrischend ist es, sich von diesem allzu sehr funkelnden Strome ab und in gewisse Räume zu wenden, bei deren Ausstattung Anderes als die Eitelkeit im Werke gewesen ist; wo jede der angewandten Farben den Gedanken von Ruhe und Harmonie verwirklicht, der des Urhebers Wahl geleitet hat; wo jeder Stoff sich an seinem Platze befindet; wo Anmuth, Paßlichkeit und vor Allem individueller Ausdruck die gewünschten Ergebnisse sind. Die Formen mögen so ziemlich die nämlichen sein

wie wir sie anderswo auch gewahren, hat doch die Form in Paris jetzt eine der Vollkommenheit so nahe kommende Entwickelung erreicht, daß selbst die makelsüchtigsten Kritiker kaum Verbesserungen daran vorzuschlagen wissen. Wie bewundernswerth die Form indeß auch ist, sie genügt nicht: sie braucht gewählte Farbe, um zur Geltung zu gelangen, und wäre das Wort nicht abgeschmackt, hier wo es sich um Hausgeräthe handelt, so könnte man fast sagen: es bedarf des Ausdrucks, um ihr Leben einzuhauchen. Form, Farbe und Ausdruck, die drei Schönheitselemente, sind nicht allein Attribute des Menschen, auch Thiere und selbst leblose Dinge besitzen sie. Aber wenn schon Manche von uns einräumen werden, daß an einem Veilchen oder an einer Rose nicht blos Form und Farbe, sondern auch Ausdruck zur Erscheinung kommt, daß auch Möbel des letzteren nicht entbehren sollen, wird ihnen doch einigermaßen übertrieben klingen. Und dennoch, wenn wir uns in gewissen Häusern umsehen, scheint es da nicht, als hätten die Gegenstände darin ihre eigenen ausgeprägten Naturen? Die Feinheit ihres Tones ist eine so durchgehende, sie zeugen so deutlich von zarter Phantasie, daß sie Charakter und Bedeutung gewonnen zu haben scheinen. Selbstverständlich bekunden auch sie die herrschende Leidenschaft unsrer Zeit, neben ihr jedoch etwas Anderes und Höheres, ein gewisses Etwas, das individuelle Gedanken offenbart und beinahe Leben gibt.

In diesem Speisezimmer hier umfängt uns eine Atmosphäre, die wir nicht überall athmen. Alles ist dunkel=

brauner Wollenstoff und Ebenholz, aber das gedämpfte Tageslicht, das sich durch die schweren Vorhänge hindurch stiehlt, findet Ruheplätze und Merkpunkte auf den Kanten der alten Faience, die auf dem Büffete steht, auf den Stahlbeschlägen der Seitentische und flimmert auf dem Gelb und Dunkelblau der Hängelampe undeutlich hin und her. Braune Wände, von schwarzen Leisten eingefaßt, umschließen das Gemach und tragen ihrerseits zu dem strengen, aber imposanten Effect bei. Die Gesellschaftszimmer sind in einer Nüance gemalt, welche die Farbenverzeichnisse nicht aufzählen — einer Mitteltinte zwischen einer verwelkenden Chinarose und halbreifem türkischen Weizen. Schmale Streifen matten Perlgraues umziehen jedes Wandfeld, und da und dort hebt eine dünne goldne Linie das Sanfte des Tones. Stühle von verschiedener Gestalt, alle zur Bequemlichkeit gemacht und der Lage angepaßt, welche der Sitzende gern einnehmen will, stehen in angenehmer Unregelmäßigkeit umher. Sie sind mit verschiedenen feineren Stoffen bezogen, so daß der mannigfaltige Glanz von Damast, Seide und Atlas die stoffliche Einförmigkeit verhindert, und mit Phantasieblumen jeglicher Farbe bestickt, die aber derart berechnet sind, daß eine Schattirung die andere mildert und neutralisirt, weil jeder einzelne Theil sich der Gesammtwirkung unterzuordnen hat. Nichts „schreit", Alles stimmt gut zu einander. Und Pflanzen mit verschiedenartigen Blättern, Bücher, deren Einbände mit dem Orte in Einklang gebracht worden sind, wo sie stehen, und die tausenderlei umherliegender Kleinigkeiten — der Arbeitskorb, aus

dem man geflissentlich einige Strähnen bunter Wolle überquellen läßt, weil ihre Farben einen Zweck erfüllen sollen; das Spitzentaschentuch, das dort aus einer Sophaecke hervorlugt, um durch sein Weiß einen dunkeln Winkel zu erhellen, das Alles zeugt von Ueberlegung, das Alles ist mit Kunst und Geschicklichkeit angeordnet, zu dem einzigen Behufe, ein durchaus reizendes Zimmer zu schaffen, wo die banalité des Tages keinen Eingang gefunden hat, wo sich vielmehr die Herrin in ihrer eignen Intelligenz und Meisterschaft darstellt.

Treten wir jetzt an die Thür des Schlafgemachs und fassen dieses von hier aus ins Auge, denn ein vollendeteres Bild haben wir noch nicht geschaut. Wände, Gardinen, Sitze, alles von blaßblauer Seide (die Besitzerin des Zimmers ist blond), mit Sammet von dergleichen Nuance sparsam besetzt und mit bleichen Moosrosenknospen, die von noch bleicheren gelben Blättern umschlossen sind, zart bestickt. Diese Schilderung, obgleich sachlich genau, vermag indeß keine Idee von der Wirkung der wunderbaren Draperien, keinen Begriff von dem unglaublichen Effect von Zartheit und ächt weiblicher Eleganz zu verleihen, die sich rundum äußern. Ein Fluidum von Anmuth und Sinnigkeit erfüllt gleichsam den Raum; jede Einzelheit des letztern ist combinirt, um den fast feenhaften Anblick zu erhöhen und zu bewahren, den das Zimmer darbietet. Das Bett umhüllen dick wattirte Atlasvorhänge, unter denen sich andere Gardinen von so duftigem Mousseline befinden, daß ihre Falten beinahe wie eine Nebelwolke erscheinen; die

Decke, welche die spitzengarnirten Kissen und Pfühle verbirgt, ist von blauem Atlas und mit Eiderdaunen gefüttert, und darüber wallt derselbe duftige weiße Schleier in einer breiten Falbel über das Holz der Bettstelle herab. Der Toilettentisch ist ganz ebenso — eine bauschige Masse von Spitzen und Durchsichtigkeit mit Blau darunter und mit Schleifen und Enden von Atlas und Sammet rundherum. Auf dem Kaminsimse stehen Uhr und Leuchter von Sèvres-Porzellan. Das Piano ist von hellem bois de rose (nicht Rosenholz; dies ist eine andere Art), mit harmonirenden Platten von Sèvres-Porzellan ausgelegt. Das Nachtlicht kommt von oben aus einer Hängelampe, ebenfalls aus Sèvres-Porzellan. Dergleichen Zimmer kann man typisch nennen; sie stellen die vollendetste Verkörperung des modernen Geschmackes dar, ohne dessen Gebrechen und Verirrungen oder mindestens mit so wenigen derselben, wie sich mit einem so großen Geldaufwande und so vielem Nachdenken vertragen. In solchen seltenen Fällen strebt die Eitelkeit nach andrer Befriedigung als nach bloßem Glanze, nichtsdestoweniger aber ist die Eitelkeit auch hier die eigentliche Triebfeder, mit dem alleinigen Unterschiede, daß sie von wahrem Kunstsinne begleitet und geleitet wird.

Glänzendes oder anmuthiges Hausgeräthe ist ein Monopol der Reichen, das heißt einiger tausend Familien in Frankreich; daraus folgt, daß alle unsre seitherigen Betrachtungen einzig und allein für diese Familien gelten, auf die Masse der Bevölkerung aber sich kaum irgenwie anwenden lassen. Die Gewohnheit der Armuth und Ein-

fachheit macht die Entbehrung der Eleganz verhältnißmäßig leicht, denn, mögen auch gewisse Naturen instinctiv nach Schönheit oder Anmuth schmachten, wie in so vielen anderen Dingen heißt es auch hierbei: „l'appétit vient en mangeant“; die Berührung mit hübschen Dingen lehrt uns sie lieb gewinnen. Wie so oft vermengen sich auch hier Ursache und Wirkung; während feine Umgebungen zu feinen Sitten und Manieren führen, so trägt grobes Hausgeräthe zur Erzeugung und Erhaltung grober Gewohnheiten bei. Mithin ist der Einfluß unserer Möbel auf die Gestaltung unseres häuslichen Lebens ein nicht zu unterschätzendes Culturelement. Derselbe Mann, der in einer Spelunke seine Pfeife schmaucht und auf den irdenen Fußboden spuckt, würde sich unwillkürlich besinnen, Beides in einem mit Teppichen belegten Salon zu thun. Gelegentlich strecken sich wol Wanderer in einer Schenke an der Straße auf Tische und Bänke nieder, in einem Pariser Appartement jedoch würden die nämlichen Menschen vor dergleichen Bequemlichkeiten sich wohl in Acht nehmen. Nette Bauernhäuser sind in ganz Europa Anzeichen von Sittenverfeinerung und wachsender Gedankenveredelung, und überall, sei es nun Ursache oder Wirkung, hält die Hauseinrichtung gleichen Schritt mit der Bildung. In Frankreich so gut wie allerwärts; unter den ärmeren Classen der Franzosen finden wir daher keine besonderen Ergebnisse oder irgend welche Localeinflüsse, die von der Gewohnheit besonderer Gegenstände hervorgerufen wären, der Wohlhabende allein bietet das Beobachtungsfeld für den betreffenden Gegenstand dar und zeigt

uns ausgesprochene Tendenzen und Manieren als Folge des Gebrauchs einer bestimmten Gattung von Hausgeräthe. Die Gerechtigkeit erheischt indeß hinzuzusetzen, daß die während der letzten zwanzig Jahre überhand nehmende Strömung von vieler Eitelkeit und vieler Vergoldung — wir nehmen Vergoldung als den Typus für die gesammte Richtung — ohne Zweifel durch die rapiden Fortschritte begünstigt worden ist, welche gleichzeitig die Kunst des Tapezierers und die Mittel ihrer Ausführung gemacht haben. Universalausstellungen und was wir heutzutage industrielle Kunst nennen, kamen mit dem zweiten Kaiserreiche, gerade in dem Augenblicke, als schnell erworbener Reichthum nach materiellem Genusse trachtete: Begehr und Production entstanden miteinander. Dies ist ein beachtenswerther Moment unseres Gegenstandes.

Vor 1851 hatten die französischen Möbel sich den Ruf erworben, sowol in Zeichnung wie in Ausführung den ähnlichen Erzeugnissen aller übrigen Länder voran zu stehen. Ein unparteiischer Zeuge, Herr Oechelhäuser, der Repräsentant des Zollvereins, sagte in seinem Berichte über die erste Londoner Ausstellung, „die einstimmige Ansicht aller Kenner gehe dahin, daß die Franzosen als die Sieger in diesem Weltwettkampfe in aller Form anzuerkennen seien. Reinheit des Tones, Harmonie von Composition und Ornament, Wahl von Material und Farbe und von den besonderen Eigenschaften jedes Zimmereinrichtungsgegenstandes, Angemessenheit des Stils mit der ins Auge gefaßten Bestimmung, unvergleichliche technische Geschicklichkeit sowol in

der Tischlerarbeit wie in der Holzsculptur, eine glückliche Anwendung der Decoration, die alle Ueberschwänglichkeit vermeidet, originelle Erfindung — die Vereinigung aller dieser Vorzüge erheben die Abtheilung der französischen Möbelindustrie zu einer der ausgezeichnetsten in der Ausstellung." Die hier geschilderte Entwickelungsstufe des betreffenden Gewerbszweiges gab allerdings einen kräftigen Ausgangspunkt für die Schöpfungen des zweiten Kaiserreiches ab.

Bei der Pariser Ausstellung von 1855 war die Ueberlegenheit Frankreichs noch augenfälliger dargethan durch die eigenthümliche Reinheit und Einfachheit der Formen, durch die mehr und mehr hervortretende Beseitigung zweckloser Verzierungen, durch die zunehmende Benützung von Thieren, Vögeln, Blumen und anderen Naturgegenständen als Details der Holzsculptur an der Stelle von Karyatiden und sogenannten classischen Mustern, vor Allem aber durch die strenge Anpassung jedes einzelnen Artikels für den Gebrauch, zu dem er bestimmt war. Zartheit und Grazie, Leichtigkeit und Zweckmäßigkeit, sorgfältige Wahl von Hölzern und Stoffen, das waren die charakteristischen Züge der zweiten Ausstellung. Mahagony und Polissander bildeten nicht mehr die vorwiegend benützten Elemente. Ebenholz und seine bewundernswerthe Imitation, geschwärztes Birnenholz; die vorzüglichen Erzeugnisse Algeriens, wie Thuya (die von den Schreinern des kaiserlichen Roms vornehmlich verarbeitet wurde), Lentisque (Mastixbaum), Ceder und Olive; graue Pappel, Citronenbaum und das soge-

nannte Veilchenholz 2c. lieferten eine unendliche Mannigfaltigkeit von Materialien, die in der intelligentesten Weise zur Verwendung gekommen waren. Insbesondere ist die Thuya, deren Einführung nicht mehr als zwanzig Jahre zurückdatirt, ein so prächtiges Material, wie sich nur eines denken läßt. „Ihr reiches goldenes Braun, die Maser ihrer Adern, die capriciöse Eleganz ihrer Flecken, die Feinheit und Festigkeit ihres Gefüges, ihre leuchtende Politur und die Unveränderlichkeit ihrer Fasern vereinigen sich, um sie in die erste Reihe von Marqueterie-Materialien zu stellen.“ Zu gleicher Zeit nahm die Fabrikation von Zeuchen und Möbelstoffen einen ungeheueren Aufschwung. Die zu Neuilly in Nachahmung von Beauvais und Aubusson fabricirten Gewebe, die Moquettis, die Cretonnes bewegten sich in einer Fülle von Dessins, die sie fast als neue Erfindungen erscheinen ließen, während die Liste der üblichen Fabricate durch die Production eines groben, grauen Segeltuchs mit geradlinigen oder Zickzackornamenten in bunter Wollborde für Herrenschlafzimmer und anderen ähnlichen Gebrauch einen Zuwachs erfuhr. Fast im selben Augenblicke erschienen die vielfachen Anwendungen der Galvanoplastik, welche die Benützung von Metallen für gewisse häusliche Zwecke so sehr erleichterten, und mit ihnen tauchten auch jene vollendeten Imitationen alter französischer und italienischer Thongeschirre auf, Nachahmungen, die selbst vor den berühmten Minton-Gefässen Englands den Vorrang verdienen.

Bei einer solchen Menge von Materialien und bei

einem gleich massenhaften Begehr nach den dem aufgebrachten neuen Geschmack entsprechenden neuen Möbeln kann es nicht Wunder nehmen, daß das zweite Kaiserreich eine entschiedene Phase in der Geschichte der Hausausstattung bezeichnen mußte. Eine Gesellschaft zur Aufmunterung der Kunstindústrie trat ins Leben, die zunächst auf Nützlichkeit und praktische Zweckmäßigkeit hinwirken wollte, aber die höchstmögliche Kunstentwickelung mit den besonderen auf das Mateirelle gerichteten Neigungen des Augenblickes zu verbinden suchte. Ihre, wenn gleich verhältnißmäßig kleinen jährlichen Ausstellungen brachten wundervolle Sammlungen von vorzüglich gearbeiteten Möbeln aller Art zusammen, und wiewol nicht behauptet werden kann, daß sie auf den Charakter von Production und Consumtion im Großen und Ganzen eingewirkt habe, so hat sie doch unstreitig dazu geholfen, die höheren Erzeugnisse der Tischler- und Tapezierer-kunst auf einen noch höheren Standpunkt zu erheben. Diese Ausstellungen fanden sehr zahlreiche Besucher, die sich in der Regel nicht blos unterhalten und mit dem Umherschlendern zwischen hübschen Dingen eine angenehme Stunde verbringen, vielmehr auch ihren Geschmack bilden, und lernen wollten, in welcher Weise das Ornament am besten zur Geltung kommt und angewandt wird. Leider überschritten die Preise der Mehrzahl der ausgestellten Gegenstände weitaus die Grenzen gewöhnlicher Geldbeutel, so daß die meisten der bewundernden Beschauer sich mit dem bloßen Anblick der Herrlichkeiten zu begnügen hatten; die Lection für das Auge war mithin nur momentan, nicht bleibend.

Den wahren Kunstliebhabern aber, deren es unter den gebildeteren Classen Frankreichs nicht wenige gibt, ging der Eindruck doch nicht verloren, er hatte im Gegentheil die eminent praktische Folge, sie anzuregen und zu billigeren Preisen nachzuahmen, was ihnen in der Ausstellung am bemerkenswerthesten und gelungensten erschienen war. Das soll nicht heißen, daß sie nach Hause gingen, mit dem unwürdigen Gedanken, schlechte Copien vortrefflicher Arbeit zu bestellen, sondern daß sie sich bemühten, ähnliche Resultate mit einfacheren und folglich wohlfeileren Materialien zu erzielen, ohne von dem durch die reicheren Stoffe aufgestellten Typus abzuweichen. Die Theorie, daß der allgemeine Effect eines Zimmers ausschließlich von dem Reichthume der Hölzer und Stoffe abhängt, aus denen sein Ameublement besteht, ist in Frankreich freilich weitverbreitet; sie herrscht als die natürliche Folge der noch immer grassirenden häßlichen Weiß-, Roth- und Goldmanie, allein das Häuflein derer wird immer größer, die selbst denken und handeln und, ohne die kostbarern Materialien irgendwie zu verbannen, doch der Ansicht sind, daß manche der schönsten Wirkungen von Ton und Charakter, welche Zimmereinrichtung zu leisten vermag, lediglich durch einfachere und wohlfeilere Mittel erzielt werden. Auf dies vorläufig zwar noch beschränkte Häuflein haben die Ausstellungen der letzten zwanzig Jahre ihren vollen Einfluß ausgeübt. Seine Mitglieder allein sind es gewesen, die gegen den buhlerischen Glanz des zweiten Kaiserreichs angekämpft und beharrlich ihre Ueberzeugung vertreten haben, daß die wahre Kunst andere

Wege wandelt als die, welche der moderne Geschmack verfolgt.

Der bloße Glanz, von dem wir in Frankreich so viel gewahren, befriedigt meist nicht einmal das äußere Auge. Sein Eindruck geht nur selten zu Kopfe, viel weniger zu Herzen, seine vorherrschende Wirkung ist, daß er nur ermüdet. Wohlstudirte, berechnete Eleganz kann vielleicht einen solchen Grad von Vollkommenheit erreichen, ist sie indeß nichts als Eleganz, ohne einen lebendigen Gedanken im Hintergrunde, so erkältet sie uns schnell; immer vermissen wir bei ihr etwas, obschon wir uns nicht allemal klare Rechenschaft darüber geben können, was eigentlich fehlt. Ueberdies, wenn nicht von Meisterhand gestaltet, artet Eleganz zu leicht in Frivolität aus und hat fast durchgängig den schweren Fehler, daß sie den Gesammteffect kleinen Detailrücksichten aufopfert. Nichtsdestoweniger kann nicht in Abrede gestellt werden, daß der Gebrauch der glänzenderen Gewebe, der helleren Farben, der Decorationen à la Pompadour namentlich bei Kerzenbeleuchtung von überraschender Wirkung sind. Eine Zimmereinrichtung zusammenzustellen, deren Wirkung bei Tag und Nacht eine gleich vollständige ist, bleibt ein Ding der Unmöglichkeit, im Gegentheile muß man entweder die eine oder die andere Beleuchtungsart ins Auge fassen und von ihren Gesetzen sich leiten lassen. Da die Gesellschaftsräume in Frankreich mehr des Abends als am Nachmittage benutzt zu werden pflegen, so müßte ihr Ameublement auch vorwiegend auf künstliches Licht berechnet werden. Darum verbietet sich die Anwendung

bleicher Nüancen von Atlas und Seidendamast von selbst. Bei der Einrichtung von Speise- und Bibliothekzimmern kann von Eleganz überhaupt nicht die Rede sein, und schon hieraus, aus der Thatsache, daß das Wort Eleganz nicht alle Fragen der decorativen Hausausstattung löst, geht hervor, daß bloße Eleganz nicht das Ziel ist, dem man bei Möblirung und Ausschmuck seiner Wohnung nachzutrachten hat. Steht doch Eleganz ebensowol wie Glanz und Prunk ohnehin einigermaßen im Widerspruche mit vollkommener Brauchbarkeit.

Daß unter den häuslichen Annehmlichkeiten ein gut erdachtes und gut ausgeführtes Ameublement einen hervorragenden Rang einnimmt, fühlt der Franzose instinctiv, wie wir oben angedeutet, als wir von der „Anziehung" sprachen, die er mit seinen Gemächern und Möbeln ausüben will; jedoch, wie ebenfalls bemerkt, die Meisten verkehren die Frage, weil sie dieselbe auf die Eitelkeit, nicht auf das Herz gründen. Die Liebe zum häuslichen Herde allein aber ist die Basis, auf welcher sich der wahre Schmuck des Hauses aufrichten läßt. Kein Mensch kann ein wirkliches Daheim für Andere schaffen als für sich selbst. Der leiseste Wunsch, die Bewunderung Anderer hervorzurufen, schwächt die individuelle Empfänglichkeit, und was nur der Ausdruck unsrer eignen Persönlichkeit sein sollte, wird dergestalt zu jenem leidigen Buhlen um Anderer Beifall, das man überall unter Eitelkeit versteht. Findet man gelegentlich einmal eine Behausung, in deren Einrichtung und Anordnung uns die ganze Eigenthümlichkeit ihres Bewohners

vor Augen tritt, so ist das in Wahrheit ein besonderes Glück zu nennen, denn derlei Häuser allein setzen uns in den Stand, von der Wahl ihrer Geräthe und Decorationen auf den Charakter ihrer Inhaber zu schließen. Zu solchen Persönlichkeitsverkörperungen braucht man freilich Geld, erstaunlich aber ist es zu sehen, wie die höchste Wirkung oftmals mit verhältnißmäßig beschränktem pecuniären Aufwande erreicht werden kann. Die hervorstechenden Merkmale von dergleichen Leistungen sind die Unterordnung des Schmuckes unter die Nützlichkeit, das Verhältniß zwischen dem Charakter des Ornamentes und dem des benutzten Materials, und das völlige Zurückweichen des Details hinter die Totalwirkung. Mäßigkeit ist ihre charakteristische Eigenthümlichkeit; die Eleganz hört auf, Zweck zu sein, um blos noch als Mittel zu dienen; der Glanz ist gänzlich entfernt, mit Ausnahme gewisser Stellen, wo er als Quelle des nothwendigen Lichtes dient. Das sind indeß nur die allgemeinen Grundzüge, erst bei ihrer speciellen Anwendung zeigt sich der Geist, der Stempel der Individualität. Manche Pariser und mehr noch Pariserinnen sagen uns wol, wie ihr Meublement die Frucht langen Nachdenkens, sorgfältiger Zergliederung, geduldiger Vergleiche sei, da sie nur den einen Zweck im Auge gehabt: eine greifbare Veranschaulichung ihrer selbst zu bewirken. Sie geben uns die merkwürdigen Worte Wolowski's, des Professors der Nationalökonomie und Abgeordneten für Paris, zu hören, daß „das Princip ihres Geschmackes aus Geist und Seele entspringen, nicht der Sclave von Instinct und Sinnen

sei.“ Sie idealisiren den Gegenstand, sprechen von ihm als einer der ältesten Offenbarungen praktischer Kunst und betonen, fast bis zur Uebertreibung, die unendliche Wichtigkeit, die dem Hausgeräthe für Bildung und Schulung des Auges beigemessen werden müsse.

Bei den nach solchen Anschauungen hergestellten Zimmereinrichtungen finden wir selbstverständlich Alles an seinem Platze, jedes Zimmer dem ihm bestimmten Gebrauche durchaus entsprechend. Da gewahren wir ebenso wenig im Salon Sammet oder Tuch, wie wir im Speisezimmer Atlas oder in der Bibliothek blaßgefärbte Wände entdecken. Die Bedürfnisse der Zeit, in der erhabensten Sprache ausgedrückt, deren sie sich bedienen können, rufen nach Einheit, die nur durch die Anwendung besonderer Materialien für jedweden bestimmten Gebrauch zu erlangen ist. Gewisse Zimmer allein erlauben die Benutzung zarterer Stoffe, andere erfordern die ernsteren Töne wollener Zeuche, wieder andere verlangen bedruckten Kattun und einfarbige Tische, Schränke und Stühle. Neben diesen Bedingungen steht das Gesetz, das die Anwendung ins Auge fallender Hölzer in Speisezimmer erheischt und in Gesellschaftsräumen fast völlig verbietet, in welchen letzteren sich sowol Anmuth als Behaglichkeit nur erzielen läßt, wenn sämmtliche Sitzmöbel mit dicken Polstern versehen sind, die ihre Gestelle verbergen. Durch Worte läßt sich keine rechte Vorstellung von dem Resultate geben, das sich uns darbietet, wenn Theorien, wie die hier genannten, in ihrer ganzen Strenge verwirklicht werden, wenn jede Einzelheit in ihrer Art voll=

kommen ist, keine aber besonders ins Auge fällt, weil Alles im gemeinschaftlichen Ensemble untergeht. Eigene Anschauung allein kann unserm Geiste das Bild vermitteln, in dem auch die kleinsten Nebendinge sich der Harmonie des Ganzen fügen und nicht der leiseste Mißton bemerkbar wird. Porcellan, Faience, Steingut sind von einer zumal in England unbekannten Leichtigkeit, wo, sei der Gegenstand von Metall, von Thon oder von Holz, gewöhnlich eine Massigkeit, eine Verschwendung von Material vorherrschen, die wol nutzlose Festigkeit geben mögen, sicherlich indeß alle Grazie vernichten. Schüsseln, Teller und Messer sind in Frankreich beträchtlich kleiner als die in England und Deutschland üblichen, und die zur Decoration des Tafelgeschirrs gewählten Tinten meist sorgsam dem Ameublement des Speisezimmers angepaßt, während ihre Zeichnungen und Muster zn matten Umrissen gedämpft werden, um das Auge nicht zu zerstreuen. Die Ausschmückung der Tafel ist ein Triumph von Geschmack und Einsicht, wie das überall der Fall sein sollte, denn die Decorationskunst findet wenig gleich interessante Gelegenheiten zu ihrer Entfaltung; das wissen alle kunstsinnigen Französinnen gar wohl. Sie zeigt Charakter und Breite der Composition mit gehörigem Raume und ohne Ueberladung und Detailüberschwenglichkeit; die Farben der Gläser harmoniren mit Blumen und Dessert (das sogenannte russische Service wird gegenwärtig in Frankreich ausschließlich gebraucht); der Anblick des Ganzen athmet Heiterkeit verbunden mit Ruhe. Da alles Licht von oben hängenden Lampen und Leuchtern

kommt, wird das Auge nicht geblendet, ermüdet nicht und schweift unbehindert über den gesammten Tisch, weil jedes Ornament so niedrig gehalten ist, daß es keinen der Tafelnden dem andern verbirgt. Viele Französinnen werden zu wahren Künstlerinnen in der Berechnung dieses Tafeleffectes. So sagte eine Dame ihrem Diener, sie würde Abends sechs Gäste zu Tische haben; da alle vertraute Freunde des Hauses wären, sei es nicht nöthig, zehn Franken für Blumen auszugeben, die Blattpflänzen ihres Blumentisches würden zum Mittelstück vollkommen ausreichen. „Weil wir aber", fügte sie hinzu, „somit nichts Glänzendes in der Mitte haben, so sorgen Sie dafür, daß Bonbons und Kuchen nur von lebhaften Farben gewählt werden, um jenen Mangel auszugleichen, sonst wird der Tisch zu düster aussehen." Wenden wir uns aus dem Speisezimmer den übrigen Gemächern zu, so bemerken wir, daß Bilder- und Spiegelrahmen außerordentlich leicht und mäßig modellirt, daß alle marmornen Kaminplatten mit Seide oder Tuch oder Sammet bedeckt sind, je nach den Möbeln des Zimmers; daß in jedem Fenster und über jedem Bette gekräuselte weiße Gardinen unter den anderen hängen; daß auf Kronleuchtern, auf Candelabern und Girandolen nur Kerzen stecken, die schon ein paar Minuten gebrannt haben, weil ein gebrauchtes Licht den Eindruck des Bewohntseins und der Wohnlichkeit macht, den eine funkelnagelneue Kerze niemals hervorbringt, und daß alle Lampen mit Brennmaterial gefüllt sind und blos des Anzündens harren. Ueberall gewahrt man Glanz, Comfort und praktische Nützlichkeit.

Leider aber wird man dergleichen Vollkommenheit von häuslicher Einrichtung, auch wenn man sich des ausgedehntesten Bekanntenkreises erfreut, höchstens ein halb Dutzend Mal begegnen. In der Regel sind alle Pariser Zimmer genau dieselben, alle enthalten die nämlichen unvermeidlichen Erzeugnisse des zweiten Kaiserreichs, und auf dem Lande sitzt die Bevölkerung auf den Stühlen ihrer Großväter und meint, recht daran zu thun. Individualität ist eine nur Wenigen zukommende Eigenschaft, die große Masse nimmt was sie findet, bildet sich ein, daß es nichts Besseres gibt und geht dergestalt der Bildung und des Genusses verlustig, die ihr werden würden, wenn sie für sich selber dächte und wählte. Neun Zehntel oder besser neunundneunzig Hundertstel des Volkes sind unfähig, auch nur den kleinsten Bruchtheil von dem zu begreifen, was das übrige Hundertstel denkt; der Einfluß der Gewohnheit ist ein so mächtiger und beständiger, daß sie weder die Mängel ihrer eigenen Zustände noch die Vorzüge anderer Verhältnisse und Anordnungen zu erkennen vermögen. Ihr Geschmack — denn es ist ebenso gut ein Geschmack wie der, welcher vom entwickeltsten Kunstsinne hervorgerufen wird — versöhnt sie mit dem, was sie haben, und sie sind damit zufrieden. Wir können daher nichts Anderes thun, als sie „gewähren lassen", wie die Lotosesser sagten, und hoffen, daß sie eines Tags die Augen aufthun und lernen werden, wie sie es besser machen können.

Wir brauchen nicht noch einmal darauf zurückzukommen, daß der Charakter des Hauses, in dem man wohnt und

lebt, auf die Mehrzahl der Menschen eine nachhaltige Einwirkung ausübt. Wol mag es Naturen geben, die für Einflüsse ähnlicher Art völlig unempfänglich sind, gerade wie man Ohren findet, die für die Kunst der Töne verschlossen bleiben, und Augen, die nicht im Stande sind, roth von gelb zu unterscheiden, im Allgemeinen jedoch wird besonders in dem so feinfühligen Frankreich jede bestimmte Art von Hausgeräthe denen, die sich desselben bedienen, ein gewisses Gepräge aufdrücken und auf ihre Manieren und Bestrebungen nicht unmerklich influiren. Leute, deren Tische und Stühle aus der Zeit des Consulates stammen, die einen einzigen trüben Spiegel, eine Kukuksuhr und keinen Teppich besitzen, können in ihren Lebensanschauungen und in der Art und Weise, wie sie diese zum Ausdrucke bringen, nicht sonderlich viel gemein haben mit Familien von 1872, deren Fauteuils so zu sagen Weichheit und Freundschaft ausströmen, die helles Licht als ein Lebensbedürfniß betrachten und Nachahmungen von Vogelgeschrei nicht leiden mögen. Die erstern werden vielleicht streng tugendhaft, die letzteren keineswegs streng, möglicher Weise auch nicht tugendhaft, aber angenehm und „zeitgemäß“ sein. Hölzerne Möbel mögen allenfalls erhabene Grundsätze hervorrufen, während gepolsterte Sofas und ihre Trabanten wol zu weltlichen Ansichten führen. Aber wie stände es um ihre Kraft, der Versuchung zu widerstehen, wollten sich unsere Nachbarn durch die Ueppigkeit ihrer Armstühle schlagen lassen? Müssen wir nothwendig bekennen, daß ihr sittliches Wesen sich durch Uebercomfort

geschwächt und daß ihre Charakterstärke im gleichen Verhältnisse mit der Entwickelung ihrer Eleganz abgenommen hat? Daß die Franzosen bergab gestiegen sind, ist eine unbestrittene Thatsache; daß der Hang zu materiellem Behagen eine der Ursachen ihres Verfalles ausmacht, hat gewiß etwas Wahrscheinliches, allein, ist dies auch der Fall, so brauchen wir darum doch noch nicht Alles blos auf den Glanz und die Eleganz zu schieben und zu folgern, daß der moderne Geschmack allein an dem Unglücke Schuld trägt. Mit alledem ist noch kein Beweis gegen die Kunst geführt. Im Gegentheile thut es dar, daß das Heil lediglich in einer Rückkehr zu höheren Principien von Schmuck und Decoration und in dem Verzicht auf gröbere Augenbefriedigung gesucht werden müsse. Sicher ist das nur eine sehr nebensächliche Seite der Frage, dennoch hat sie ihre Bedeutung; die Regeneration eines vordem edlen Volkes könnte durch eine Reform seiner Haus- und Zimmerausstattung, durch eine energische Läuterung von falschem Prunke und von der unaufhörlichen Anrufung elender Eitelkeit zweifelsohne unterstützt werden.

Trotzdem aber, wenn wir auch im Namen der Kunst, erhabenerer Gefühle und nationaler Besserung die Möbel des zweiten Kaiserreichs verdammen, wissen ihnen die schwächern Elemente unserer Natur doch mancherlei angenehme Seiten abzugewinnen. Als Moralisten, als Künstler, als Philosophen, als Nationalökonomen müssen wir sagen, sie sind zu flitterhaft und prachtvoll; als Männer und Frauen mit menschlichen Schwächen hingegen können wir nicht um-

hin anzuerkennen, daß sie das Leben freundlicher machen, als es in unserer Jugend war, wo wir uns auf harten Stühlen kerzengerade halten mußten, deren Knöpfe uns in die Schultern bohrten. Jedenfalls tragen Glanz und Wärme und Weichheit zur Erleichterung schwerer Herzen bei, helfen die Sitten verfeinern, befördern die Fröhlichkeit der Kinder und behüten die Liebe. Da ist gar manches Haus in Frankreich, wo die ganze Gestaltung seines innern Lebens von der Einrichtung der Zimmer erhellt wird, wo die Familienbande sich befestigen unter dem Einflusse des befriedigten Geschmackes, wo der Mann fröhlich von seiner Arbeit heimkommt, mit Sehnsucht wieder nach dem Anblicke des reizendes Gemäldes verlangend, dessen Mittelpunkt seine Gattin bildet. Gestehen wir nur ehrlich ein: wenn der Mensch von seinen eignen vier Pfählen sich stärker angezogen fühlt, als von irgend einem andern Orte auf der Erde, so ist dies ein Zeichen, daß gute Kräfte wirksam sind, und hüten wir uns deshalb vor einer vorschnellen Verdammung eines Systemes, das, bei allen seinen Gebrechen, auch seine Vorzüge hat. Hoffen wir aber, daß die gegenwärtige Praxis mit den Umständen ihr Ende finden möge, die sie erzeugt haben; daß die ernsten Ereignisse den Geschmack ernster machen werden, ohne ihm deshalb seinen Reiz für gewöhnliche Naturen zu rauben; daß die Kunst den Tand vertreibe und daß die feineren Formen des Hausgeräthes sich mehr und mehr verallgemeinern und ihren civilisatorischen Einfluß ringsum verbreiten. Bisjetzt kommt dieser nur den höhern Gesellschaftsschichten zu Gute; eine

größere Wohlfeilheit der Production aber, verbunden mit dem wachsenden Nothstande der Nation, wird ihm eine immer größere Ausdehnung geben und die Culturgeschichte der Zukunft von der Wichtigkeit der Rolle Act zu nehmen haben, welche Haus- und Zimmerausstattung in der fortschrittlichen Entwickelung des neunzehnten Jahrhunderts gespielt hat.

Viertes Kapitel.

Die Küche.

Auf der See speist man in der Regel fünf Mal des Tages (d. h. wenn man nicht zufällig seekrank ist. d. Uebers.), theils weil die Seeluft hungrig macht, theils weil man nichts Anderes zu thun hat. Auf dem festen Lande pflegen wir minder eßlustig und mehr beschäftigt zu sein, ohne drei tägliche Mahlzeiten aber fühlen wir uns auch hier nicht recht behaglich. Viele von uns behaupten, es sei demüthigend, sich derart von rein thierischen Bedürfnissen reizen zu lassen, Andere dagegen sind der Meinung, daß, da das Essen eine so ergötzliche Arbeit bildet, wir dafür dankbar sein sollten, sie so oft vollbringen zu können. Eine dritte Classe von Menschen denkt weder an das Eine noch an das Andere, während Aerzte, Volkswirthschafter und Historiker das Essen als eine ernste Frage behandeln, als einen der Schlüssel zu Gesundheit und Wohlbefinden, und als ein bedeutsames Element im Gange der Civilisation. Zugleich aber kommt dabei ein weiterer und noch interessanterer Gesichtspunkt in Betracht. Wir versammeln uns

beim Essen; unsere Mahlzeiten werden in Gesellschaft genossen, vereinigen Familien und Freunde und üben einen verbindenden Einfluß von ungeheurer Stärke aus. Seit Homer haben die Poeten die „festlichen Gelage“ besungen, ihre sänftigende Wirkung, ihre Erhöhung der guten Laune, der Lust und Heiterkeit und ihre Vertreibung von Zorn, Traurigkeit und Unzufriedenheit gepriesen. Die Dichter haben Recht. Nichts ist jemals ersonnen worden, was uns so ruhig stimmt und so fröhlich macht, wie das Mittagsmahl, und, wenn wir gleich nicht so weit gehen, es als eine große moralische Ursache hinstellen zu wollen, so kann doch unter allen Umständen in Wahrheit behauptet werden, daß es unter den guten materiellen Einflüssen, die uns zur Hand gegeben sind, in vorderster Reihe steht. Von den Verrichtungen des häuslichen Lebens ist es unstreitig die höchste; kein anderer täglicher Act kann nach Charakter, nach Wichtigkeit und Tragweite mit ihm verglichen werden. Alle Racen und Stämme des Menschengeschlechts sind sich dessen bewußt; selbst Wilde zähmt zeitweilig der süße Duft des gemeinschaftlichen Mahles, und je höher wir auf der Stufenleiter der Bildung emporsteigen, je deutlicher und deutlicher treten seine Machtäußerungen hervor, bis wir in gewissen europäischen Haushaltungen den Gipfelpunkt seiner Entwickelung erreichen.

In keinem Lande aber werden die höheren Zwecke und Formen des Essens gründlicher gewürdigt oder ernstlicher verfolgt als in Frankreich. Die eminent gesellige Natur des Volkes, seine eigenthümliche Geschicklichkeit in

der Bereitung der Speisen, die Fähigkeit, die es so allgemein besitzt, Befriedigung und Vergnügen aus den gewöhnlichsten Handlungen und Verrichtungen zu schöpfen, wirken zusammen, die französische Mittagsmahlzeit zu einer Bedeutung zu erheben, zu der sie anderswo nur selten gelangt. Natürlich fehlt es nicht an Beispielen, die beweisen, daß, um uns so auszudrücken, intelligentes Essen nicht ein Monopol der Franzosen ist; diese allein aber stempeln es zu einer nationalen Leistung, sie allein, als Volk genommen, wissen dem Act des Essens Alles abzugewinnen, was sich ihm überhaupt abgewinnen läßt. Solche Ueberlegenheit verdanken sie indeß nicht blos ihrer culinarischen Geschicklichkeit, die Vollkommenheit ihrer Mittagsmahlzeiten ist nicht eine ausschließliche Folge ihrer Kochkunst; das Werk des Kochens oder der Köchin ist blos das eine der beiden Geheimnisse des Erfolgs, das andere beruht in ihrem klaren Verständnisse des Charakters der Operation, die sie vollbringen. Den Beweis von der Wahrheit dieser Behauptung liefert uns fast jedes anständige Haus in Frankreich: das Mittagsessen wird als ein Hauptereigniß des täglichen Familienlebens angesehen, als ein Moment geistiger Ausbreitung vielmehr denn als ein einfacher Ernährungsproceß; so ausgezeichnet die Speisen meistens auch sind, würde dies allein doch den Mahlzeiten nicht die Bedeutung verleihen, die sie bei unseren Nachbarn erhalten. Man kommt zu Tische nicht blos, um zu essen, sondern um zu lachen, ebensowol um das Herz zu erfreuen als den Magen zu befriedigen. Daraus erhellt, daß im täglichen häuslichen Leben

große Kochkunst weder angewandt noch gebraucht wird. Die geschicktesten Meister der Gastrosophie, der gelehrteste Chef, der erfahrenste Cordon bleu, können im Allgemeinen nur wenig mehr als ihre minder geschulten Collegen zu zu dem eigentlichen Wesen des gewöhnlichen Mittagsessens beitragen — blos bei besonderen Veranlassungen, bei großen Festlichkeiten finden ihre Talente Spielraum zur Entfaltung. Das alltägliche Leben erheischt nur Leichtigkeit, Anmuth und Lachen, und weil sie diese Vorzüge mit einer ächten Hausmannsküche vereinigen, so wissen die französischen Familien, wie man essen soll.

Trotzdem aber machen in Frankreich wie sonstwo, auch Beschaffenheit und Zubereitung der Gerichte die wesentlichen Grundlagen einer Mittagsmahlzeit aus. Schlechte Kost verscheucht die Heiterkeit, eine gute Küche ist demgemäß ebensowol um ihres geistigen Einflusses willen begehrt als wegen des Ergötzens, das sie unserer Zunge gewährt. „Gute Küche" hat jedoch in Frankreich einen etwas andern Sinn als bei uns. Sie besagt mehr als gut gewählte Abwechselung, geschickte Handhabung nnd zierliches Auftischen. Die tiefste Bedeutung der beiden Worte liegt darin, daß jede Schüssel den besondern Geschmack besitzen muß, der ihr eigenthümlich zugehört. Die Franzosen sind im Allgemeinen nicht reich, sparsame Haushaltung gilt ihnen daher als eine der ersten Pflichten des Familienlebens, selten jedoch gewinnt diese ökonomische Wirthschaft den Anschein, als müsse man sich Entbehrungen auferlegen, weil sie das ganz unschätzbare Talent besitzen, aus dem, was

sie haben, soviel wie möglich zu machen. Dies Talent erstreckt sich beinahe auf jede Einzelheit der häuslichen Einrichtung, am meisten aber tritt es in der Art und Weise zu Tage, wie sie ihre Küche behandeln. Das Essen in den Häusern der französischen Mittelclassen, so geringen Aufwand es auch verursachen mag, ist sicherlich weit vorzüglicher als die Speisen der meisten reichen Leute in anderen Ländern. Es besteht aus nicht so vielen Schüsseln, aus geringern Quantitäten, aus minder kostspieligen Ingredienzen, allein die Herstellung jedes einzelnen Gerichtes ist an sich vollkommen, und die Mannigfaltigkeit der Zubereitungsweisen entschädigt für die verhältnißmäßige Einförmigkeit in den benützten Materialien. Die große Masse der Franzosen ist zu wenig wohlhabend und zu vernünftig, um ihr Geld zum Kaufen von Fischen, von Fleisch oder Geflügel zu verschwenden, wenn eines und das andere dieser Nahrungsmittel mehr kosten als ihr Normalpreis beträgt. Dergleichen Ueberschwänglichkeiten überläßt man den wirklich mit Glückgütern Gesegneten und den flottern Elementen der Gesellschaft in Paris und einigen andern Städten. Die Nation macht sich ihrer niemals schuldig, wol aber verlangt sie, daß jedes Gericht sein volles Aroma, sein volles Wesen, seinen eigenen Charakter haben soll. Sie weiß aus langer Erfahrung, daß Armuth nicht die Praxis der Geschicklichkeit verhindert; sie stellt die letztere der erstern entgegen, ersetzt das Geld durch die Intelligenz.

Der erste Schritt zur Erreichung dieses Zieles ist, die für die Küche bestimmte Summe so zu verwenden, daß sie

ihren höchsten Werth producirt, nicht blos in Quantität und Qualität, sondern, was noch wichtiger, in Paßlichkeit. Auf den Markt gehen heißt nicht einfach, geschickt einkaufen, es begreift das viel größere Talent in sich, die Wahl des eingekauften Bedarfs dem Gebrauche anzupassen, den man damit zu machen beabsichtigt. Die Regel, welche die täglichen Nahrungseinkäufe auf das Quantum beschränkt, das binnen vierundzwanzig Stunden verbraucht werden kann, legt die Bedingung auf, daß jeder einzelne Gegenstand blos in kleineren Mengen genommen werden darf. Dies ist der Kern der gesammten Frage. Danach kommt, daß jedes Ding für die Zubereitungsart geeignet sein muß, der man es unterwerfen will. Keine Französin, weder Köchin noch Herrin, würde sich einfallen lassen, dasselbe Huhn für ein Fricassée zu kaufen, das sie wählen würde, wenn sie es zu braten gedächte, in eine Suppe die nämlichen Gemüse zu thun, die sie allein anrichtet, das gleiche Fleisch zum Dämpfen wie zum Braten zu nehmen. In dem einen Falle würde sie allemal unfehlbar einen geringern und wohlfeilern Artikel wählen als in dem andern, weiß sie doch, daß es überflüßig ist, ihr Geld für das bloße gute Aussehen auszugeben, wenn sie eine Sauce zur Verfügung hat, die das unschöne Aeußere verdeckt. Auf solche Weise reducirt sich der Aufwand sicherlich um ein Zehntel; viel wichtiger noch aber ist die fernere Ersparniß, die durch den ausschließlichen Gebrauch kleiner Quantitäten erzielt wird, weil diese Oekonomie sich nach mehreren Richtungen hin ausdehnt.

Zunächst braucht man weniger Feuerungsmaterial, eine

kleine Schüssel zu kochen als eine große. Die französischen Kücheneinrichtungen sind den in England noch immer so allgemein bestehenden sehr unähnlich, wo die nämliche Menge von Kohlen verbrannt wird, ob man blos das Wasser in seinem Theekessel siedet oder ein ganzes Schaf bratet. In Frankreich, namentlich auf dem Lande, kocht man mittels Holz- oder Holzkohlenfeuers, das, wenn man es nicht augenblicklich braucht, nur in leisem Glühen erhalten, in fünf Minuten aber zu lebhafter Thätigkeit entflammt wird, sobald die Zeit kommt, da man seiner bedarf. Und auch hierbei waltet dieselbe kleine Oekonomie, derselbe genaue Einklang zwischen Zweck und Mitteln ob: um ein Huhn zu braten, macht man das Feuer eben groß genug, daß es seine Bestimmung erfüllen kann; für ein paar Pfennige Holzkohlen reichen hin, zu gleicher Zeit den Inhalt zweier Pfannen zu rösten oder zu dämpfen, und sowie die Operation beendet ist, alsbald wird das Feuer mit Asche bedeckt oder ausgelöscht. Kleine Quantitäten brauchen nicht so lange zu kochen wie große, und selbst bei Suppen und den wenigen anderen Speisen, die stundenlang gelinde kochen müssen, um gar und fertig zu werden, verbietet die Natur des Processes selbst ein starkes Feuer und den damit zusammenhängenden Verlust von Brennmaterial. „Cuisinez doucement“, so lautet der erste Rath, der einem Küchenneuling ertheilt zu werden pflegt, d. h. vor Allem unterhalte kein größeres oder heißeres Feuer als du wirklich brauchst, denn sonst wirfst du unnütz Geld weg und verbrennst deine Casserolen und ihren Inhalt.

Als nächste Folge der französischen Methode zeigt sich, daß Alles aufgegessen wird. Da immer nur gerade genug vorhanden ist, so hat auch Niemand Veranlassung, etwas übrig zu lassen. Jede Verschwendung bleibt damit von vornherein ausgeschlossen, weil eine solche ohne Ueberschuß nicht stattfinden kann. Eine sehr kurze Erfahrung wird die Köchin lehren, welches Totalgewicht von Nahrungsmitteln sie täglich anzurichten hat, und weiß sie das erst, so verfährt sie unwandelbar danach und liefert gerade so viel und nicht mehr. Dem ganzen Hause ist bekannt, daß ihm niemals mehr geboten wird, als es verbrauchen kann, und daß, sollte es auch scheinen, als überschritte das heutige Diner den unmittelbaren Bedarf, dies nur der Fall ist, weil man bei dem Anschlage das morgende Frühstück mit eingerechnet hat.

Die hauptsächlichste Oekonomie aber besteht in dem geringen Gebrauch theurer Artikel und der entsprechend ausgiebigen Benützung der wohlfeileren Materialien. Wird ein großes Stück Fleisch, das Pfund zu zwölf Pence (eine Reichsmark) einer hungrigen Familie aufgetischt, so wird selbstverständlich davon gegessen, bis Jedermann gesättigt ist; setzt man ihr indeß ein kleines Stück vor, das ihren Appetit nur zum Theile befriedigt, mit einer Zubehör von Suppe, Brod und Gemüse, die einen Durchschnittspreis von höchstens drei Pence repräsentiren, so folgt daraus, daß diese letzteren Bestandtheile der Mahlzeit verbraucht und die Gesammtkosten sich genau im Verhältnisse von zwölf zu drei vermindern werden. Dies Beispiel möge

für jetzt genügen, wo wir uns nur mit der pecuniären Seite unseres Themas befassen, weil es schlagend darthut, wie der Gebrauch kleinerer Schüsseln von Speisen aller Art die französischen Hausfrauen und Wirthschafterinnen in den Stand setzt, bei den theuerern Gegenständen zu ökonomisiren. Eine einigermaßen zuverläßige Berechnung der Gesammtersparniß aufzustellen, die durch die vereinte Wirkung dieser drei Folgen des Einkaufs in kleinen Quantitäten hervorgebracht wird, ist nicht wol möglich. Gewiß aber dürfte man nicht fehlgreifen, wenn man sie in runder Summe auf ein Drittel veranschlagt, d. h. gleiche Preise des Rohmaterials vorausgesetzt; zwanzig Schillinge leisten für die Küche in Frankreich ganz dasselbe, was dreißig Schillinge in England. Und zu dieser sehr beträchtlichen Oekonomie kommt noch der wichtige Umstand, daß die billige französische Küche unvergleichlich vorzüglicher ist als die kostspielige englische, die nichts kann, als allenfalls einen Braten leidlich herstellen und Fische rösten. Denn damit endet die ganze culinarische Kunst der Briten, die aus dem erdenklich besten Rohmaterial die erdenklich schlechtesten Speisen bereiten.

Was der Engländer „kochen“ oder „sieden“ (boil) nennt, ist eines der unsinnigsten Verfahren, zu denen sich der menschliche Verstand erniedrigen kann; eine nicht zu rechtfertigende, unverzeihliche, verschwenderische Thorheit. Eine Speise, sei sie Fleisch oder Gemüse rc. kochen, heißt erstens ihr flüchtiges Aroma, sodann ihre Essenzen und Säfte und schließlich ihre Nahrungskraft ausziehen. Aroma, Essenz,

Saft und Kraft gehen in das heiße Wasser über und lassen den Faser= und Fleischstoff zurück, denen sie entnommen sind. In Frankreich wird dieser Proceß als Suppe kochen bezeichnet; das Wasser wird vortrefflich, von den Materia=lien aber, die ihm ihre Natur mitgetheilt haben, nimmt man in der Regel an, daß sie nunmehr allen Anspruch verloren haben, noch als wirkliche Speise gelten zu können, und gebraucht sie blos als Nahrungsmittel untergeordneter Art. Selbst das Wasser, in dem weiße Bohnen oder Blumenkohl gekocht worden sind, wird dagegen immer be=nützt, als Grundlage für sogenannte Gemüsesuppen. Jede Flüssigkeit, die den ausgezogenen Wohlgeschmack einer ge=kochten Substanz erhalten hat, gilt als werthvoll und findet in irgend einer besondern Gestalt Verwendung, damit die Eigenschaften nicht verloren gehen, die ihr zu Theil ge=worden sind. In England (und vielfach auch in Deutsch=land) hingegen, nachdem aus Truthahn und Rindfleisch, aus Schinken und Hühnern, aus Hammelrippen und grü=nen Bohnen oder Schoten Alles ausgezogen worden ist, was anhaltendes Kochen bei Rothglühhitze daraus ziehen kann, ißt man die geschmacklosen, stickstoffleeren Ueberbleibsel und gießt sorgfältig das „schmutzige Wasser“ hinweg, das all die destillirte Nahrung enthält. Vorurtheil und Dumm=heit sind meistens synonym, unzweifelhaft jedoch in ihrer Anwendung auf die britische Küche.

Sehen wir nun, wie es die Franzosen machen, ein Volk, das nach den hochmüthigen englischen Anschauungen nur von elenden „Ragouts“ sein Leben fristet. Ihr Dogma

ist, daß Alles, was in dem Nahrungsmittel enthalten, von der Köchin darin gelassen und vom Esser darin gefunden werden muß. Dieser eine Glaubenssatz umschließt die ganze Praxis der französischen Küche, sowol der Form als dem Resultate nach; die Folge davon ist, daß alle nahrhaften Stoffe jeder benützten Substanz in den Magen übergehen, anstatt theilweise in die Gosse geschüttet oder den Schweinen vorgesetzt zu werden, wie dies in gewissen anderen Ländern wol geschieht. Demungeachtet blickt der Engländer von der Höhe seiner Kochkunst mit jeglicher Verachtung auf das Essen dieser armseligen Franzosen hinab — weil er sich einbildet, da er mehr Fleisch einkauft, müsse er nothwendig auch sich besser ernähren. Vielleicht wäre dies auch möglich, wenn er das ganze Quantum seines Materials wirklich genösse, obgleich auch dann sich wider solche nutzlose Fleischverwendung gar Vieles einwenden ließe. Weil er indeß — was er kochen heißt — den gebrauchten Nahrungsmitteln mindestens den vierten Theil ihres Nahrungswerthes entzieht, so erhält er aus den sechszig Pfund Rind-, Schaf-, Kalb- und Schweinefleisch, die jeder Bewohner Großbritanniens, einschließlich der kleinen Kinder, durchschnittlich im Jahre verzehrt, factisch kein größeres chemisches Ergebniß, als der Franzose aus fünfundvierzig Pfund von derselben Beschaffenheit gewinnt. Dieser läßt kein Atom der von ihm verwandten Nahrungsmittel in die Gosse rinnen oder dem Schweinestalle zu Gute kommen, denn seine Speisen enthalten das ganze Rohmaterial, entweder in fester oder in flüßiger Gestalt.

Dies Gesetz gilt für alle Classen der Bevölkerung; durch das ganze Land herrscht der gleiche Grundsatz: Alles zu essen und nichts zu verwüsten. Die Einzelheiten werden jedoch interessanter, je mehr die Kunst ins Spiel kommt, denn dann können wir sehen, was die Geschicklichkeit vermag, um die Sparsamkeit zu schmücken. Die Küche in den französischen Hôtels und Restaurants, die Alles zu sein pflegt, was die meisten Reisenden von unserm Gegenstande kennen lernen, gibt nur einen schwachen Begriff von der Kost, die in Familien üblich ist. Sind doch im erstern Falle Quantitäten und Aufwand viel beträchtlicher als im letztern; dafür ist der Geschmack der einzelnen Gerichte stärker, gröber, nicht so mannigfaltig und lange nicht so ächt und rein. In den Privathäusern muß man die französische Küche studiren, denn dort allein kann sie wirklich und vollständig ergründet werden. Die Nation — was der Fremde hierüber auch denken mag — speist nicht in den Cafés; das würde die Gewohnheiten der gegenseitigen Anhänglichkeit zerstören, die der Franzose so eifrig hegt und pflegt; es wäre unbehaglich und zugleich zu kostspielig. Sie nimmt ihre Mahlzeiten vielmehr innerhalb ihrer eignen vier Wände ein, um besser und wohlfeiler zu speisen und den außerordentlich geselligen Charakter des Actes in seiner vollen Kraft zu erhalten. Und dies bezieht sich auf Hoch und Niedrig, auf Arm und Reich, sonder jedwede Ausnahme; denn die großen Diners in den Pariser Privathäusern stehen an Schmackhaftigkeit und Feinheit der Ausführung so hoch über dem, was die besten Restaurants zu

leisten vermögen, wie die Hauskost der Bauern über dem, was sie in den Weinschenken ihrer Dörfer bekommen könnten. Die Küche in den Cafés, selbst in ihren höchsten Leistungen, wendet zu viele Kunstgriffe an; sie strebt zu sehr nach Kraft und Effect, sie ist nicht natürlich; ihre Saucen sind zu stark, sie verhüllen das eigentliche Wesen der Speisen, mit Einem Worte, sie befolgt nicht den Fundamentalgrundsatz, die sorgfältige Bewahrung des besondern Aromas, des speciellen Dufts, die jedem Gerichte eigenthümlich angehören sollen und ihm sein unterscheidendes Gepräge verleihen. Ueberdies bieten die Restaurants ihren Gästen niemals gewisse wohlbekannte Schüsseln, die einen Theil des regelmäßigen häuslichen Speisezettels ausmachen und bei den Franzosen in so großer Gunst stehen, daß sie in mittleren Häusern wöchentlich mehrere Male auf den Tisch kommen. Es sind dies die gewöhnlicheren Gemüsesuppen (deren Namen Legion ist), die endlosen Formen von Schmorfleisch und den einfacheren Ragouts, die hunderterlei Eierspeisen, die Menge von Plats sucrés. Diese Erzeugnisse beschreiben oder nur anführen zu wollen, wäre überflüssig, zumal sie ja in allen Kochbüchern behandelt werden; ihre Zahl aber ist eine so große und ihre Vorzüge sind so reelle, daß, ganz abgesehen von der höhern Küche, sie allein genügen, die französische Kost über die der ganzen übrigen Welt zu stellen.

Details von den Kosten der französischen Haushaltung zu geben, ist außerordentlich schwer, ja würde noch vor zwanzig Jahren unmöglich gewesen sein, weil der Preis

der Nahrungsmittel damals durch ganz Frankreich ein sehr verschiedner war, an gewissen Orten doppelt so hoch wie an anderen. Die Eisenbahnen haben darin aber eine vollständige Wandlung hervorgerufen; sie haben die Preise fast überall gleichgestellt und jene wunderbar wohlfeilen Domicile, wo die Engländer ihre Zuflucht suchten, wie St. Malo und St. Omer, aus der Welt geschafft. Noch gibt es wol einige abgelegene Dörfer, fünfzig Kilometer von der nächsten Bahnstation, wo man ein Huhn für 90 Centimes (anderthalb Reichsmark) erhalten kann, mit diesen wenigen Ausnahmen jedoch kostet ein Huhn gegenwärtig ebenso viel im Norden wie im Süden Frankreichs, und das Nämliche gilt wesentlich von allen anderen Nahrungsmitteln. In den Städten ist es theurer als auf dem Lande wegen des Octrois, der dort von allem eingehenden Küchenbedarf ꝛc. erhoben wird, etwa um zehn Procent und in Paris um zwanzig Procent. Dabei darf jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß während der letzten Jahre und namentlich seit dem Kriege die Preise außerordentlich in die Höhe gegangen sind, bestimmt um ein Drittel höher, als sie im Jahre 1855 waren. Solches vorausschickend, nehmen wir jetzt eine Pariser Familie des Mittelstandes, die mit weiser Sparsamkeit, doch keineswegs knauserig lebt, und sehen wir, was ihre Ausgabebücher besagen. Der Haushalt soll neun Personen umfassen, drei erwachsene, drei kleine (die aber wie große essen) und drei Dienstboten. Noch müssen wir hinzufügen, daß fast jeden Tag einer oder der andere Gast bei Tische ist, alle Monate ein Festdiner stattfindet und daß

das Haus mit einem leidlichen Grade von Eleganz geführt wird.

Vom 1. September bis zum 30. November 1871 (einundneunzig Tage) gab diese Familie 1801 Franken und 10 Centimes aus (etwa 1341 Reichsmark) für Nahrungsmittel aller Art, ausschließlich nur des Weines, so daß der genaue Wochendurchschnitt 140 Franken (111 Reichsmark) betrug. Da mit Einrechnung der Gäste täglich zehn Menschen zu beköstigen gewesen sind, so kommen auf den Kopf pro Tag genau zwei Franken, in denen die Ausgaben für drei Festdiners von je zwölf Personen inbegriffen waren. Für Wein wurden während derselben Zeit 504 Franken (403 Reichsmark 20 Pf.) aufgewandt, davon 264 Franken (ca. 211 Reichsmark) für ordinäre und 240 Franken (192 Reichsmark) für feinere Weine. Das Fleisch in allen seinen Gestalten nebst Geflügel repräsentirte zusammen 763 Franken (ungefähr 600 Reichsmark), kostete mithin wöchentlich etwa 59 Franken (gegen 47 Reichsmark), was für jeden der zehn Köpfe des Haushalts täglich ungefähr 83 Ct. (etwa 66 Pf.) ausmachte. Für Brod brauchte man 189 Frk. (191 Reichsmark), und der Rest wurde für eine beträchtliche Menge verschiedener anderer Dinge ausgegeben, wie daraus ersichtlich ist, daß die Köchin jeden Tag durchschnittlich sechzehn einzelne Posten in ihrem Buche zu vermerken hatte. Soviel betrugen die Kosten; sehen wir nun, was man dafür bekommen hat.

Jeden Morgen um acht Uhr nahm man Kaffee mit Brod und Butter. Halb zwölf Uhr kam das zweite Früh-

stück, bestehend aus zwei Schüsseln Fleisch, einer Schüssel Gemüse, Käse, Dessert und Kaffee. Die Kinder hielten ihr eigenes Mittagsmahl um halb vier Uhr Nachmittags, aus Brod und Marmelade, Chokolade oder Obst zusammengesetzt. Das Diner der Familie enthielt Suppe, eine Entrée und ein rôti, Gemüse, zuweilen ein plat sucré, Käse, Dessert, Kaffee und Liqueure. Um neun Uhr Abends folgte Thee oder tilleul (Lindenblüthenthee). Und glaube man nicht, daß dies Alles nur gewöhnliche Hausmannskost war; allerdings war dies zum größern Theile der Fall, jeder Tag aber brachte mindestens eine Schüssel, die culinarische Kunst und Erfahrung erforderte, während die Menus der Festdiners als kleine Juwelen feiner Kochkunst bezeichnet werden müssen.

Dieser letztere Punkt ist vielleicht einer detaillirten Zergliederung werth, denn unsere Hausfrauen sind wahrscheinlich neugierig, zu erfahren, wieviel ein Pariser Diner der Familie kostet, die es veranstaltet. Im vorliegenden Falle sind die Domestiken ausnehmend intelligenten Schlages und thun Alles ohne besondern Befehle und Aufsicht; die Herrin hat nur ihrem Bedienten zu sagen: „Zwölf Personen morgen zu Tische; so fein wie möglich. Sagen Sie Marie, daß sie mir ihre Gedanken mittheilt“; und sobald die Köchin ihre „Gedanken“ eröffnet hat und das Menu festgestellt ist, bekümmert sich Madame nicht weiter um die Sache. In der Regel geht es indeß nicht so am Schnürchen; die Frauen der Mittelclassen (von den reichen brauchen wir nicht zu sprechen) müssen vielmehr selbst etwas die

Hände rühren, den Nachtisch anordnen und die Blumen arrangiren. Das Programm, das wir durchzugehen haben, war auf zehn Personen berechnet; mit alleiniger Ausnahme des Desserts wurde jede Speise zu Hause und nur von der Köchin zubereitet. Die Gesammtkosten des Diners aber, Alles eingerechnet, waren die folgenden:

Suppe	£.	—.	41.	3.	Pc.
Thunfisch, Oliven und Radieschen	=	—.	1.	7.	=
Filet von Seezunge à la Orly	=	—.	6.	9.	=
10 Wachteln au nid	=	—.	16.	2.	=
Timbale Milanaise	=	—.	5.	2.	=
Gebratene Rindslende	=	—.	10.	2.	=
Salat	=	—.	—.	6.	=
Grüne Erbsen	=	—.	2.	—.	=
Gebackner Rahm	=	—.	2.	5.	=
Dessert (aus wundervollen Dingen von Boissier bestehend)	=	—.	11.	4.	=
Käse	=	—.	1.	7.	=
	£.	3.	1.	11.	Pc.
Davon abzuziehen, was durch die Ueberbleibsel an Küchenausgaben für den folgenden Tag erspart worden ist	=	—.	10.	—.	=
bleiben für die sämtlichen Gerichte des Festdiners	£.	2.	11.	11.	Pc.
Wein:					
1 Flasche Montrachet	£.	—.	2.	6.	Pc.
2 Flaschen Chapelle de Chambertin	=	—.	6.	6.	=
Summa	£.	—.	8.	12.	Pc.

Transport	£.	—.	8.	12.	Pc.
2 Flaschen Grand Larose	=	—.	10.	—.	=
2 „ Champagner	=	—.	12.	—.	=
Kaffee und Liqueur	=	—.	4.	6.	=
Blumen	=	—.	4.	—.	=
Kerzen und Extrafeuer	=	—.	7.	—.	=
Lohndiener	=	—.	4.	—.	=
Gesammtkosten des Schmauses	£.	5.	2.	5.	Pc.

(oder in Reichsmark 102. 5 Pf.)

Alle diese Posten sind wortgetreu aus dem Küchenausgabenbuche copirt, mit Ausnahme des Weines, der, vor Jahren gekauft und in den Keller gelegt, zu seinem ursprünglichen Werthe angesetzt ist, jetzt aber zwei bis drei Mal mehr kosten würde, als die aufgeführten Ziffern besagen. Zwei von den Gerichten des Speisezettels bedürfen einer Erläuterung — die Wachteln au nid und der gebackene Rahm. Jede zubereitete Wachtel wird mit Kopf, Schwanz und ausgebreiteten Flügeln geschmückt und dann auf ihr „Nest" gesetzt, das man aus dem unteren Theile einer Artischoke herstellt und zur Hälfte mit nachgemachten Eiern aus weißer Fülle garnirt. Die Nester werden im Kreise auf eine große runde Schüssel gelegt und mit einer dunkelbraunen Sauce umgeben. Eine Composition, die hübscher aussähe und besser schmeckte, läßt sich kaum denken. Gebackener Rahm (Crême frite) besteht aus Kugeln von heißem, flüssigem Eierschaume in einer durchscheinenden goldgelben Teighülle; im Munde platzen sie und zergehen mit einem wirklich fabelhaften Wohlgeschmacke. Und alle diese

Herrlichkeiten schafft eine einfache Köchin mit verhältnißmäßig geringem Lohne!

Wie aber, fragen wir, erlangen französische Bauermädchen das wunderbare Talent, so Ausgezeichnetes zu so geringen Kosten zu leisten? Vor Allem dadurch, daß der Geist der Kochkunst den Köpfen und Fingern der französischen Frauen angeboren ist, welche das Küchendepartement verwalten. Keine natürliche culinarische Anlage jedoch würde ein normännisches Dorfmädchen, das seine Kindheit mit dem Hüten der Gänse und Truthühner ihres Herrn verbracht hat, in den Stand setzen, gebackenen Rahm zu bereiten. Es braucht vielmehr Studium, Uebung und Erfahrung, ehe es sich bis zu dieser Höhe aufschwingt. Und wie kommt es dazu? Weil die Vorsehung es nachahmungslustig und arbeitsam gemacht hat. Es verläßt seine Gänse, wenn es vierzehn Jahre alt ist und wird Scheuermädchen bei der Frau des Dorfnotars. Dann findet es einen Dienst als Geschirraufwäscherin in dem Gasthofe einer Nachbarstadt, bis es den Posten eines Küchenmädchens erhält und als solches Gemüse putzen und etwas braten lernt und den ersten Einblick in das Küchenwesen gewinnt. Mit zweiundzwanzig Jahren hat es sich schon ein Sümmchen von hundertzwanzig bis hundertdreißig Franken erspart, und damit begibt es sich nach Paris, „wo es eine Cousine hat.“ Hier wird es zunächst abermals Küchenmädchen, aber in einer anständigen Familie, wo Alles nett besorgt wird und die Köchin ihr Geschäft kennt. Von diesem Augenblicke an beginnt die Ausbildung der jungen Dörflerin, allein anstatt

8

daß diese Schulung ein halbes Leben währt und nach Ablauf dieser langen Zeit doch immer noch überaus unvollkommen ist, wie dies bei den englischen Speiseverderberinnen meist der Fall, genügen zwölf Monate, das französische Bauermädchen zu einer geschickten und selbständigen Köchin zu machen. Dann wechselt es seine Stelle von Neuem, um sich in den Dienst eines ruhigen Hauses zu begeben, wo die Herrin selbst nach der Küche sieht und der Köchin ihre Rathschläge ertheilt. Die Mehrzahl der französischen Damen, auch die vornehmsten, sind ja mit den feinen Regeln der Speisebereitung nicht unvertraut, in der Theorie wenigstens unter allen Umständen, viele von ihnen glänzen selbst in der Praxis, und so wird der neuen Köchin all die Anleitung zu Theil, deren sie bedarf, bis sie nach einigem Experimentiren die Nachahmungsgabe verwerthet, die den Franzosen in einem so hohen Grade zu Theil geworden ist. Brennt das heilige Feuer ihrer Kunst aber wirklich in ihrer Brust, so widmet sie sich des Abends einem gründlichen Studium ihres Kochbuches, das sie verschlingt, als wäre es ein Sensationsroman, und reift binnen Kurzem dem cordon bleu entgegen. (Unter cordon bleu, eigentlich dem Bande des dem alten Frankreich angehörenden Heiligen-Geist-Ordens, versteht der Franzose scherzhafter Weise eine vollkommene Köchin. D. Uebers.) Mit der Entwickelung ihrer Geschicklichkeit aber schwindet ihre Ehrlichkeit; während die eine steigt, fällt die andere, so daß die besten Köchinnen gewöhnlich auch die größten Spitzbübinnen sind. In den größern Pariser Häusern betrügen sie täglich um drei bis

zu zehn Franken, je nach ihrem eigenen Ehrgeiz und dem Umfange der Wirthschaft. Sie sind nicht die Weiber, die mit der oben angeführten Summe die Beköstigung von neun Personen bestreiten; dies wird nur möglich bei einer ausnahmsweise redlichen Köchin, die sehr schwer zu finden ist, oder bei beständiger Ueberwachung von Seiten der Hausfrau. Die Köche sind noch schlimmer; die meisten von ihnen sagen uns ganz ruhig, daß man von ihnen keine Oekonomie erwarten dürfe, als wäre der Gedanke, den Geldbeutel ihrer Herren zu schonen, unter ihrer Würde. Fassen wir indeß nicht Paris allein, sondern ganz Frankreich ins Auge, so dürfen wir immerhin behaupten, daß neunzehn Zwanzigstel der Köchinnen, zumal auf dem Lande, fleißige und redliche Geschöpfe sind, die mit ausgesprochner Geschicklichkeit in ihrem Fache das mühevolle Bestreben verbinden, so sparsam zu kochen, wie sie nur können. Sie sind es, welche die französische Küche zu dem machen, als was wir sie kennen — zu einer Mischung condensirten Nahrungsstoffes, unzähliger Geschmäcke und geringen Geldaufwandes.

Eine fernere Quelle der Küchenökonomie in Frankreich bildet, wie schon in einem frühern Capitel bemerkt, die wohlfeile Beköstigung der Dienstboten. Die französischen Domestiken begnügen sich allenthalben mit dem Abhube von den Tischen ihrer Herrschaften. Sind dieser Ueberbleibsel einmal gar zu wenige, um ihren Appetit stillen zu können, so wird wol eine Schüssel geringer Art hinzugefügt, Linsen und Speck oder billiges Kalb- und Hammel-

fleisch mit weißen Bohnen, oder Wurst und Erbsenbrei. Niemals jedoch kommen feinere Fleischgerichte an die Dienstboten, weder Wild noch Geflügel, wie auch süße Mehl- und Eierspeisen; Alles, was dergleichen vom Mittagsessen übrig bleibt, wird unabänderlich zum nächsten Frühstück aufgehoben. Dennoch essen die Dienstboten so viel wie sie essen mögen, ohne Beschränkung. Durch die Vereinigung aller dieser verschiedenen Bedingungen aber lebt eine zahlreiche Familie in Paris wunderbar gut mit täglich 1 Schilling 7 Pc. (1 Reichsmark 6 Pf.), auf dem Lande schon mit etwa 1 Schilling 3 Pc. pro Kopf.

Und welche Fülle von Gerichten hat man für diese kleine Ausgabe! Gerichte, von denen wir keine Vorstellung besitzen. Selbst in Familien, die ihre Oekonomie noch weiter treiben, die sich jeglichen Luxus versagen, die ihre täglichen Ausgaben auf einen Schilling pro Kopf reduciren, sind die Zubereitungsarten der Speisen so mannigfaltig, daß durch den fast täglichen Gebrauch der nämlichen täglichen Fleischgattungen kein Gefühl von Einförmigkeit entsteht. Nehmen wir nur das gewöhnlichste Beispiel: das Rindfleisch, das zur Herstellung der Bouillon gedient hat, die allereinfachste und abgenütztefte Fleischform, die sich möglicher Weise anführen läßt, wird auf neun verschiedene Arten zubereitet: kalt aufgetischt en vinaigrette, d. h. in Streifen geschnitten, mit Oel und Essig, mit Anschovis und kleingewiegten Kräutern vermischt; oder heiß angerichtet, au gratin; oder gehackt, en boulettes oder en hachis, in den drei letztgenannten Formen von Pilzen oder von einer pikanten Sauce

oder Granatäpfeln begleitet; oder à la jardinière mit verschiedenen Gemüsen; oder en perisillade; oder mit Zwiebeln, oder à la bourgeoise; oder in kleinen Pasteten gegeben. Der Zweck aller dieser neun Zubereitungsweisen aber ist der Fleischfaser einen Geschmack zu verleihen, den sie durch das Kochen verloren hat, und so ein geschmackloses Ueberbleibsel angenehm zu verwerthen.

Dies blos ein Exempel unter Hunderten, die sich namhaft machen ließen; genügt es nicht, so brauchen wir nur das erste beste Kochbuch aufzuschlagen, es wird uns lehren, wie wir hundert und zehn verschiedene Suppen und sechzigerlei Saucen bereiten, Rindfleisch in hundert und siebenzig Formen, Kalbfleisch in hundert und vierzigfacher und Hammelfleisch in hundert und zwanzigfacher Manier auftischen können, von der unendlichen Abwechselung in Gestalt, Geschmack und Farbe gar nicht zu sprechen, die sich Wildpret, Geflügel, Gemüse und Eiern mittheilen lassen. Von Pasteten, Puddings und süßen entremets finden wir mehr als dreihundert Arten erwähnt. Und vergessen wir nicht, daß jedes einzelne von diesen tausend Gerichten seine eigene, besondere, individuelle Natur besitzt, sein eignes Aroma, das stets so genau wiedergegeben sein muß, daß der Gaumen es sofort erkennt und würdigt. Nicht mehr als ein Zwanzigstel von den Zubereitungen, welche diese merkwürdige Liste umfaßt, wird im täglichen Haushalte wirklich benutzt, manche der in dem „Cuisinier Impérial“ und ähnlichen Büchern beschriebenen Compositionen sind für den gewöhnlichen Gebrauch zu kostspielig und zu complicirt,

allein selbst fünfzig Verschiedenheiten von Ochsen- und Hammelfleisch und anderen der üblichen Speisen setzen einen französischen Haushalt schon in den Stand, in seine Küche eine solche stete Mannigfaltigkeit zu bringen, daß eine und dieselbe Schüssel in vierzehn Tagen nicht zwei Mal auf den Tisch kommt. Daß dergleichen Mannigfaltigkeit aber der Verdauung keinen Eintrag thut, das beweist die Seltenheit von Dispepsie und anderen Magenübeln in Frankreich. Die Leichtigkeit des Brodes und das verhältnißmäßig schwache Essen der gesammten Nation mögen diese Thatsache zum Theil erklären, jedenfalls jedoch geht daraus zugleich hervor, daß die ganze französische Küche auch in hygienischer Beziehung eine vernunftgemäße ist.

Die seltenen Producte der französischen Küche liegen außerhalb des Bereiches der Nation als solcher; das tägliche Hausleben weiß nicht viel davon, eine kurze Andeutung dieser guten Dinge darf in einer Musterung der französischen Speisen indeß nicht fehlen. Doch knüpft sich das Interesse hierbei mehr an den localen als an den allgemeinen Charakter der in Rede stehenden culinarischen Kunst. Alle Welt hat bei Philippe und im Moulin Rouge dinirt; alle Welt, wenn sie in Paris war, mindestens ein Mal in ihrem Leben ein bedeutsames Mittagsmahl abgehalten, das nicht so leicht wieder vergessen wird, ein Mittagsmahl, bei dem man Bekanntschaft machte mit einer bisque d'écrevisses, einem sauté de filets de sole à la Vénitienne, einem Kromieski de volaille, mit cailles en caisse und mit einer

crême à la Bourbonnaise oder mit einem halben Dutzend anderer wunderbarer Compositionen mit ähnlich unverständlichen Benennungen. Die Zahl derer aber, die geröstete Royans in Bordeaux oder Bachkrebse aus dem Quell von Vaucluse oder Calissons in Aix, oder Veilchen und Rosen in Grasse oder foies de canard im Périgord oder andere dergleichen specifische Erzeugnisse zwanzig anderer Orte gegessen haben, ist wahrscheinlich nicht so groß. Und mehr noch, wie Viele von uns haben denn in der Réserve in Marseille, jenem berühmten Restaurant am Gestade des mittelländischen Meeres, gespeist, wo die Brüder Roubion sich ihren unsterblichen Ruhm erwarben? Es gibt nur ein Wort, das den Eindruck des Reisenden bezeichnet, der hier zum ersten Male speist — dies Wort heißt Offenbarung. Neue Wahrheiten scheinen uns aufzugehen, neue Gegenstände und Lebenstheorien uns zu umfluthen, seltsame Gedanken über die See zu uns heran zu schweben, während wir essen; und wenn Alles vorüber ist, wenn wir mit einer beruhigenden Cigarre, die Beine bequem von uns streckend, schweigend verdauen und denken, das Chateau d'If und die glitzernden Wogen vor uns im Mondenscheine, dann dankt man wol der Vorsehung, daß sie uns hierher geführt hat. Alles das ist die Wirkung des — Knoblauchs, die uns wie Haschisch anmuthet. Wir begannen unser Diner mit Preyres, Muscheln, die so gut sind wie Austern, und tranken dabei den etwas erdig schmeckenden weißen Wein, der an den Felsen von Cassis wächst, halbwegs auf der Strecke zwischen Toulon und Marseille. Dann nahmen

wir eine Bourride geheißene Suppe, eine reizende Mischung von milchigem Fisch, dünnem Brod und Ailloli, einer Purée von heißem Knoblauch. Darauf kamen Meerbarben, die Beccasinen der See, en papillote. Da uns inzwischen der Mund etwas heiß geworden war, so hielten wir mit Schmausen inne, uns mit Roubion's Achtzehnhundertsiebenunddreißiger Musigny zu kühlen, den etwas Poutargue, eine den Caviar übertreffende Composition von Fischeiern, begleitete. Erfrischt und neugekräftigt, fingen wir mit Entenfilets wieder an, die mit dem Safte von hundert Oliven vom Crau zusammen gedämpft worden sind. Ein Glas Latour, 1854er, half uns dabei verdauen. Ferner hatten wir einen Châteaubriand, der in einer Remoulade schwamm, die zur Hälfte wiederum aus Knoblauch bestand. Hier mußten uns abermals drei Gläser Latour unterstützen. Gemüse mochten wir nicht, hatten desselben jedoch die Fülle, dafür kosteten wir einen uns unbekannten weichen Kuchen in Kirschwassersyrup zusammen mit ungeeistem Champagner (Rousillon carte d'or.) Schließlich gingen wir in unser Hôtel und legten uns zu Bette, um uns die ganze Nacht in Fieberhitze umherzuwerfen. In unserem unruhigen Schlafe träumten wir, daß wir Monte Christo seien, und fühlten uns am andern Morgen entsetzlich unwohl. Das war wieder der Knoblauch; die Bewohner der Gegend trösteten uns aber, nach vier oder fünf Jahren geduldiger Praxis würden wir uns schon daran gewöhnen. „Die See hat ihre Perlen, der Himmel hat seine Sterne, England hat Richmond und Greenwich; Frankreich hat den Pavillon

Henry Quatre zu Saint-Germain und die Réserve von Marseille. Seeengel und Whitebaits (die berühmten leckeren Meerfische, die namentlich in Greenwich gegessen werden und von denen das alljährliche Diner der englischen Minister seinen Namen hat; d. Uebers.), können sich mit dem Filet Béarnaise im Departement Seine und Oise, oder mit den Ailloli in der Bouches du Rhone nicht messen: diese beiden Schüsseln sind zweifelsohne die Perlen und Sterne der höhern Kochkunst. Wer das nicht glauben will, der probire es. Die Weißfische des obern Sees in Canada, die Seegarnelen im Golf von Rio de Janeiro, die sich von den im Meere begrabenen Negern mästen, alle so köstlich zu essen wie in der Erinnerung, neben dem Ailloli verblassen sie jedoch.

Die Réserve ist indeß nur die Quintessenz der Küche des gesammten Districts; die ganze Provence nährt sich von Knoblauch — der jährliche Knoblauchmarkt ist das große Ereigniß in den Dörfern, wo er abgehalten wird. Und das einstige Reich König René's von Anjou zieht auch seine eigenen Trüffeln, hat rothbeinige Rebhühner, Mengen von Forellen in den Nebenflüssen des Durance, und Krammetsvögel, die im Winter, wenn die Wachholderbeeren reif sind, in der That wunderbar delicat sind. Sonst aber ist die Provence hinsichtlich ihrer Nahrungs- und Genußmittel ziemlich übel bestellt; da sie kein Gras hat, gibt es auch keine Kühe und mithin weder frische Milch noch Butter, mit Ausnahme der von Ziegen gelieferten, Dazu wird alles Braten mittels Strauchholzfeuers bewerkstelligt,

dessen Rauch dem Fleische einen häßlichen Geschmack verleiht, geradeso wie die Weinschläuche in Spanien ihren Inhalt nach Harz schmecken lassen und die englischen Steinkohlen dem britischen Roastbeef eine besondere Geschmacksnuance geben, die den nicht daran gewöhnten Zungen der Ausländer sofort auffällt.

Im Bordelais ist die Kost ausgezeichnet. Knoblauch trifft man selten an, selbst in den Speisen der Landleute nicht. Geflügel ist im Ueberfluß vorhanden und das Obst ganz vortrefflich, zumal die Nectarinen, vielleicht die feinsten Früchte der Welt. Die Feigen dagegen sind nicht so wohlschmeckend wie die kleinen grünen, die im Mistral der dürren Provence gedeihen, wenigstens nicht zum Trocknen, obschon sie auch ihre Vorzüge besitzen. Zugleich ist die Gascogne die eigentliche Herbstheimat des Ortolans.

In der Bretagne bietet die Küche keinerlei besondern Typus dar, wenn man das Buchweizenbrod abrechnet, das einzige locale Erzeugniß, an dem sich die niederen Classen ergötzen.

In den nordöstlichen Provinzen ißt man im Allgemeinen gut und reichlich; außer Krebssuppe und Krebsbutter aber, die überall genossen werden, weil jeder Bach zahlreiche Krebse beherbergt, gibt es auch hier kein eigentliches Nationalgericht.

Durch ganz Frankreich spielen Kräuter und Tisanen eine wichtige und heilsame Rolle. Kein Salat ist vollständig ohne seine fourniture; sie besteht aus Kerbel, Pimpernelle, Schlangenkraut und Schnittlauch, die sämmt-

lich sorgsam kleingewiegt sind, so daß ihr zarter Duft die Blätter der Romaine oder des Lattichs durchzieht. Kaum eine Sauce läßt sich denken ohne ihr „Bouquet“, das von dem kleinen Bündel Petersilie, Thymian und Lorbeerblättern herrührt, welches in ihr destillirt worden ist. Das Wasser, in dem Fische gesotten werden sollen, präparirt man dadurch, daß man die nämlichen Kräuter vorher darin abkocht. Der Tisanen gibt es eine unendliche Zahl, und obschon sie meistens mehr medicinischer als nährender Beschaffenheit sind, so nehmen sie doch im häuslichen Leben der Franzosen einen so hervorragenden Platz ein, daß wir sie hier nicht unerwähnt lassen wollen. Die erste und bemerkenswertheste von allen ist, Tilleul, aus den getrockneten Blüthen und jungen Blättern der Linde bereitet; dann kommen Eibisch-, Veilchen-, Aepfel-, Kirschstiel-, Orangenblüthen-, Kamillen-, Arnica-, Melissen-, Verbenen-, Fenchel-, Baldrian-, weiße Brennnessel-, Epheu-, Absinth-, Hopfenblüthen-, Eschenblätter- und noch zwanzig andere Tisanen. Jede derselben hat ihre speciellen Vorzüge; manche befördern die Verdauung, andere reizen, andere beruhigen, andere bringen durch ihre Einwirkung auf unsere Organe die wundersamsten Wirkungen hervor, einige machen Schlaf und Transpiration. In jeder französischen Haushaltung wird ein kleiner Vorrath dieser verschiedenen Ingredienzen gehalten; braucht man die eine oder die andere, so wirft man eine Handvoll davon in eine Theekanne, gießt heißes Wasser darüber, und in drei Minuten ist das Hausmittel fertig. Es hat fast etwas Angenehmes, in Frankreich krank zu sein, um nur die Be-

kanntschaft dergleichen angenehmer Arzneien zu machen. Die Menge dieser in allgemeinem Gebrauche befindlichen Kräuterabgüsse aber ist eine so beträchtliche, daß sie eine außerordentliche Kenntniß der heimischen Pflanzen voraussetzt, eine Kenntniß, die durch die beständige Praxis freilich schon in der frühesten Kindheit erworben wird. Jedes zehnjährige Mädchen weiß, welche Tisane in einem bestimmten Falle verabreicht werden muß, heilt es doch seine Puppen damit.

Sind die Tisanen in allen Theilen des Landes gleichviel und in gleicher Weise in Anwendung, so kann dasselbe doch nicht vom Fleisch in seinen mannigfaltigen Gestalten gesagt werden. Der Verbrauch desselben ist in den verschiedenen Städten Frankreichs ein außerordentlich verschiedener. Jeder Bewohner von Paris kauft im Jahre durchschnittlich 130 Pfund Fleisch (ohne Geflügel), in Le Mans kommt auf den Kopf blos 60 Pfund. Rennes und Reims sind die einzigen Orte, die nahezu die Pariser Ziffer erreichen; alle übrigen der großen Städte bewegen sich innerhalb der beiden Extreme. Von Schweinefleisch und dessen verschiedenen Formen ißt Chalons am meisten, denn es consumirt 35 Pfund pro Kopf, während Bordeaux gar nur 5 Pfund davon verzehrt. In den Flüssigkeiten sind die Unterschiede fast noch größer. Jeder Pariser absorbirt 113 engl. Quart Wein (das Quart, der vierte Theil einer Gallone, ist etwas größer als ein Liter. D. Uebers.), 13 Quart Bier, 2 Quart Aepfelwein und 12 Quart Branntwein; während Lille pro Kopf 18 Quart Wein, 153 Quart Bier, 12 Quart Branntwein und keinen Aepfelwein ver-

braucht. Rennes hingegen bedarf für den Bewohner 400 Quart Aepfelwein und 21 Quart Wein. In Rouen erreicht die durchschnittliche Consumtion von Brantwein jährlich 45 Quart für den Kopf. Was das ganze Land, namentlich an Fleisch, im Durchschnitte verzehrt, das läßt sich freilich genau nicht nachweisen. Nur von den Städten, wo der Octroi aufgelegt ist und wo folglich über die aus- und eingehenden Lebensmittel Controlle geführt wird, kann man zuverlässige Verbrauchszahlen anführen. Bedenken wir indeß, daß die Städte nur sieben von den siebenunddreißig Millionen Menschen enthalten, die Frankreich bevölkern, so sehen wir sofort, wie wenig maßgebend jene Ziffern sind. Die Masse der Landbevölkerung, die etwa drei Viertel der Nation ausmacht, ißt nur einmal wöchentlich Fleisch, und selbst Schweinefleisch gilt ihr als Luxusartikel. Und so ergeben die amtlichen statistischen Erhebungen durch alle 91 Departements, die Frankreich vor dem Kriege zählte, nur ein Durchschnittsquantum von 45 Pfund Fleisch pro Kopf, also weniger als ein Drittel der Pariser Ziffer. Der Londoner ißt 211 Pfund Fleisch im Jahre, 59 Pfund mehr als der Pariser, dafür braucht der letztere 400 Pfund Brod, während der erstere sich mit 330 Pfund begnügt. Von Gemüsen rc. verzehrt Paris noch mehr; jeder seiner Bewohner consumirt 300 Pfund davon gegen 141 in London. Auch in Butter, Milch und Obst ist Paris der britischen Hauptstadt voraus. In Spanien, Holland, Belgien, Preußen und dem übrigen Norddeutschland (?) wird noch weniger Fleisch genossen als in Paris; in Süd-

deutschland aber beträgt die Quantität pro Kopf eher etwas mehr.

Derart darf man im Allgemeinen behaupten, daß, Paris und London als passende Vergleichungspunkte zwischen Frankreich und England angenommen, das durchschnittliche Gesammtgewicht von Nahrungsmitteln aller Art, die pro Kopf verzehrt werden, im ersteren Lande ein größeres ist als im letzteren. Es setzt sich allerdings nicht in derselben Weise zusammen; hier wird mehr Fleisch, dort mehr Brod und Gemüse consumirt. Allein sicher ist die Differenz des nährenden Werthes, die aus der verschiedenartigen Composition entstehen mag, mehr als ausgeglichen nicht nur durch die zu dem Fleisch hinzutretenden anderen Nahrungsmittel, sondern auch durch die Art der französischen Küche, die, wie bemerkt, den zubereiteten Speisen jedes Gran von Nahrungsstoff beläßt, das in den gebrauchten Materialien ursprünglich enthalten war.

So weit sich aus den mageru Einzelheiten alter Chroniken folgern läßt, hat sich die jetzt in Frankreich übliche Küche erst vor etwa hundert Jahren ausgebildet; drei oder vier Menschenalter haben hingereicht, ihr die Vollkommenheit zu geben, die wir ihr gegenwärtig zugestehen müssen. Ein einziges Beispiel möge darthun, daß gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts selbst in den vornehmsten Häusern die Leistungen der französischen Kochkunst noch bei Weitem nicht auf ihrer heutigen Höhe standen. Im Jahre 1678 schrieb Frau von Maintenon ihrem Bruder, der sich so eben verheirathet hatte, wie er seine Lebensweise ein-

richten solle. Nachdem sie ihm zur Pflicht gemacht, nicht mehr als vierzehn Franken täglich (Wein, Holz und Kerzen eingeschlossen) für sich, seine Frau und zehn Dienstboten auszugeben, beschreibt sie ihm sein Menu. „Ihr werdet eine Suppe haben", sagt sie, „mit einem Huhn darin und den bouilli Euch in einer großen Schüssel anrichten lassen; es ist wundervoll in dieser Art von Anordnung. Den einen Tag könnt Ihr Wurst, den andern Kalbfleisch oder Hammelzunge oder Hammels-Rippen oder -Keule oder zwei Hühner essen. Ich habe aber Euer Frühstück vergessen das ein Capaun oder etwas dergleichen und ein Compot von Birnen oder Aepfeln sein wird." Von Kochkunst ist hier keine Rede — Alles ist rohes Fleisch, keine Erwähnung noch von Gemüse, das seitdem doch eine so wesentliche Grundlage der Kost in Frankreich bildet. Wenn dies eine Küche war, die ein Graf von Aubigné für genügend hielt, ein Programm, das die Freundin des Königs für ihren eignen Bruder entwarf, so läßt sich wol mit Sicherheit annehmen, daß es über die gewöhnliche bürgerliche Gewohnheit hinausging und daß die Nation im Großen und Ganzen weit dahinter zurückblieb. Erst während der Regentschaft trat die eigentliche französische Kochkunst ins Leben, ihr Einfluß blieb aber lediglich auf die höheren Gesellschaftsschichten und auf eine verhältnißmäßig kleine Anzahl von Materialien, zumal in Obst und Gemüse, beschränkt, von denen die Märkte nur wenig lieferten. Als der Anbau von Früchten und Nahrungsgewächsen sich ausdehnte, erweiterte sich auch die Küchenthätigkeit. Wenn wir uns indeß erinnern, daß

selbst die Kartoffel vor 1790 in Frankreich nicht ernstlich cultivirt wurde, so ist es ersichtlich, daß die Anwendung von Gartenerzeugnissen in größerem Umfange eine ganz moderne Errungenschaft der französischen Küche ausmacht. Jetzt aber geben Pflanzen, frische und getrocknete, faserige und mehlhaltige, beinahe die Hälfte des Gesammtgewichts der in Frankreich consumirten Nahrungsmittel ab. Die Veränderung in den Einzelheiten und Erfolgen der Kochkunst sind verhältnißmäßig groß gewesen, das ganze System aber ist nur nach und nach zu seiner gegenwärtigen Gestalt aufgebaut worden, je nachdem neue Nahrungsmittel den Inhalt des Speisezettels vermehrten. Mit der Entdeckung und Erfindung neuer Producte ging die Entwickelung ihrer Gebrauchsmethoden Hand in Hand; durch ganz Frankreich schritt die Kochkunst, materiell und artistisch fort, von den wachsenden Bedürfnissen getrieben und von der zunehmenden Bildung geleitet. Das läßt sich unter allen Umständen erkennen und beweisen; nicht so leicht erklärt sich das Geheimniß ihres Ausgangspunktes; in dieser Beziehung müssen wir uns mit der vagen Antwort von „Nationaleigenthümlichkeiten“ bescheiden. Um so deutlicher liegen uns dagegen die moralischen Resultate der französischen Methode vor Augen. Wir gewahren, wie jede Familie in Frankreich ihr Vergnügen in ihrem häuslichen Zusammenleben sucht, wie ihre gegenseitigen Bande nicht durch die Anziehungskraft der Schenken und Wirthshäuser geschwächt und gelockert werden, wie Liebe und Anhänglichkeit auch die Rohheit ungebildeter Geister mildern.

Und zweifelsohne kommt nicht der kleinste Theil dieser Anreize, welche das französische Haus seinen Insassen darbietet, auf Rechnung seiner Mahlzeiten. Denn wenn ein gutes Diner seinen unbestrittenen Eindruck auf uns ausübt, warum nicht auch auf unsere ärmeren Brüder? In Frankreich wenigstens thut es das. Der französische Bauer bleibt zu Hause, aus demselben Grunde wie der gebildete Mann, weil er seine Häuslichkeit liebt, weil ihm sein Daheim mehr und Besseres gewährt, als er anderswo finden kann; weil Jung und Alt zusammen mit einander lachen und das gemeinschaftliche Essen als einen Grund der Vereinigung, als eine Zeit der Heiterkeit betrachten. Die Fröhlichkeit beim Essen ist allerdings keine ausschließlich französische Eigenschaft, auch andere Völker besitzen sie bis zu einem gewissen Grade und unter gewissen Umständen, bei den Franzosen aber ist sie ein Nationalzug, nicht allein die Folge ihres Temperamentes, sondern auch ihrer vernünftigen Ansichten von den Verrichtungen, die sie dabei vollbringen, und der angenehmen Gestalt, die sie ihren Mahlzeiten zu geben wissen.

Ihre Küchenökonomie ist eine andere beneidenswerthe Eigenschaft. Zeigt sie uns doch, wie sich berechnende Vorsicht anwenden läßt, ohne daß die Empfindung der Entbehrung allzu deutlich fühlbar wird; wie man Wohlfeilheit und Befriedigung verbinden, wie uns Tag für Tag eine nützliche Lehre eingeschärft werden kann, ohne die Form einer Strafe anzunehmen. In England ist die Sparsamkeit fast immer schmutzig, in Frankreich gewinnt sie häufig einen

so gewandten und künstlerischen Charakter, daß sie ihre abstoßende Außenseite verliert und zuweilen durch die unendliche Geschicklichkeit, mit der sie ausgeübt wird, eine Art von Reiz erlangt und die Bewunderung hervorruft, die der Geschicklichkeit stets zu Theil zu werden pflegt. Ein drittes Resultat der französischen Küchenbehandlung ist, daß sie die Rolle der Frauen im Leben erweitert; daß sie ihnen eine besondere Pflicht auferlegt, ihnen die weise Lehre ertheilt: wie auch die unbedeutendste Einzelheit des Hauswesens nicht unter der Würde des Weibes steht; daß sie ihren Händen jene Flinkheit und Fertigkeit verleiht, welche die heutigen Französinnen in so charakteristischer Weise auszeichnen. Dergleichen Ergebnisse sind gewiß des Strebens werth, und wiewol auch bei den Franzosen die Ausnahmen von dieser Regel nicht fehlen, wiewol es auch bei ihnen so elende Haushaltungen gibt, wie wir sie anderwärts nur antreffen können, unbedingt steht doch fest, daß ihre Arbeiterclassen die Noth nicht kennen, die man namentlich in England unter den Arbeiterfamilien findet. Ihre Küche hilft auch diese Thatsache mit erklären.

Die Vereinigung solcher moralischen Erfolge mit den anziehendsten materiellen Genüssen weist der französischen Küche eine besondere Stelle in der Civilisation der Gegenwart an. Die fortschreitende Cultur entwickelt auch sie vielleicht noch zu höheren Formen, macht sie mit der Zeit wol zum Eigenthume auch anderer Nationen — in der jetzigen Weltverfassung aber hat sie nirgends ihres Glei-

chen und dabei den bewundernswerthen Vorzug, durchaus nicht das Privilegium irgend einer Kaste zu sein. Vielmehr ist sie das Gemeingut des ganzen Volkes, kann von Allen gewürdigt und von Allen benützt werden, von der untersten bis zur obersten Sprosse der gesellschaftlichen Leiter. Die einzige Bedingung ihres Gebrauchs ist — sie gebrauchen wollen.

Fünftes Kapitel.

Die Manieren.

Der gegenwärtige Augenblick ist nicht absonderlich günstig, um von den französischen Manieren zu sprechen, denn die Manieren des Menschen lassen sich schwer von seinem Charakter trennen, und der französische Charakter hat die herben Prüfungen, denen ihn die letzten Jahre unterworfen haben, nicht allzu glücklich überstanden. Bei einer Betrachtung des häuslichen Lebens in Frankreich können indeß die Manieren nicht füglich ohne Berücksichtigung bleiben; wie heikel die Aufgabe auch ist, wir dürfen ihr nicht aus dem Wege gehen. Erst später an sie herantreten zu wollen, wäre nutzlos; machen wir uns daher kühn daran. Vielleicht ist das auch nur gerecht.

Um dies letztere zu sein, wollen wir die Erörterung der Frage auf die letzten zwanzig Jahre ausdehnen, nicht blos auf die Gegenwart beschränken. Auf diese Weise dürften wir zu einem Durchschnittsergebniß gelangen, auf das wir uns mehr oder minder verlassen können, und werden jedenfalls die einseitigen Urtheile vermeiden, die das

Studium der bloßen Tagesgeschichte hervorrufen müßte. Selbst dergestalt aber können wir die Thatsache nicht ignoriren, daß, da die nationalen Manieren ein Product der nationalen Anlagen, eine nationale Aeußerung nationaler Gedanken und Tendenzen sind, sie einigermaßen mit Mißtrauen und Argwohn betrachtet werden müssen, wenn die Quelle, der sie entspringen, der Charakter, in Zeiten wo es gilt, nicht probehaltig befunden wird. Wie groß auch die Sympathien sind, die wir für Frankreich hegen, wie sehr wir die glänzenden Eigenschaften des Volkes bewundern, wie gern wir glauben möchten, daß gewisse gegenwärtige Kundgebungen ihrer Natur blos voübergehender Art seien — keine Binde, die Freundschaft oder Wohlwollen uns um die Augen legen kann, vermag uns den Anblick ihrer jetzigen Gebrechen zu verhüllen, keine Annahme von besonderer Herausforderung uns gegen die sittlichen und politischen Mängel blind zu machen, welche das Frankreich von 1871 (und von 1870 dazu; d. Ubers.) muthwillig den Augen Europas und mithin auch dem Beurtheiler seiner Sitten bloßgestellt hat.

Kann doch Niemand im Ernste behaupten, daß die Manieren nur etwas rein Gesellschaftliches, Oberflächliches sind, unberührt von den tieferen Grundsätzen und Triebfedern, welche die Nation als Ganzes leiten; selbst das frivolste der Weiber würde anstehen, sie als eine blos äußere Form zu beschreiben, es würde vielmehr einräumen, daß ihre Wurzeln tief unter den äußerlichen Gewohnheiten des täglichen Lebens liegen, während alle ernsten Denker aner-

kennen, daß sie den verschiedenen Volksstämmen als wesentliches und individuelles Eigenthum angehören und dazu dienen, die charakteristischen inneren Anlagen und Neigungen dieser Volksstämme zu Tage treten zu lassen, gerade so wie Gestalt und Farbe die unterscheidenden äußeren Merkmale jedes uns umgebenden organischen und anorganischen Wesens bilden. Diese große Wahrheit ist es, was, zusammen mit mancherlei anderen Momenten, die auf unser Urtheil einwirken — Vorurtheil und Vorliebe, Vergleichung und persönliche Beziehungen — einer Darlegung der französischen Sitten im gegenwärtigen Augenblicke so große Schwierigkeiten entgegenstellt. Ohne Irrthum wird es deshalb dabei kaum abgehen können, und fast jede Behauptung und jeder Beweisgrund müssen von den Vorbehälten und Einschränkungen begleitet sein, welche Art und Lage des Gegenstandes gebieterisch von uns heischen.

Die Aeußeruug dieser Bedenken haben wir aber um so mehr vorauszuschicken, als wir unsere Erörterung nicht auf eine bestimmte Gattung von Manieren begrenzen, nicht auf die Einzelheiten des geselligen Verkehrs oder auf bloße Höflichkeitsformen und Weltgebräuche einengen können. Das Benehmen der Franzosen in Gesellschaft, bei Besuchen, auf Bällen macht ja nur einen kleinen Theil unserer Frage aus; das eigentliche Interesse der letztern beruht in der Natur ihres gewöhnlichen gegenseitigen Verhaltens und den üblichen Lebensbeziehungen, in dem Einflusse dieses Verhaltens auf die Gesammtheit der Nation, und in der Offenbarung der Ursachen, aus denen es her-

vorgeht. Ist solches Studium vielleicht auch nicht ganz so schwierig, wie es Anfangs erscheint, weil die Franzosen im Allgemeinen so demonstrativ sind, daß sie der Beobachtung ein weites Feld darbieten und nicht verstecken, was wir zu sehen wünschen, so zählt es doch jedenfalls nicht zu den leichten Aufgaben und kann nur mit dem Bekenntniß gewagt werden, daß es ein unvollkommenes sein wird, zumal in dem engen Rahmen von wenigen Seiten.

Das erste Hauptmoment der französischen Manieren, das, was dem Fremden am meisten auffällt, ist unstreitig die Art und Weise, wie sich der Einfluß der Frauen äußert. Dieser Einfluß ist in seiner Bethätigung aber keineswegs allgemein; im Hause ist er allerdings sehr mächtig, reicht in der gegenwärtigen Generation jedoch selten über die Schwelle desselben hinaus. Innerhalb der vier Wände eines Salons ist das Weiberregiment fast unumschränkt, unangefochten in allen Familienangelegenheiten und in der Kindererziehung, die Fälle aber sind in der That nicht häufig, wo es sich auf irgend welche öffentliche Fragen erstreckt. Die Französin ist vor allen Dingen Weib, ihre Interessen sind daher fast immer weiblicher Beschaffenheit, sie strebt nicht, aus ihrem Kreise herauszutreten, begreift ihren Beruf als Pflichterfüllung in ihrem Hause und Anziehung nach außen hin, ist in der Politik und allen dergleichen trocknen Dingen meist sehr unbewandert und geht jeder Betheiligung an dergleichen Discussionen aus dem Wege. Vielleicht hat sie aus den Gesprächen der Männer um sie herum einen vagen Begriff von diesen Materien „aufge-

schnappt", allein ihre Theilnahme zieht sie anderswo hin, nach Dingen, die ihr als Weib Genüge bereiten. Und so folgt naturnothwendig, daß die Männer ihr auch nicht geben, was sie nicht haben zu wollen scheint. Sie ziehen ihre Frauen in Angelegenheiten von gegenseitigem Interesse zu Rathe, hören und befolgen ihre Meinung oftmals in Geschäften, in neun von zehn Fällen aber würde kein Gatte seiner Frau gestatten, ihm sagen zu wollen, wie er in einer Wahlversammlung zu stimmen oder welche Regierungsform er zu unterstützen hätte. Dieser Unterschied macht sich in Frankreich unendlich viel mehr geltend, als in England oder sonstwo, da in ersterem mehrere Thronprätendenten vorhanden sind und die ganze Nation sich in Anhänger des einen oder des andern Kronaspiranten spaltet. Und doch reizt auch diese eigenthümliche Lage die Französin nicht, zur Politikerin zu werden. Natürlich sind dies einzelne von ihnen, die sich dann mit Eifer in die Sache stürzen, der sie sich gewidmet haben; zum Glück für die Ruhe ihrer Häuslichkeiten aber ist die große Mehrzahl vernünftig genug, um zu begreifen, daß sie auf dieser Erde andere Pflichten zu erfüllen haben. Jene Ausnahmen finden sich vorzugsweise in legitimistischen und republikanischen Kreisen, die beide zwar nicht das Gros der Nation ausmachen, doch von entschlossener Ueberzeugung und ungestümer Begeisterung sind.

Diese Enthaltung von allen eigentlich männlichen Bestrebungen und Aufgaben setzt die Französin in den Stand, in der Leitung aller derjenigen Lebensverrichtungen, die wesentlich ihrem Geschlechte zukommen, sich eine besondere

Vorzüglichkeit zu erwerben. Als Entschädigung für die Enthaltung, die sie sich einerseits auferlegt, empfängt sie andrerseits autokratische Vorrechte, und zum Heile ihrer Generation macht sie von diesem Vorrechte einen guten und großmüthigen Gebrauch. Sie trachtet eingestandenermaßen nicht nach höheren intellectuellen und moralischen Zielen, aber sie sucht zu mildern und zu vergolden, durch Reiz und Anziehung zu herrschen, durch Eleganz, Heiterkeit, Anmuth die Männer an das Haus zu fesseln, durch die Befriedigung ihres feinern Geschmacks und ihrer bessern Natur von anderen Versuchungen und Verführungen abzulenken. Eine nützlichere Rolle kann den Frauen in der jetzigen Gesellschaft schwerlich zufallen; sie liegt ganz im Bereiche ihrer Thätigkeitsmittel, eignet sich für die gewöhnliche Form ihres Ehrgeizes und ist die wahre Mission einer Gattin, Mutter und Dame.

Art und Zweck der Leistungen, die sie vollbringt, genau kennend, verwendet die Französin ihre volle Kraft darauf. Sie weiß, daß sie vor Allem Culturträgerin ist und läßt nichts unversucht, dieses ihr Ziel zu erreichen. Sie umgibt sich mit jedweder Hülfe, die zu dem Erfolge beitragen kann, den sie anstrebt; Wahrheit und Dichtung müssen ihr fördernd zur Seite stehen. Von ihrer Eitelkeit gestachelt, durch die Erinnerung an frühere Resultate zu neuen Versuchen verlockt, wandelt sie unmerklich ihren Salon in eine Bühne um, deren Heldin sie ist. Und wer möchte sie darum tadeln? Wer vermäße sich, den ersten Stein auf sie zu werfen? Worin besteht ihre Sünde? Fragen

wir uns doch ehrlich, wenn wir können, was die Welt von ihren Frauen verlangt; setzen wir unsere eigenen Phantasien und Gewohnheiten für einen Augenblick bei Seite, vergessen wir unsere Vorurtheile, sehen wir die Sache an, wie es die Franzosen selber thun. Und können wir noch weiter gehen, so messen wir die Frauen mit dem Maße ihrer höchsten gesellschaftlichen Bedeutung, nach dem Vergnügen, das sie um sich her verbreiten. Wir betrachten hier nicht die abstracte Seite des Lebens, wir fassen für den Moment nur seinen äußeren Anstrich ins Auge, wenn wir auch nachher kennen lernen werden, was sich unter dieser Oberfläche verbirgt. Kein billiger Beobachter wird die Französin anklagen einfach darum, weil sie gefällt; Eifersucht und Neid mögen sich solchem Beweisgrunde fügen, die Erfahrung aber führt uns zu der Ueberzeugung, daß jene nämliche Fähigkeit eine der bewundernswerthesten ist, die ein Weib nur besitzen kann. Die Untersuchung der Mittel und Wege, durch welche die Französin gefällt, — dies ist es, womit sich die wahre Kritik zu befassen hat; hierbei können wir unseren Bemerkungen und Auslegungen freien Lauf lassen. Und diese Erörterung ist bei unserm Gegenstande ganz besonders am Platze; denn die Manieren eines Landes haben kein wichtigeres Moment aufzuweisen als das Ensemble der Mittel und Wege, welche die Frauen ergreifen, um ihren Grund und Einfluß zu behaupten.

Wer nur einige Kenntniß von der Gestalt des modernen Lebens hat, der wird als Thatsache anerkennen müssen, daß in allen Ländern Europa's die Männer

immer weniger und weniger in Gesellschaft gehen und mehr und mehr ihre Befriedigung fern von den Salons aufsuchen. Dies ist in England (und Deutschland) wie in Frankreich der Fall, allein die Französinnen kämpfen wider die wachsende Gefahr energischer an als ihre britischen (und deutschen) Schwestern. Sie sehen instinctiv, wenn das Unheil so fortschreitet, wie während der letzten zwanzig Jahre, so wird mit der Zeit eine völlige Lockerung des Bandes eintreten, das bis zum Auftauchen der neuen Versuchungen Männer und Frauen in der Verfolgung gemeinschaftlicher Freuden vereinigte. Mit dem praktischen Blicke, der einen ihrer höchsten Vorzüge ausmacht, haben denn auch schon viele Französinnen jener äußeren Concurrenz zu begegnen gesucht, sich nicht damit begnügend, ihre Hände zu ringen und über der Verkommenheit der Männer zu klagen, sondern entschlossen und geschickt den Kampf aufnehmend und mit allen Waffen führend, die sie schmieden können. Beherzigen wir das, während wir die Beschaffenheit dieser Waffen und den Gebrauch untersuchen, der mit ihnen gemacht wird, denn wir haben einen der Fälle vor uns, wo der Zweck die Mittel heiligen muß.

Das Wort Koketterie drückt nur ungenau und ungenügend das Benehmen der Französin an ihrem häuslichen Herde aus; es liegt darin ebensoviel reine Natur wie Kunst und bedarf überdies noch einer Erläuterung. Die meisten von uns verbinden mit der Bezeichnung den Gedanken eines unmittelbaren Haschens nach Bewunderung oder Liebe und einer berechneten Anwendung all der Kunstmittel, die diesem

Zwecke zu dienen scheinen. So wird das Wort im Lexikon erklärt, und das bedeutet es auch in der Regel. Wer indeß die Koketterie gewisser Französinnen durchdrungen und ihre einzelnen Momente sorgfältig ergründet hat, für den erhält das Wort einen weit höheren Sinn, denn dann zeigt sich in nicht spärlichen Beispielen, daß es mehr die Vertheidigung allgemeiner Rechte und Privilegien besagen will als das Verlangen nach persönlichen Erfolgen. Nicht zum kleinsten Theile geschieht es aus diesem Grunde, daß manche Französinnen geflissentlich anzuziehen und beharrlich zu reizen suchen. Ihnen gilt es als Sieg, Männer von anderweitigen Verlockungen abzulenken, wieder aufzurichten, was einst die Gesellschaft war, und die unbestrittene Herrschaft ihres Geschlechts von Neuem zum wahren Freudenquell zu stempeln. Ist dies des Kampfes Preis, dann wird die Koketterie der Französinnen unpersönlich; mit ihren Liebkosungen wollen sie uns nicht für uns selber, sondern für ein System gewinnen, das sie wesentlich vertreten, für eine Theorie, deren Verkörperung sie sind. Lassen wir einen derartigen Gesichtspunkt gelten — und in gar vielen Fällen wird er der richtige sein — so erwächst die Koketterie zu einem Verdienste, verführerische List nimmt den Charakter eines ehrlichen Kampfes an und schlaue Versuchung erscheint als berechtigter Angriff.

Freilich nicht immer. Die große Masse strebt ja einfach nach ihnen persönlich geweihten Huldigungen, ohne sich ein Atom um das Königthum ihres Geschlechtes zu kümmern. In dem einen und dem andern Falle aber, namentlich im letztern,

ist die Lage mit schweren Gefahren umringt. Gar oft handhaben die Französinnen ein zweischneidiges Schwert, gar oft riskiren sie, sich die Flügel zu versengen an den Flammen, die sie entfachen und selbst, wenn das Herz unverwundet bleibt, selbst wenn Pflicht oder ältere Neigung es mit einem undurchdringlichen Panzer decken sollte, so ist die Eitelkeit doch unter allen Umständen wehrlos und nimmt den Ruhm jedes Sieges für sich selber in Anspruch, auch wo er der allgemeinen Sache gehört. Diese Gefahren sind offenbar sehr ernste, das Bewußtsein ihrer Existenz lastet jedoch nicht schwer auf Naturen, die ihrer gewöhnt sind. In gewisser Beziehung hat es sein Gutes, daß dies so ist, denn wie könnte die Französin jene glänzende Keckheit erlangen, die sie zeigt, wenn ihr die sie umgähnenden Abgründe fort und fort vor Augen schwebten? Ihre Eitelkeit aber wollen die meisten befriedigen; sie erachten das für den Lohn ihrer Mühen, als einen Trost für die Opfer, die sie der Sache bringen; sie haben ihre eigene Billigung, und das thut ihnen wohl. Dasselbe dürfte sich mehr oder minder allerdings auch von anderen, nichtfranzösischen Frauen sagen lassen.

Worin aber die ächte femme du monde außerhalb Frankreichs nicht ihres Gleichen findet, das ist die erstaunliche Gewandtheit, die katzenähnliche Anmuth, die außerordentliche Intelligenz, mit denen sie ihre Waffen schwingt. In ihren Manieren concentriren sich all die verschiedenen Elemente ihrer Koketterie. Jede ihrer Verneigungen ist je nach der Person, der sie gemacht wird, und nach dem Ein-

druck, den sie hervorbringen soll, kritisch abzumessen. Von der tiefen, langsamen, schleppenden Verbeugung, mit der sie, bei einer ersten Vorstellung eine Frau von höherem Range auszeichnet, durch die lange, fein graduirte Staffel von Bekanntschaftsgrüssen bis zu dem vertraulichen Kopfnicken und der ausgestreckten Hand, mit denen sie, ohne sich aus ihrer Sofaecke zu erheben, ihren Freunden guten Tag bietet, begreift jede Bewegung einen Gedanken in sich, telegraphirt jede Wandelung eine Meinung, deutet jede Schattirung die Art der Erwiderung an, die sie erwartet. Die Manier, wie die dargereichte Hand gehalten wird, sagt uns unverkennbar, ob wir sie hochachtungsvoll drücken oder ehrfurchtsvoll zu küssen haben; die Bewegung, mit der sich ihr Kopf nach uns wendet, wenn wir eintreten, Quantität und Qualität ihres Lächelns sprechen so deutlich wie groß-gedruckte Lettern: „Sage mir, daß ich reizend bin", oder „Was Du denkst, ist mir gleichgültig", oder sonst etwas, das zwischen diesen beiden Endpunkten die Mitte hält. Der stille Wunsch kann ausgedrückt, das geheime Verlangen gezeigt, der genaue Grad erlaubter Vertraulichkeit an den Tag gelegt werden — Alles durch die Manieren. In ihrer Beherrschung dieser unergründlichen Wissenschaft besitzen die Französinnen eine Macht, die schwerlich ein Anderer er-messen kann als sie selber. Sie wissen recht wohl, welche Stärke sie dadurch erlangen und bilden sie mit sorgsamstem Eifer aus. Man würde sich indeß nicht wenig täuschen, wollte man annehmen, daß diese Macht blos eine ange-eignete sei, nichts als die Frucht langstudirter, wohlgepflegter

Koketterie; nein, der bessern Art von Französinnen ist sie angeboren; sie kommt ihnen mit der Muttermilch, ist mit einem Worte ihre Natur — man kräftigt sie nur durch die Kunst und Hülfsmittel, die eine lange Erfahrung zur Verfügung stellt. Das schnelle Spiel der Physiognomie, das Zittern der Augenbrauen und der Mundwinkel, das Zucken der Achseln, die nervöse Beredsamkeit der Finger, die bedeusamen Bewegungen der Füße, alle diese Redeweisen — denn das sind sie — gehören der Französin durch das Recht der Geburt an, sie regulirt nur den Ausdruck derselben. Ueber eine solche unendliche und mannigfaltige Sprache gebietend, braucht sie nicht erst ihre Lippen zum Reden zu öffnen, Gedanken, Empfindungen und Wünsche entströmen ihr ohne Worte; ihre Manier ist ihre halbe Beredsamkeit.

Das sind nun freilich blos die höchsten Typen, die vollkommensten Beispiele, tiefer herab auf der Vollkommenheitsleiter gibt es der minderen Geschicklichkeit, des geringeren Reizes, ja des Gegentheils von dem Allem die Fülle. Ungeschicklichkeit, Abgeschmacktheit und Gemeinheit finden sich auch in Frankreich massenhaft; es ist indeß eine Eigenthümlichkeit des Landes, daß sie nicht nothwendig an den niederen Stand oder selbst an den Bildungsmangel geknüpft sind; sie erscheinen vielmehr an ihren Opfern ebenso instinctiv wie an den glücklicheren Individuen jene glänzenden Eigenschaften, die wir soeben zu skizziren versuchten. Wol läßt die Manier sich bis zu einem gewissen Grade erwerben; sie kann copirt, kann angelegt werden wie ein Kleidungs-

stück; um in ihren Leistungen indeß wahrhaft vollkommen zu erscheinen, muß sie in ihren Grundzügen angeboren sein.

Das, wie früher bemerkt, den Franzosen in so seltenem Maße zu Theil gewordene Nachahmungstalent, daß man es fast ihr Monopol nennen könnte, kommt ihnen auch hier zu Statten und gleicht annähernd wieder aus, womit sie von der Natur vielleicht kärglicher ausgestattet sind. Was frappirt, um nur ein allbekanntes Beispiel anzuführen, den Fremden wol mehr, als die Manieren der Mehrzahl der Pariser Ladenmädchen? Daß ihnen allen der feine Ton angeboren ist, den sie offenbaren, kann doch gewiß nicht behauptet werden. Bei manchen muß dies zwar der Fall sein, denn wir gewahren unter ihnen geradezu bewundernswerthe Muster, die sich lediglich durch natürliche Begabung erklären lassen, der weitaus größere Theil derselben aber eignet sich blos durch Umgang und Geschicklichkeit die äußeren Merkmale der vornehmeren Damen an, die sie sehen. Selbstverständlich kommen sie über die bloßen conventionellen Formen nicht hinaus, die höchsten Feinheiten, die Vollendung, oder was man in Frankreich als solche versteht, wie sie nur auf der obersten Sprosse der großen Leiter angetroffen werden, erreichen sie nicht, wol aber klimmen sie auf der letztern hoch genug empor, um uns zu gefallen; sie beweisen, was durch Nachahmung erzielt werden kann, und scheinen zugleich darzuthun, daß, wo bei ihren Landsmänninnen die guten Manieren fehlen, dies mehr der Unempfänglichkeit für letztere als der persönlichen Unfähigkeit zu ihrer Aneignung zugeschrieben werden muß. Wie könnte

man sich, bei all den ihnen zur Verfeinerung zu Gebote stehenden Mitteln sonst die Menge gemeiner Weiber in Frankreich erklären und warum sollten diese ihre Gemeinheit zu dem erstaunlichen Gipfel treiben, den dieselbe nicht selten erreicht? Möglich auch, daß gerade die ungewöhnliche Entwickelung ihrer nationalen Anlage nach der einen Richtung hin einen heftigen Rückschlag nach der andern erzeugt, wenn sie nicht vernünftig geleitet wird, und daß die nämliche katzenhafte Geschmeidigkeit, der nämliche Hang zur Demonstration, die den Damen zu ihren bewundernswerthen Manieren verhelfen, sich in äußerste Rohheit und Ungefälligkeit verkehren, wenn das Gefühl für den rechten Gebrauch dieser Eigenschaften nicht vorhanden ist.

Kommen wir jetzt zu den Durchschnittsfranzösinnen. Sie sind im Allgemeinen angenehm, manchmal etwas manierirt und prätentiös, oft sehr einfach und unaffectirt, selten schüchtern oder befangen. Eine völlige Selbstbeherrschung, eine gelassene Gleichgültigkeit, die aussieht, als entspringe sie langer Welterfahrung, die aber meist durch den von Kindheit an gewöhnten Verkehr mit Anderen entsteht, sind ihre charakteristischsten Züge. Sie bewegen sich gehend und kommend in einem von Menschen erfüllten Zimmer, sie empfangen ein Dutzend Fremde, sie sprechen und lachen, scheinbar unbewußt, so daß man sie nicht der Koketterie zeihen möchte, und doch haben die meisten von ihnen dabe ikeinen andern Zweck im Auge, als den mehr oder minder lebhaften Wunsch, zu gefallen. Die Nothwendigkeit, Andere anzuziehen, haftet im gallischen Blute; sie kann von tiefem Pflicht-

gefühle beherrscht, kann durch andere dringende Bedürfnisse momentan unterdrückt, kann durch tausend Zufälligkeiten der Verhältnisse modificirt sein — der eigentliche Kern im Herzen aller Französinnen ist sie aber doch, wenn sie sich auch in so mannigfaltigen Gestalten zeigt, daß sie sich nicht immer leicht erkennen läßt. Für die Männer liegt in dem Gedanken, daß fast jede Frau ihnen zu gefallen strebt, eine geheime Schmeichelei, die sich zwar dem Auge entzieht, in ihrer Wirkung aber nichts destoweniger leibhaftig ist. Zwar weiß der Mann neunzehn Mal von zwanzigen, daß man ihn vergißt, sobald er nur den Rücken gewandt hat, und daß mit ganz dem gleichen Erfolge Jemand Anderes an seine Stelle treten wird; diese Gewißheit hält ihn jedoch nicht davon ab, zu thun, was man während der Viertelstunde seiner Anwesenheit mehr oder weniger von ihm erwartet. So gehen Beide ohne alles Arg zu Werke, und acht Tage darauf sagt die Eine, Monsieur X ist ein angenehmer Mann, und der Andere, Madame Z. ist eine reizende Frau. Innerhalb dieser Grenzen — und nur äußerst selten werden diese überschritten — hat die französische Art und Weise ihre großen Vorzüge: sie befördert die Anmuth der Sprache, ruft Ausdruck hervor, erzeugt Höflichkeit nnd gute Manieren und bietet ein starkes Gegengift wider die bösen Einflüsse dar, die von anderer Seite her in den Seelen so vieler Männer wirksam sind.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen wollen wir an einigen wenigen Beispielen das Wesen der französischen Manieren noch näher darzulegen suchen, wenn wir dabei

auch in allerhand triviale Einzelheiten, in unbedeutende Formen und Gewohnheiten eingehen und ebensowol von den Männern wie von den Frauen sprechen müssen. Es mag sehr überflüssig und absurd erscheinen, zu erwähnen, daß bei einem Diner die Dame vom Hause zuerst den Salon zu verlassen und den feierlichen Zug nach dem Speisezimmer anzuführen hat, allein selbst in dieser Thatsache liegt ein bestimmter Sinn. Sie zeigt, daß in französischen Augen die Frau im Hause sich auf ihrem eigenen Grund und Boden befindet und daher die Huldigungen verdient, die jedem Weibe gebühren, das an seinem richtigen Platze steht. Der Gemahl hingegen kommt zuletzt, weil er als Mann die Pflicht zu erfüllen hat, Jedem den Vorrang zu lassen, den er bei sich empfängt. Ist die Mahlzeit vorüber, so kehrt Alles in der gleichen Ordnung, Arm in Arm, in den Salon zurück, vorauf die Herrin vom Hause mit ihrem Cavalier, zuletzt der Gatte mit seiner Dame. Eine Trennung der Geschlechter, eine Sonderung der männlichen und weiblichen Conversation, wie dies bekanntlich in England stattfindet, wo nach dem Diner die Herren noch lange bei der Flasche zusammen zu sitzen pflegen, während die Damen allein das Drawing-Room aufsuchen, existirt in Frankreich nicht. Selbst die Cigarre dient in vielen Pariser Häusern nicht zum Vorwande einer solchen Scheidung; auch im Salon werden ja die Havannas angesteckt, und die Damen selbst bringen wol die Zündhölzchen herbei, so sehr sind sie dafür besorgt, daß die Männer sie nicht verlassen.

Wie viele Zugeständnisse die Französin aber auch macht,

um sich ihrer erste Obliegenheit, des Zusammenhaltens der Gesellschaft, zu entledigen, nimmermehr aber wird sie, falls sie nur einen Funken von Selbstachtung besitzt, doch zugeben, daß dergleichen Concessionen in Freiheiten ausarten. Und keinem Franzosen wird es auch einfallen, gegen die Damen um ihn herum weniger rücksichtsvoll zu sein oder die gesellschaftlichen Formen minder streng zu beobachten, weil ihm in Gesellschaft von Diamanten und weißen Kleidern zu rauchen erlaubt ist. In alle Fragen dieser Art legen die Franzosen einen wunderbaren Tact an den Tag. So unverschämt und „unternehmend" sie oft Frauen gegenüber sind, die sie nicht kennen, selten werden sie jedoch die Vertraulichkeiten zu mißbrauchen suchen, welche die moderne Lebensweise unter Menschen gestattet, die auf dem Fuße anerkannter Gleichheit miteinander verkehren. Auf beiden Seiten waltet das Gefühl des Maßes und der Schicklichkeit vor, das nicht oft außer Acht gelassen wird, und so geschieht es, daß die Cigarre keine Ungebundenheit nach sich zieht, daß der abandon keine Unehrerbietigkeit erzeugt. (Etwas britische Anschauungen, die man in Deutschland kaum theilen dürfte. Der Uebers.) Schon die körperliche Haltung der Männer beweist dies; da findet man kein Umherlottern, keine nachlässige Stellung, keine Verwahrlosung der Höflichkeiten, die man in Gegenwart von Frauen zu beobachten pflegt. Dennoch ist von ceremonieller Steifheit dabei nicht groß die Rede. Man sitzt nicht kerzengerade, man scheut sich nicht, sich zu rühren, die Regungslosigkeit wird nicht als sich geziemend erachtet — ganz im Gegentheile ist der Körper be-

ständig in Bewegung, zumal Arme und Beine, und es herrscht ein unaufhörliches Gebehrden- und Mienenspiel. Das Alles verleiht der französischen Gesellschaft eine eigenthümliche Lebendigkeit, wird aber immer von dem ungeschriebenen Codex gezügelt, der die „Manieren" festsetzt. Die Abwesenheit selbstauferlegter Zurückhaltung schafft eine Freiheit, von der man anderwärts keine Vorstellung besitzt, während die Befolgung gewisser Formen doch gleichzeitig einen Ton feinster Höflichkeit erzeugt, wie er außerhalb Frankreichs im Allgemeinen nicht gerade heimisch ist. Wer hätte je eine hölzerne Französin gesehen? erscheint sie vielleicht zuweilen auch etwas linkisch, voller Leben ist sie stets. Selbst ihre Affectation wird nicht abgeschmackt, springt doch aus Allem, was sie thut und sagt, ihre Lebendigkeit hervor; bei all' ihrer Beweglichkeit vergißt sie indeß niemals, daß sie ein Weib ist, und verfehlt nie zu fordern, was ihr als einem Weibe gebührt.

Bei manchen einzelnen Vorkommnissen oder vielmehr Gebräuchen des Lebens tritt das weibliche Element nicht besonders in den Vordergrund. So unter anderen bei den Todes- und Heirathsanzeigen; hierbei macht das Geschlecht keinen Unterschied. Die Rundschreiben, die man an alle Bekannten versendet, (Zeitungsannoncen sind in Frankreich bei dergleichen Anlässen nicht üblich) enthalten im letztern Falle die Namen von Vater und Mutter, wenn diese noch am Leben sind, im erstern diejenigen aller Verwandten bis zum dritten Grade. Ein billet de faire part, wie diese Urkunden heißen, ist unveränderlich in den nämlichen Wendungen abgefaßt, zu welchem Stande die Absender auch zählen.

Bei einer Verheirathung werden zwei Anzeigen erlassen, die eine in die andere eingeschlossen; die erste lautet stereotyp: „Monsieur und Madame A. haben die Ehre Ihnen die Verheirathung ihres Sohnes, M. Charles A., mit Mademoiselle Julie B. anzuzeigen“, die zweite: „Monsieur und Madame B. haben die Ehre, Ihnen die Verheirathung ihrer Tochter, Mademoiselle Julie B., mit M. Charles A. anzuzeigen.“ Wird man zur Hochzeit eingeladen, so enthalten die beiden gedruckten Briefe noch den Zusatz: „und bitten Sie, der ehelichen Einsegnung beiwohnen zu wollen, die ihnen in der und der Kirche an dem und dem Tage ertheilt werden wird.“ Bei einem Begräbniß ist die Form etwas anders; das Billet ist also gefaßt: „Sie werden gebeten, der am 21. v. Mts. präcis 11 Uhr Morgens in der Kirche... stattfindenden Leichenfeier und dem darauf folgenden Begräbniß des Monsieur N. beizuwohnen, der am 9. dieses im Alter von fünfzig Jahren nach Empfang der heiligen Sacramente verschieden ist. Monsieur A., Madame B.“ und so fort durch zwanzig dreißig, vierzig Namen, wie es eben kommt, von Vater, Mutter, Gattin, Kindern, Brüdern, Schwestern, Onkel, Tante, Neffen, Nichten, Cousins, Andern Geschwisterkindern und sonstigen Verwandten des Verstorbenen. Früher wurden die Geburten in ähnlicher Weise notificirt; seit den letzten dreißig Jahren aber sind derlei Benachrichtigungen mehr nnd mehr abgekommen und werden gegenwärtig nur selten noch gegeben. Der Theilnahme an einem Begräbnisse entzieht sich so leicht Niemand; die Gründe müssen sehr triftig sein, die von der Erfüllung dieser als

unbedingt heilig betrachteten Pflicht dispensiren können, dem letzten Liebeszeichen, das man einem Menschen zu erweisen im Stande ist. Darum bilden die französischen Leichenbegängnisse auch meist so lange Processionen, sieht man doch oft viele Hunderte von Menschen barhäuptig einem Sarge zur Kirche oder zum Friedhofe folgen. Es ist eine rührende Sitte, und Jedermann bringt ihr seinen augenblicklichen Tribut dar, indem er seinen Hut abzieht, wenn der Sarg vorüberkommt. Unbedeutend an sich, sind alle diese Dinge doch nicht blos Gewohnheits-, sondern Gefühlsäußerungen. Sie zeigen, wie sehr der Franzose, äußerlich mindestens, an seines Nächsten Freuden und Leiden Theil nimmt, wie jedwede Gelegenheit zur Demonstration ergriffen und benützt wird, wie die Manieren der Nation die Empfindungen widerspiegeln, die sie leiten, oder wenigstens zu leiten scheinen sollen.

Die Anordnung von Bällen, Besuchen, Gesellschaften ist in Frankreich wesentlich die gleiche wie in anderen europäischen Ländern, auch die Form der Einladungen ganz die nämliche, die Antworten auf solche Aufforderungen aber weichen in ihrem Stile von den anderwärts gebräuchlichen einigermaßen ab. Nimmt man die Einladung zu einem Diner an, so lautet die allgemeine recipirte Formel: „M. A. dankt Monsieur und Madame B. für ihre huldvolle Einladung und wird die Ehre haben, sich einzustellen.“ Von sich selbst — lassen wir diesen kleinen Umstand nicht unbemerkt — schreibt A. also blos „M.“ (anstatt Monsieur), während er B. und dessen Frau das „Monsieur und Ma-

dame" in voller Länge gibt. Diese Scheidelinie wird von Männern unabänderlich gezogen; es ist dies eine unerläßliche Höflichkeit. Frauen dagegen schreiben sich immer „Madame" ohne Abkürzung; das ist ihr Frauenrecht. Sie deuten damit an, daß ihr Geschlecht ihnen eine höhere Stellung einräumt, daß sie Ehren zu empfangen, nicht zu bieten haben.

Einer der höchsten Vorzüge des französischen Höflichkeitscodex ist, daß dieser stillschweigend den Grundsatz gelten läßt, daß alle Personen, die sich in demselben Hause treffen, einander kennen, ohne daß es erst der Förmlichkeit gegenseitiger Vorstellung bedarf. Jeder kann in einer Privatgesellschaft eine junge Dame zum Tanze auffordern oder mit irgend einer beliebigen Person sich unterhalten. Das erstreckt sich indeß nicht auf öffentliche Vereinigungen, wo die Bürgschaft der angenommenen Gleichheit, welche aus der Bekanntschaft mit dem nämlichen Hausherrn hervorgeht, nicht vorhanden ist. Im Salon dagegen erleidet die Regel keine Ausnahme; Jeder kann ruhig mit Jedem sprechen. Das ist eine sehr vernünftige und praktische Sitte; es erleichtert die Conversation, verscheucht alle gesellschaftliche Unbehülflichkeit und Schüchternheit, thaut kalte Naturen auf, ermöglicht es, uns in einem Hause, wo wir keine Seele kennen, angenehme Stunden zu bereiten, und gießt über ein Zimmer die Atmosphäre von Wärme und Einigkeit. Kein Mensch braucht trübselig und still zwischen zwei abschreckenden Fremden zu sitzen. Will man sprechen, so ist man sicher Zuhörer zu finden.

Natürlich stellt Herr oder Frau vom Hause ihre Gäste auch häufig in aller Form einander vor, zumal bei Diners, in allen diesen Fällen geschieht es indessen nur, um ihnen die beiderseitigen Namen zu nennen, nicht um sie zur Conversation zu ermächtigen; dazu braucht man keine Erlaubniß. Die Franzosen haben ein solches Redebedürfniß und sprechen im Allgemeinen so gut, daß man leicht begreift, wie der erwähnte Gebrauch aufkommen konnte, wenn gleich dieser Beweggrund allein nicht dabei maßgebend war. Ist doch das Zusammensein ihnen beinahe das gleiche Bedürfniß wie das Plaudern, die erste Bedingung seiner Befriedigung aber, daß zwischen Personen derselben Gesellschaft alle nutzlosen Schranken fallen müssen, und so hat man im Salon die Freiheit des geselligen Verkehrs errichtet. Sie bewirkt eine noch größere Sittenverfeinerung, denn steht uns auch das unbestrittene Recht zu, mit der ersten besten Dame, die wir vorher noch nie gesehen, ein Gespräch anzuknüpfen, so kann dies doch nur mit dem Aufgebot aller uns möglichen Höflichkeit und Ehrerbietung in Haltung und Sprache geschehen; wir können nicht ohne Weiteres zur Vertraulichkeit mit einer Dame überspringen, wenn wir selbst uns ihrer würdig erweisen wollen. Der Grundsatz, der alle unter demselben Dache vereinigte Personen zeitweilig einander gleichstellt, findet aber noch andere Anwendungen. Eine Folge der nämlichen Anschauungen ist es, was ihnen gebietet, den Hut zu lüften, wenn sie in einen Eisenbahnwagen oder in einen Omnibus einsteigen, ein Wartezimmer oder einen Kaufladen oder sonst einen geschlossenen Raum

betreten, wo sie andere Leute zusammen finden. (Ganz wie in Deutschland ꝛc. auch; nur dem unmanierlichen John Bull sind dergleichen Rücksichten böhmische Dörfer. D. Uebers.) Es ist dasselbe Gefühl, das sie veranlaßt, sich vor jeder Dame respectvoll zu verbeugen, der sie auf einer Treppe begegnen, und wenn sie den Gruß nicht erwidert, so darf man hieraus allein schon schließen, daß sie keine Französin ist (jedenfalls eine Engländerin. D. Uebers.). Diese und ähnliche kleine Züge sind der äußeren Cultur ungemein förderlich; sie verleihen dem Leben eine große Anmuth und führen äußere Rücksicht und Achtung gegen Andere herbei; die Art und Weise, wie sie ausgeübt werden, gibt uns sofort einen im Allgemeinen zutreffenden Begriff von den Manieren der Menschen, denen jene kleinen Aufmerksamkeiten geläufig sind. Dies bringt uns auf die unendlich wichtige Frage — die Verbeugung des Franzosen.

Man hat unterschiedliche Theorien über den bedeutungsschweren Gegenstand, wie es schon viele Lehrer der edlen Wissenschaft des Grüßens gegeben hat; selbst heute, in den Tagen des Verfalls herrschen mancherlei Meinungen hinsichtlich Beschaffenheit und Reihe der Bewegungen, die einen Bückling zusammensetzen; die von den besten modernen Schulen angenommene Praxis aber ist die folgende. Begegnen wir einer uns bekannten Dame, so beginnen wir, vier Schritt von ihr damit, daß wir langsam unsern nach der freien Straßenseite gewandten Arm, gleichviel ob den rechten oder linken, erheben. In der Bewegung darf jedoch keine Ueberstürzung sein, und der Arm muß in einer ge-

wissen Entfernung vom Körper mit eleganter Rundung still verharren, ja nicht zu schnell sich emporrichten. Ist endlich die Hand bis zur Krempe des Hutes gelangt, so muß sie diese leicht und leise, etwa mit halber Länge der Finger, anfassen, langsam den Hut abnehmen und langsam in die Luft hinaus halten, so weit der allmählich ausgestreckte Arm nur reicht, nicht nach vorn hin jedoch, sondern seitwärts, von der Brust aus horizontal und in gleicher Höhe mit der Schulter. Dieser Theil der Operation hat mehrere Secunden zu währen. Gleichzeitig muß der Hut umgewandt werden, mit einer wohlberechneten, fast unmerklichen Bewegung und im genauen Verhältnisse zu seiner Laufbahn, so daß er auf seinem Wege einen völligen Halbkreis beschreibt und die äußerste Grenze seiner Entfernung ganz in demselben Momente erreicht, wo sein Futter sich dem Himmel zukehrt. Im Augenblicke aber, wo man den Hut vom Kopfe zieht, beginnt auch schon der Körper sich leise zu neigen, und zwar muß die Verbeugung so eingerichtet werden, daß die größte Krümmung des Rückens mit der weitesten Entfernung des Hutes vom Kopfe zusammentrifft. Ein leichtes respectvolles Lächeln darf sich dabei um die Mundwinkel stehlen. Dann wird der Hut ebenso langsam wieder dem Haupte zugeführt, der Rücken richtet sich langsam wieder in die Höhe, das Lächeln verschwindet, der Bückling ist vollbracht und der Held der edlen Darstellung denkt bei sich vergnügt: „Ich glaube, ich habe meine Sache gut gemacht.“ Sollte die Dame indeß stehen bleiben, um mit uns zu sprechen (sie allein kann darüber

entscheiden, ob eine Conversation auf der Straße stattfinden soll) so bleibt man unbedeckten Hauptes, der Arm sinkt gravitätisch herab, bis der augenblicklich vergessene Hut lose das Knie streift, der Rücken hält sich in leiser Krümmung, und wenn die Unterredung beendet, wenn mit einem halben Knixe und einer Neigung des Kopfes die Dame davon trippelt, so wird der Bückling wiederum ein tiefer, wiederum entfernt sich der Hut, soweit der Arm sich ausrecken kann, senkt sich jedoch womöglich noch weiter hinab als vorher, streift in majestätischem, strahlendem Bogen durch die Luft und nimmt wieder auf dem Haare Platz, — der große Act ist vorüber. Mit Worten geschildert, nimmt sich die ganze Procedur einigermaßen lächerlich aus, ihr Eindruck ist aber ein sehr verschiedener, wenn man den Act selbst mit ansieht. Kaum ist es noch eine zweite unsrer heutigen europäischen Höflichkeitsformen, die in ihrem Effecte so grandios, so vollkommen, so frappant wäre, wie eine wirklich wohlausgeführte Verbeugung. Der Fremde, namentlich der Engländer, ist kaum im Stande, sie richtig zu beurtheilen, denn meist laufen seine Anschauungen und Manieren in dieser Beziehung so himmelweit von den französischen auseinander, daß ihn der Franzose über die Maßen lächerlich bedünkt, wenn dieser seinen Hut majestätisch um sich herum schwingt, während andrerseits unsere Grußformen gallischen Augen gar elend und verächtlich erscheinen und in der That der Artigkeit und Huldigung, welche die Männer den Frauen erweisen sollen, nur einen sehr unzulänglichen Ausdruck leihen. In Frankreich weiß schon

der Knabe, wie er sich zu verbeugen hat, und wie verschieden die praktische Leistungsfähigkeit in der Sache bei den Einzelnen auch geartet sein mag, — allenthalben gilt doch der Glaubenssatz, daß die Verbeugung eine wahrhaft wichtige Verrichtung ist.

Die Kinder sind in der Regel recht manierlich, selten roh und ungestüm; ihr fast ununterbrochener Verkehr mit ihren Müttern und den Bekannten ihrer Mütter gibt ihnen von Klein auf einen Anstrich des Tones und der Haltung, die vor Fremden gewahrt werden müssen. Wenigstens weiß sich die große Mehrzahl der Knaben und Mädchen — besonders die letzteren — gut zu betragen und zeigt keine einfältige Blödigkeit, keine sogenannte mauvaise honte, wenn man sie anredet. In dieser frühzeitigen Erziehung haben wir eine der Hauptursachen der unbefangenen Leichtigkeit zu suchen, mit der sich die Franzosen im Großen und Ganzen gegen einander benehmen. Ein zehnjähriger Knabe weiß sehr gut, daß er, wenn sein Vater einer Dame auf der Straße begegnet und stehen bleibt, um mit ihr zu sprechen, seinen Hut ebenfalls abzunehmen und unbedeckten Kopfes zu warten hat. Er weiß, daß es ungeschliffen sein würde, Jemandem, einem Herrn oder einer Dame, die Hand zu geben, ohne seine Mütze zu ziehen; seine Mutter sagt es ihm, sein Vater gibt ihm das Beispiel, und so erscheint es ihm als etwas Selbstverständliches; er thut es einfach, ohne zudringlich oder schüchtern zu sein. Auf dieselbe Weise lernt er seine Ruhe und Selbstbeherrschung bewahren, selbst wenn in einem Menschenhaufen sich etwas zuträgt,

was seine Aufmerksamkeit erregt. Läßt er sein Buch in der Kirche fallen und bückt sich, es wieder aufzuheben, so wird er nicht roth dabei — er sieht ja keinen Grund, warum er erröthen sollte. Die Mädchen kichern nicht und blicken nicht einfältig drein, wenn ihnen zufällig das Haar aufgeht oder der Hut vom Kopfe gleitet. Mit der vollkommensten Gelassenheit bringen sie ihre Toilette wieder in Ordnung, ohne zu wissen, daß ihnen Jemand zusieht und wenn sie das auch wissen, sind sie doch ganz gleichgültig dagegen. Von ihrer zartesten Kindheit an lernen sie, daß alle derlei gewöhnliche Bewegungen ungenirt vor Jedermanns Augen geschehen dürfen. Deshalb nimmt die Französin vor dem Spiegel eines Bahnhofswartesaales oder eines Restaurants in Gegenwart von fünfzig Menschen, unbedenklich ihren Hut ab und streicht sich das Haar zurecht, ordnet ihre Röcke oder selbst die geheimsten Kleidungsstücke ihres Kindes. In ihren Augen sind alle diese Dinge so natürlich, verstehen sich so ganz von selbst, daß sie nicht begreift, warum sie sich dabei zimpferlich benehmen soll; sie thut gerade, als wäre sie zu Hause — und hat Recht. In derartigen Ansichten aufgewachsen zu sein, hat seine großen Vortheile; die Ansichten selbst sind vernünftig und praktisch, und ihre Befolgung übt einen entschiedenen Einfluß auf die Entwickelung von Einfachheit und Natürlichkeit der Manieren aus.

Der häusliche Ton der Familie, d. h. das Verhalten der verschiedenen Familienglieder gegen einander, ist in Frankreich, ebenso wie anderswo, erklärlicher Weise ver-

schieden, je nach ihrer gesellschaftlichen Stellung und nach dem Grade der Zuneigung, der sie mit einander verbindet. Im Allgemeinen aber hängt der Franzose, wie schon früher gesagt, mit inniger Liebe an seinem Daheim, was die gegenseitige Freundlichkeit und Eintracht nicht wenig befördert. Mehr kann mit Wahrheit nicht gesagt werden. Jedenfalls indeß ist die im Auslande verbreitete Anschauung, daß die Franzosen „oberflächlich“ und „heuchlerisch“ seien, grundfalsch insofern als ihr häusliches Leben in Betracht kommt. Selbst von den gewöhnlichen Beziehungen zwischen Männern und Frauen dürfte sich schwer behaupten lassen, daß dieselben nicht so aufrichtig seien, wie die anderer Nationen; an seinem häuslichen Herde aber sieht man den Franzosen, wie er in seinem eigentlichen Wesen ist: warmherzig, liebevoll, alle seine Empfindungen nach außen kehrend. Das kann Jedermann wahrnehmen und beurtheilen; hinsichtlich der kleinen Einzelheiten, der feinen Unterschiede und Abstufungen freilich, die oft nur nach langjährigem Umgange zu erkennen sind, fehlt uns meistens die Beobachtung und selbst, wenn wir dazu Gelegenheit finden, doch das Vermögen richtiger Würdigung. Schon die Sprache der Franzosen erscheint uns Anfangs befremdlich und unfaßbar; nach und nach aber wird sie uns deutlicher und gewinnt mehr und mehr Anziehungskraft für uns, bis wir schließlich herzlich bewundern, was wir ursprünglich nicht bemerken konnten, oder, wenn wir es bemerkten, doch mißbilligten und unangenehm fanden. Die tausend Kleinigkeiten, die diesen Theil unsers Themas bilden, mit Worten darlegen

zu wollen, wäre ein thörichtes Unterfangen; ohne Andeutung darf es indeß nicht bleiben.

Es ist leichter, sich an einzelne greifbare Factoren zu halten. Kein Volk legt z. B. eine so tiefe Ehrerbietung gegen das Alter an den Tag wie die Franzosen, namentlich ist das Gewand, in das sich diese Ehrerbietung kleidet, nicht blos bewundernswerth, sondern rührend. Ebenso kommt ihnen Niemand in den höflichen Wendungen der Sprache und in der merkwürdigen Geschicklichkeit und Schnelligkeit ihrer Complimente gleich. Ihr esprit ist so voll von à propos, daß sie so leicht nichts in Verwirrung setzen kann; einer ungewissen Lage wissen sie durch eine wohl ersonnene Phrase zu entschlüpfen. Dies mag das nachstehende Beispiel bestätigen. Der alte Herzog von Doudeauville (zu Karl's X. Zeiten besser als Sosthène de la Rochefoucauld bekannt) war ein Typus der grandes manières d'autrefois. Er war das prächtige Muster eines Gentleman und galt als einer der letzten Vertreter des höfisch-feinen Wesens, das mit dem legitimen Königthum verblich. Eines Nachmittags stieg er, von einem Besuche kommend, gemächlich die Treppe hinab, als er einem jungen Manne von zwanzig Jahren begegnete, der, drei Stufen zugleich nehmend, zu dem Salon empor eilte, den jener soeben verlassen hatte. Beide blieben sofort stehen. Der Herzog, als der Aeltere, stellte sich an die Wand, der Jüngling, vier Stufen unter ihm, an das Treppengeländer. Beide verneigten sich tief, Beide hatten den Hut abgenommen, Keiner wollte an dem Andern vorübergehen. „Je vous en prie“,

begann der Herzog, mit seinem Hut nach dem ersten Stockwerk hinauf deutend. „Jamais, Monsieur le Duc“, erwiderte der Andere. Und so ständen sie vielleicht noch heute (die Geschichte begab sich im Jahre 1855), hätte, nach der fünften oder sechsten Aufforderung von Seiten des alten Herrn, der junge Mann die Schwierigkeit nicht durch eine plötzliche Inspiration gelöst. Lächelnd die Knie beugend, begann er die Treppe weiter hinauf zu steigen, indem er sagte: „J'obéis, Monsieur le Duc; l'obéissance est le premier devoir de la jeunesse.“ Das nennen die Franzosen „die Ehre der Flagge erhalten“, selbst in Frankreich aber würde nicht Jedermann eine solche Lösung gefunden haben. Diese Anekdote beweist uns, wie nahe Sprache und Manieren mit einander verwandt sind und wie schwer es ist, in den einen tadellos zu sein, ohne die andere vollkommen zu bemeistern. Die besten Manieren können durch Sprachunbehülflichkeit paralysirt werden; es gibt Lagen im Leben, über die sie allein uns nicht hinwegzuhelfen vermögen und die ebenso nothwendig einer geläufigen Zunge wie eines anmuthigen Benehmens bedürfen. Diesen Abschnitt unsers Gegenstandes müssen wir jedoch für sich allein betrachten; der Einfluß der Sprache ist eine zu wichtige und umfängliche Frage, um in blos gelegentlicher Erörterung abgethan zu werden.

Das Verhalten der französischen Männer gegeneinander trägt ein etwas anderes Gepräge, als das von den Frauen oder in der Gesellschaft beider Geschlechter beobachtete. Wol zeigt sich auch hierin nicht wenig von dem Firniß, von derselben

äußern Eleganz, von den gleichen Höflichkeitsformen, zumal bei oberflächlichen Bekanntschaften, allein da der Zweck nicht der nämliche ist, da der Wunsch, zu gefallen, zwischen Männern und Männern nicht so vorwaltet wie zwischen den verschiedenen Geschlechtern, so folgt hieraus ganz natürlich, daß es sich dabei nicht sowol um das Wesen als um den Schein der Sache handelt. Hier hat der so oft gegen die französischen Manieren erhobene Vorwurf geflissentlicher Täuschung seinen guten Grund, denn die Männer beobachten in ihren gegenseitigen Beziehungen eine Reihe von anscheinend Achtung, Sympathie, Ehrerbietung bezeichnenden Formen, während doch keine solchen oder auch nur ähnliche Empfindungen in ihren Herzen leben. Derselbe Vorwurf gilt, zwar in geringerm Maße, freilich auch von andern Völkern; die nämliche Art von Falschheit ist ein unvermeidliches Uebel unsers gesellschaftlichen Verkehrs, kein Mensch läßt sich durch solche bloße Aeußerlichkeiten täuschen, weil Jedermann weiß, daß nichts Solides dahinter steckt. Diese Aeußerlichkeiten aber sind in Frankreich zu einer so außerordentlichen Entwickelung gediehen, behaupten einen so großen Platz im socialen Leben, bilden einen so eigenthümlichen Zug des Nationalcharakters, daß der Gegensatz zwischen dem, was sie zu sein scheinen, und dem, was sie in Aller Augen wirklich sind, gar zu grell hervortritt. Und dieser Gegensatz gewinnt eine noch größere Bedeutung, wenn man ihn nach den moralischen Ergebnissen bemißt, die ihn begleiten. Jene Eingangs des Capitels geäußerten Betrachtungen drängen sich uns mit besonderer Kraft auf, wenn wir sie auf

die Männer allein beziehen. Bei den Frauen sind wir wol geneigt, Frivolität, oberflächliche Anmuth und leere Form zu entschuldigen; bei ihnen hängen diese Unzulänglichkeiten vielleicht mit der Rolle zusammen, die sie zu spielen haben, und überdies machen sie ihre Fehler durch den Zauber vergessen, den sie ausüben, und durch die wahrhaften Dienste, welche sie der Gesellschaft leisten, indem sie diese durch alle Mittel und Wege zusammenzuhalten trachten.

Für die Männer dagegen können dergleichen Entschuldigungen nicht in Anspruch genommen werden. Die Männer vertreten andere Ziele, andere Pflichten, sie bilden das Volk in der öffentlichen Bedeutung dieses Wortes, und wenn wir die Nation handgreiflich entsittlicht, nicht nur ohne Zusätze und Ueberzeugungen, sondern fast auch ohne Meinungen finden, so sind wir berechtigt, da wo wir von den Manieren sprechen, die Männer mit einem Argwohne zu betrachten, den wir nicht auf die Frauen ausdehnen. Stände in Frankreich sonst Alles auf festem Grunde, wäre politische Ueberzeugung für andere als für individuelle Zwecke vorhanden, gäbe es das Gefühl gegenseitiger Achtung, könnten wir die großen moralischen Bande wahrnehmen, die eine Nation zusammenhalten — alsdann ließe sich ruhig behaupten, daß die Heuchelei der übertriebenen Höflichkeit zwischen Mann und Mann nicht viel auf sich habe und daß die regelmäßige Ausübung öffentlicher Tugenden und die anerkannte Gemeinsamkeit im Streben nach hohen Zielen ihr alle Bedeutung nehmen. Allein wir sehen oder glauben doch zu sehen, daß die Heuchelei uns übertrieben dünkender Manieren viel-

mehr blos einen Theil eines ganzen Systems von Unreellität bezeichnen, in dem leere Worte fast allenthalben die Stelle von Handlungen vertreten, in welchem Pflichtgefühl, Selbstlosigkeit und Ernst nahezu unentdeckbare Eigenschaften sind. Aus diesem Grunde verdienen die Manieren der Männer in Frankreich vielleicht unter die Nationalfehler gerechnet zu werden.

Dennoch fällt uns die Behauptung schwer, daß eine Art und Weise, die so viel des Gewinnenden und Wohlgefälligen umschließt, so Vieles, was zu mildern und zu vereinigen scheint, in Wahrheit nur der Ausfluß jener moralischen Fäulniß sein soll, als die sich so manche andere französische Theorien erwiesen haben. Wäre in den letzten Jahren nicht nahezu Alles zusammengebrochen, so dürften sich die ostensiblen Täuschungen leicht vertheidigen lassen, die in den Manieren unserer Nachbarn eine so hervorragende Stelle einnehmen. Bis 1870 zählte der Gegenstand zu denen, von welchen man wol sagt: „la forme couvre le fond“; bei dem besten Willen und aller Sympathie aber kann man das jetzt nicht mehr behaupten wollen. Grundsatzlosigkeit scheint ein so wesentliches Charakterelement des heutigen Franzosen zu sein, daß wir nicht umhin können, auch seine Manieren mit dem Mistrauen anzusehen, das uns die gesammte sittliche Verfassung des Landes einflößt. Wo Alles oder doch so ziemlich Alles bankerott, wo die nationale Thätigkeit unter das Maß herabgesunken ist, das wir anderswo finden und von einzelnen Modificationen abgesehen, bisjetzt auch in Frankreich zu finden meinten, da können die Manieren der

Nation nicht von der großen Masse getrennt werden; wir müssen sie im Gegentheile als eines der äußern Anzeichen eines innern Zustandes betrachten, nicht als den specifischen Ausdruck reiner Höflichkeiten. Ist es wahr, was wir oben von der engen Verbindung zwischen Charakter und Manieren gesagt haben — und es läßt sich nicht wol absehen, wie dies bestritten werden kann — so fällt der Werth der Manieren nothwendig auch mit dem Werthe des Charakters. Die Frauen können wir dabei unberücksichtigt lassen, haben sie doch, wie erwähnt, ihre eigenen Bräuche und eigenen Ziele, auch die studirte Ehrerbietung mögen wir immerhin gutheißen, die den Frauen von den Männern erwiesen wird, wir haben es hier einzig und allein mit diesen letzteren selbst zu thun. Wenn Männer, nachdem sie sich kaum von einander bis zur Erde verneigt und alle Feinheiten der Rede, alle Arten der Schmeichelei erschöpft haben, so wie sie von einander gegangen sind, sich gegenseitig schmähen und verlästern, so kann man dem Beobachter unmöglich zumuthen, daß er ihnen oder ihren Manieren großes Vertrauen schenken soll, jetzt, wo ihr öffentliches Sein und Thun dieselbe unlogische Wesenlosigkeit bekundet. Es ist daher fast erquickend zu gewahren und mag immerhin als ein hoffnungsvolles Zeichen aufgefaßt werden, daß in einzelnen Fällen Einfachheit, Natürlichkeit und selbst ein Schein von Derbheit in Gebrauch kommen, als sträubten sich die besser gearteten Gemüther gegen die Fortsetzung der alten Heuchelei. Noch gilt Förmlichkeit zwar als Regel, als fast allgemeines Gesetz, schon tauchen indeß hie und da Ausnahmen davon

auf; und ohne nur einen Augenblick die Annahme von Gleichgültigkeit und Kälte oder die vollständige Beseitigung jener feinen Formen vertheidigen zu wollen, die ehedem die sogenannten „großen Manieren“ ausmachten, müssen wir doch hervorheben, daß uns die eigenthümliche Lage, in der sich Frankreich augenblicklich befindet, eine Verringerung der Höflichkeitsheuchelei unter Männern nicht blos zu gestatten, sondern zu gebieten scheint.

Darin liegt das ganze moralische Interesse des Gegenstandes. Wol gab es eine Zeit, da bloße Formen ein nothwendiges Element der feinen Bildung abgaben, allein die gesammte Organisation der Gesellschaft hat sich inzwischen dergestalt verändert, daß dies Argument der Nothwendigkeit in unserer Zeit nicht mehr geltend gemacht werden kann. Noch fehlt es nicht an Gesetzen, welche die Bedingungen unseres gegenseitigen Verkehres regeln, überall jedoch neigen sich diese Gesetze der Natürlichkeit und Einfachheit zu, die Aufrechthaltung eines bedeutungslosen Ceremoniels läßt sich daher nicht länger rechtfertigen. Und doch dürfen wir kaum erwarten, daß eine augenfällige Umwandelung der Manieren eine der Folgen von Frankreichs jüngstem Verhängnisse sein werde. Hätte dies Verhängniß in anderen und ernsteren Fragen Erfolge zuwege gebracht, so ließen sich über die Wirkungen Betrachtungen anstellen, die von ihm auch in dem verhältnißmäßig geringfügigen Bereiche bloßer Formen zu erwarten wären. Da aber, soviel wir sehen können, Frankreich seit dem Sommer von 1870 überhaupt „nichts gelernt und nichts vergessen“ hat, so wäre es thöricht, annehmen

zu wollen, daß in den äußeren Gebräuchen seiner Männer irgend ein wesentlicher Umschwung eintreten werde.

Im Betreff seiner Frauen möchten wir auch keinen Wechsel wünschen. Wenn wir sie genau kennen gelernt, wenn wir uns an sie gewöhnt haben, dann fühlen wir die Eigenthümlichkeiten nicht mehr, die uns Anfangs an ihnen so auffällig waren; wir vergessen unsere Vorurtheile und acceptiren die Uebertreibungen, die den Neuling so seltsam berührten. Erst dann können wir billig urtheilen und genau vergleichen; erst dann sind wir im Stande, jene specifisch französische Erscheinung „Reiz" zu würdigen, erst dann vermögen wir die Arten und Grade des Vergnügens zu ermessen, das uns die Manieren der feiner gebildeten Französinnen bereiten. Die politische Lage eines Landes, wäre sie auch noch so übel, kann unmöglich als Motiv zur Beseitigung anmuthiger Höflichkeiten zwischen Männern und Frauen oder als Beweisgrund gegen die Waffen angeführt werden, welche so viele Französinnen mit so merkwürdiger Geschicklichkeit zu handhaben verstehen. Für die Männer aber liegt, wie gesagt, die Frage anders — ihren Manieren thut Offenheit und Ehrlichkeit noth, wenn Frankreich die moralische Wiedergeburt erfahren soll, deren es so dringend bedarf.

Der Widerspruch zwischen den französischen Manieren und der moralischen Verfassung, die wir der Nation würden nachrühmen müssen, wären jene Höflichkeiten Wesen, nicht blos Schein, ist übrigens keineswegs neuen Datums. Der französische Charakter, die französischen Vorzüge und Män-

gel sind seit Jahrhunderten die nämlichen geblieben. Die letzten Ereignisse haben sie wol in grellere Beleuchtung gerückt, nicht aber geschaffen. Die Geschichte lehrt uns, daß in der in Rede stehenden Beziehung das französische Volk heute noch ganz so ist, wie es in den Tagen des Königs Ludwig XIII. war. Seitdem es seine Manieren erfand, bestand auch der Gegensatz zwischen seiner innern Beschaffenheit und seinen äußern Kundgebungen: schimmernde Oberfläche und Grundsatzlosigkeit darunter. Das gegenwärtige Geschlecht hat diesen Zwiespalt geerbt und fortgebildet; darauf beschränkt sich der Tadel, den es verdient. Es fand eine Ueberlieferung vor, eine gewinnende, freundliche Ueberlieferung, deren ganzer Anstrich wohlthuend war, und pflegte sie als eine der von seinen Vorfahren überkommene Glorie Frankreichs, ohne sich darum zu kümmern, ob sie auf Wahrheit fußte oder nicht. Und nun dreht sich die Frage um Wirklichkeit und reizenden Schein. Alte Vorliebe uud alte Gewohnheiten sind so mächtig, daß der reizende Schein jedenfalls seinen Platz behaupten wird, denn die ganze Race müßte ihre Natur ändern, ehe sie zugeben würde, daß die Wirklichkeit ein noch größerer Vorzug ist.

Sechstes Kapitel.

Die Sprache.

Würden die Völker der Erde zu einem allgemeinen Plebiscit zusammenberufen, um abzustimmen, welches die am tiefsten eingewurzelte Gewohnheit ist, die jedes von ihnen besitzt, so würde sich die Mehrzahl jedenfalls nicht für das Tabakrauchen oder eine besondere Kleidermode oder gewisse Speisen, nicht einmal für das tägliche Schlafengehen aussprechen, sondern die Bewohner sämmtlicher fünf Welttheile zweifelsohne sich dahin vereinbaren, daß die Gewohnheit der Muttersprache tiefer gewurzelt ist, als jedwede andere Sitte oder Gepflogenheit. Wahr ist es allerdings, daß man seine Muttersprache gänzlich vergessen kann, in solchem Falle aber tritt irgend ein anderes Idiom an ihre Stelle, dessen Gebrauch ein ebenso absoluter wird, als hätten wir ihn von jeher ausgeübt. Und wenn, was immer nur äußerst selten vorkommt, mehrere Sprachen mit fast gleicher Geläufigkeit gesprochen werden, selbst dann ist es doch stets eine von ihnen, die man unbewußt bevorzugt, welche die eigentliche Gedankenvermittlerin bildet, immer

nur eine, in der wir, ohne daß wir es vielleicht selbst recht wissen, zählen, fluchen und beten. Diese drei Aeußerungen geben das Kriterium ab; sie zeigen die alte Gewohnheit, die unbewußte Wahl an, sie verrathen die Abstammung oder, unter allen Umständen, das Land, in dem der Sprecher groß geworden ist. Wir mögen uns anderer Idiome als unserer heimischen so weit bemächtigen, daß wir in denselben denken, wenn wir uns ihrer im Umgange mit anderen Personen bedienen; allein so wie wir in leidenschaftliche Erregung gerathen, so wie wir mit unserm Gewissen allein sind oder uns Ziffern gegenüber befinden, alsbald fallen wir in die eine Sprache zurück, welche die uns eigentlich angestammte ist, und thun dergestalt den Quell dar, aus dem wir unser erstes Wissen schöpften. Selbst, wenn wir anerkennen, daß unsere Gedanken in anderen Idiomen einen bessern Ausdruck finden würden, gehorchen wir doch der frühzeitig geübten Gewohnheit.

Ein so durchdringender, so beständiger, so übermächtiger Einfluß kann in und um uns nicht füglich bestehen, ohne noch Anderes zu berühren als die bloßen Worte, die wir gebrauchen; sicher muß er sich ebensowol auch auf unsern Charakter erstrecken. Die Form, in der wir unsere Gedanken zu kleiden pflegen, müssen bis zu einem gewissen Grade auf diese Gedanken selbst rückwirken, so daß die nationalen Sprachverschiedenheiten vielleicht als eine der mittelbaren Ursachen der Verschiedenheit des Nationalcharakters gelten dürfen. So lange freilich die Sprachen noch in ihrem Bildungsprocesse begriffen waren, folgte die Be-

wegung natürlich einer andern Richtung, war es der Charakter, welcher die Sprache bestimmte und ihr Leben und Gestalt verlieh; erst seitdem jeder Volksstamm eine endgültig festgestellte Ausdrucksweise erlangt hat, in der seine jugendlichen Geschlechter aufwachsen, seitdem erst kann die hier angedeutete Reaction eingetreten sein, erst seitdem können die verschiedenen Idiome sich zu ihrer gegenwärtigen relativen Vollkommenheit entwickelt haben, seitdem erst sind sie im Stande gewesen, auf ihre Bildner und deren Gedankengang zurückzuwirken.

Die Folgen einer solchen Bewegung müssen sich selbstverständlich bei den Völkern am meisten fühlbar machen, die viel sprechen, denn die Macht des Einflusses kann nur dem Gebrauche entspringen und nur durch den Gebrauch wachsen. Da nun die Franzosen wahrscheinlicher Weise die größten Sprecher auf der Erde sind, so muß jener Rückschlag bei ihnen zu seiner entschiedensten Wirkung gelangen. Ist dies aber wahr, so sind die Franzosen nicht mehr die wahren Herren ihrer Sprache, im Gegentheile ihre Sprache wird zu ihrer Herrin, nicht materiell, sondern moralisch, nicht in den Redewendungen, deren sie sich bedienen, sondern indem sie in bisher unbemerkter Weise ihre Gedanken nach diesen Formen modelt. Freilich läßt sich eine solche Wirkung nur schwer nachweisen und noch schwerer in ihrem Verlaufe verfolgen, denn, wenn auch Niemand in Abrede stellen wird, daß zwischen dem Charakter seiner Nation und ihrer Sprache ein bestimmter Zusammenhang obwaltet, daß der erstere ursprünglich die letztere geformt hat, so mögen

wir doch nicht gern einräumen, daß das Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung sich möglicher Weise umkehrt und daß die Sprache uns zu gestalten beginnt, wie sie selbst einst von unseren Urältervätern gestaltet worden ist.

Und doch, fassen wir den Gegenstand in seiner weitesten Bedeutung, betrachten wir den Einfluß der Sprache nicht allein in Literatur und Kunst, sondern auch in Politik und Geschichte, geben wir zu, wie wir das nicht umhin können, daß, „die Sprache das sicherste Mittel zu dauernder Herrschaft darbietet“, erkennen wir an, daß „große Schriftsteller große Eroberer sind“ — so müssen wir schließlich zugestehen, daß das Schicksal der Nationen vielleicht von der Sprache beeinflußt wird, die sie sprechen, und werden es etwas leichter finden, die minder sichtbare und oft rein individuelle Wirkung zu entdecken, welche die Gewohnheit unsrer täglichen Rede in uns Allen hervorbringt. Die Fähigkeit, höfliche Gedanken in anmuthigen Worten auszudrücken, leitet die Menschen selbst wol zur Höflichkeit an, die Gewohnheit abstracter Bezeichnungen führt am Ende zu träumerischen Grübeleien, und seltsame Neuwörter können eine eigenthümliche Literatur hervorrufen. Franzosen, Deutsche und Amerikaner scheinen diese drei Hypothesen zu illustriren und darzuthun, daß dieselben wol nicht allen Grundes entbehren.

Ist die Sprache derart in der That Ursache und nicht blos Wirkung, so leuchtet ein, daß sie nothwendig sehr fruchtbar sein muß, da sie sich ja in unaufhörlicher Thätigkeit befindet, namentlich bei einer Nation von Schwätzern, wie

dies die Franzosen sind. Dort behaupten vertrauliche Redewendungen ihre vollste Kraft und bilden einen wichtigen Bestandtheil des täglichen Lebens; dort, wenn irgendwo, führt der tägliche Gebrauch einer von der Mutter auf die Tochter übergehenden Phraseologie zu der Denkweise, welche diese Schönrederei am besten ausdrückt. Der Mann, der die nämliche Lüge so oft erzählt, daß er schließlich selbst sie für wahr hält, ist blos ein Beispiel dieser Art von Wirkung — die häufige Wiederholung der nämlichen Worte überzeugt ihn am Ende. Und so ist es in andrer Gestalt zweifellos mit der ganzen Masse unserer täglichen Rede; wir gewahren ihren Einfluß zwar nicht, dieser Einfluß ist jedoch ein unaufhörlicher und muß uns im Laufe der Zeit Alle unterjochen. Dies Moment, dessen Bedeutung sich nicht ableugnen läßt, verleiht dem Studium der modernen Sprachen ein neues Interesse und der Ergründung ihrer Unterscheidungsmerkmale mehr denn je einen praktischen Werth. Die französische Sprache bietet für Engländer — und Deutsche — ein besonderes bequemes Forschungsgebiet dar, einestheils weil die meisten von uns etwas davon verstehen, und mehr noch, weil der Charakter des Idioms von dem unsrer eignen und überhaupt jeder germanischen Zunge genugsam abweicht, um seine Eigenthümlichkeiten durch den Contrast schärfer hervortreten zu lassen.

Das eigentliche Interesse des Gegenstandes liegt indeß nicht in den Verschiedenheiten des grammaticalischen Baus der beiden Sprachen, diese Seite der Frage ist schon lange erschöpft und wirft überdies nur wenig Licht auf die Natur

des französischen Volkes, so weit diese sich in seinen Reden offenbart. Die Zeichen des Nationalcharakters treten viel deutlicher in kleinen Einzelheiten der Conversation zu Tage, mit denen die Grammatik nichts zu thun hat — in üblichen Phrasen, in Sprüchwörtern, Vergleichungen und Ausrufen, in Localbezeichnungen und in neuen Worten, die der Zufall geboren haben mag, die aber zur Gewohnheit werden und in Gebrauch kommen, weil sie einem Bedürfnisse entsprechen. Die Conjugation der Zeitwörter 2c., die in den romanischen eine so durchaus andere ist wie in den germanischen, in der französischen Sprache zumal so ganz anders wie in der englischen, theilt den Franzosen keine ihnen specifische Eigenthümlichkeit mit. Wol erzeugt sie eine gewisse Feinheit der Nüancirung, von der wir keinen Begriff haben, allein sie ist kein Monopol Frankreichs; ein Dutzend anderer Länder besitzt sie auch. Wer von uns ihren Werth kennt, der beklagt ihre Abwesenheit in unserer Sprache wol ebenso wie das Fehlen der Declination bei unseren Nennwörtern, wird sie aber sicherlich nicht als einen der besonderen Vorzüge betrachten, welche die Franzosen vor anderen Nationen auszeichnen. Die Unzulänglichkeit des Ausdrucks, der Mangel der feineren Töne und Farben, die aus dem ärmlichen Systeme unserer Hülfszeitwörter hervorgehen, liegen klar genug vor Augen; dies ist jedoch eine nur uns Engländern eigenthümliche Mangelhaftigkeit, während die weit anmuthigeren und vollkommeneren Modulationen, die durch eine directe Wandlung jedes Verbums in Zeit und Person je nach dem Gebrauch, den man von ihm zu machen hat,

hervorgebracht werden, allen anderen Nationen außer uns angehören und folglich kein Sondervorrecht Frankreichs bilden. In einer andern grammaticalischen Beziehung aber ist die französische Sprache, freilich in Gemeinschaft mit den meisten romanischen Idiomen, den germanischen Sprachen überlegen, darin nämlich, daß sie das Substantiv dem Adjectiv vorausgehen läßt. Einem englischen oder überhaupt germanischen Ohre, das an den entgegengesetzten Gebrauch gewöhnt ist, scheint dies Anfangs keinerlei Art von Vorzug zu bedeuten, wird jedoch der Grundsatz genauer und vorurtheilslos betrachtet, so erhellt seine Vorzüglichkeit klar und deutlich. Das durch das Substantiv bezeichnete Subject ist die Hauptgrundlage aller beschreibenden Sätze; die durch das gebrauchte Adjectiv ausgedrückte Qualification des Subjectes blos nebensächlich; sie gibt die äußere Erscheinung, den Charakter, die Natur, nicht aber das Ding selbst an. Gewiß ist es mithin eine vernünftigere, richtigere und wirkungsvollere Satzanordnung, auszudrücken, was das Subject ist, ehe wir diesem seine Eigenschaften beilegen. Das aber thun die Franzosen, wir nicht. Die Franzosen sagen „un cheval noir“, wir „ein schwarzes Pferd.“ Die Franzosen heften unsre Aufmerksamkeit sogleich auf die Thatsache, daß es ein Pferd, nichts Anderes als ein Pferd ist, wovon sie sprechen, während wir mit der Erwähnung einer Farbe beginnen, die allen nur erdenklichen Gegenständen zukommen kann und keineswegs nothwendiges Attribut eines Pferdes ist. Hält der Franzose inne, nachdem er „Pferd“ gesagt hat, so ist sein Satz absolut vollständig,

soweit dessen wesentlicher Inhalt in Frage kommt; seine Zuhörer können über das, was er sagen will, nicht im Irrthume sein; wenn wir jedoch unsere Stimme sinken lassen, nachdem wir „schwarz" gesprochen haben, so lassen wir unsere Zuhörer im Unklaren, was für ein schwarzes Ding wir im Auge haben, kann es doch ein Hut, eine Kohle, die Nacht oder ein Neger sein. Wol mag der Context des unvollendeten Satzes im Allgemeinen oder annähernd andeuten, welche Gattung von Substantiv wir nennen wollen, selbst dann aber bleibt noch für eine Menge von Zweifeln hinsichtlich des unausgesprochenen besonderen Wortes Spielraum genug übrig. Wir brauchen keine weiteren Beispiele anzuführen, denn alle wären doch die gleichen; dies eine genügt, uns darzuthun, daß die Bezeichnung des Gegenstandes selbst, von dem wir sprechen, vor der Angabe seiner Eigenschaften wesentlich dazu beiträgt, unsrer Rede Ausdruck zu verleihen und das dabei vor allen Dingen nothwendige Ziel zu erreichen, die Aufmerksamkeit unserer Zuhörer von vornherein auf den Gedanken zu lenken, den wir ausdrücken wollen.

Und doch kommen jene wunderlichen, unerklärlichen Launen, jene sonderbaren Ausnahmen, die in den Sprachen so gut vorhanden sind wie in Allem um uns her, nicht selten dazwischen, die Stellung des Adjectivs im Französischen zu verändern. Zwei bestimmte Fälle abgerechnet, gibt es indeß hierbei keinerlei Regeln, außer die, wo die Bedeutung des Adjectivs selbst von der Stelle abhängt, die es einnimmt. Un homme brave ist brav im englischen

Sinne des Wortes; un brave homme ist einfach ein gutmüthiger Bursche; ähnliche Bedeutungsverschiedenheiten gibt es zwischen honnête homme und homme honnête, femme grosse und grosse femme, pauvre homme und homme pauvre, sage femme und femme sage. In diesen und einigen anderen Fällen mögen Dictionaire und Grammatik den schwankenden Ausländer leiten, blos lange Gewohnheit aber wird ihn lehren, daß, wenn er ein schwarzes Pferd auch als un cheval noir zu beschreiben hat, er doch nothwendig un beau cheval sagen muß; daß une belle robe und une robe blanche, un gros livre und un livre amusant, une grande femme und une femme aimable mit einem Hundert ähnlichen widersprechenden Redeweisen alle gut französisch sind und nicht anders ausgedrückt werden können. Diese Fälle beschränken sich indeß auf Adjective, die Schönheit oder Umfang bezeichnen, die beiden oben angedeuteten Ausnahmen sind nicht zahlreich genug, um die Regel zu modificiren. Zwar ist es in den letzten Jahren zu einer Art von Mode geworden, ihre Zahl vergrößern zu wollen, zwar bestreben sich insbesondere affectirte Weiber, Adjective zu häufen, bevor sie das Hauptwort aussprechen, allein der Instinct der Nation hat die versuchte Neuerung zurückgewiesen, das Volk fühlt, daß gut ist, was es hat, und will es nicht ändern, und mögen noch so schöne Lippen ihm das Beispiel geben, indem sie ausrufen: „quelle charmante, adorable, séduisante créature!“ es weigert sich entschieden, dem Beispiele zu folgen, und bleibt hartnäckig dabei, zuerst créature zu sagen und nachher die Vorzüge

namhaft zu machen. Sprachliche Launen schlagen in Frankreich keine Wurzel. Seit dem Directorium und seinen „Incroyables“ ist in der That kaum ein Versuch zur Veränderung von Phraseologie oder Aussprache gemacht worden. Wol hat die Orthographie kleine Veränderungen erfahren, Form und Klang aber sind im Wesen unverändert geblieben trotz der Angriffe von Zeit und Mode. Natürlich ist die Opposition wider die Umstellung der Adjective nur eine unbewußte, ebenso wie die entgegengesetzte Tendenz bei uns unbemerkt obwaltet. Kein Mensch denkt an dergleichen Dinge, ehe man seine Aufmerksamkeit darauf lenkt, wenn aber ein wißbegieriger Reisender einen normännischen oder gascognischen Bauer fragt, warum er das Substantiv voranstellt, so wird ihm sicherlich, unter vielem Lachen, als wäre der Spaß des Dinges ungeheuer, meistens der Bescheid werden: „Wie können Sie denn wissen, wovon ich spreche, wenn ich's Ihnen nicht sage?“ Ein englischer Landmann würde wahrscheinlich arg in Verlegenheit gerathen, richtete man die umgekehrte Frage an ihn. Selbst jene lebhaften Schulkinder, die auf dreihundert Fragen eine Antwort in Bereitschaft haben, würden zweifelsohne die Erwiderung schuldig bleiben, wenn ein neugieriger Besucher so unbescheiden wäre, sie darüber zu examiniren. Kann also der Franzose für die Gestalt des Satzes, den er gebraucht, einen Grund angeben, während der Engländer dies nicht vermag, so liegt in diesem einfachen Umstande doch wol ein Argument zu Gunsten des französischen Sprachgebrauchs. Sieht es, von allem Andern abgesehen, nicht aus,

als wenn in dieser Beziehung die Natur sowol wie der gesunde Menschenverstand gegen uns wären? Als Kunstregel scheint der französische Gebrauch jedwede Discussion auszuschließen; da aber die große Masse des Volkes von Kunst nicht das Geringste versteht und lediglich durch die Gewohnheit geleitet wird, so spricht es nicht wenig zu ihrem Gunsten, wenn die Gewohnheit durch Beweisgründe unterstützt werden kann.

Unsere Nachbaren sind uns sprachlich indeß noch in anderer und weit erheblicherer Weise überlegen. Sie besitzen und gebrauchen als Nation ihre Sprache mit einer Vollkommenheit und Geschicklichkeit, die nur Wenige von uns mit ihrem Englisch erreichen. Es ist keine übertriebene Behauptung, wenn wir sagen, daß, im Großen und Ganzen genommen, wir nicht wissen, wie wir sprechen sollen. Wir sind eine schweigsame Race; selbst in den gebildeten Classen wird die Conversation nicht, wie in Frankreich, für ein Lebenselement erachtet; unsere Kinder werden nicht zum Plaudern erzogen, von ihren Müttern nicht dazu angeleitet, ihre Worte zu wählen und ihre Phrasen zu drechseln. Leichtigkeit des Ausdruckes gilt bei uns nicht als unentbehrlich, sind doch Viele von uns froh, wenn sie ihren Mund halten können; nicht mittheilsam von Natur, bemühen wir uns auch nicht, unsere Schweigsamkeit abzulegen. Die Franzosen dagegen handhaben ihre Worte mit nie fehlender Gewandtheit. Ihre Sprache ist ein Instrument, an welches sie dermaßen gewöhnt sind, daß sie es in aller möglichen Art gebrauchen können; ihre Sprachgeläufigkeit ist uner-

schöpflich, und im Allgemeinen sprechen sie mit Anmuth und mit gramaticalischer Correctheit. Wir denken hier nicht an die Natur der ausgedrückten Gedanken und noch weniger an die eigentliche Beredsamkeit und ihre mancherlei Gestalten, wir haben nur die unteren Gesellschaftsschichten im Auge, denn besonders in den ungebildeten Volksclassen kommen die nationalen Tendenzen am ersichtlichsten zur Erscheinung. Frankreich ist bis zum Ueberflusse voll von Menschen, die kaum jemals zu sprechen aufhören und die, durch die bloße Praxis, wenn nicht durch angeborene Geschicklichkeit, eine Leichtigkeit und Angemessenheit des Ausdruckes erlangen, mit denen sich kein anderes Volk messen kann. Sie mögen den ganzen Tag lang Unsinn reden, in Allem, was sie sagen, mag nicht ein einziger Gedanke des Merkens werth sein, aber sie ergießen ihre Aussprüche in einem endlosen Strome und in einer Form, die da beweist, daß sie ihre Sprache jedenfalls gründlich kennen.

Dies Vermögen ist sicherlich einer der hervorstechendsten Züge des französischen Lebens; wohin wir nnsere Ohren auch wenden, überall begegnen wir ihm in verschiedenen Graden und Stadien der Entwickelung. Vom Kinde bis zum Greise spricht Jedermann, und, soweit es nur auf die Worte selbst ankommt, spricht er gut. Ob die höheren Classen im Allgemeinen besser sprechen, als in andern Ländern, läßt sich schwer entscheiden, denn die Antwort auf diese Frage hängt zum großen Theile von zufälligen Erfahrungen und von persönlichen Neigungen und Sympathien ab. Kaum zu bestreiten aber dürfte es sein, daß die bessere

Art von Französinnen mit einer Lebendigkeit, einem Schwunge, einer Leichtigkeit in Auffinden von Aehnlichkeiten und Gegensätzen und immer so treffend und „zur Sache" sprechen, daß ihr Geplauder dem sehr nahe kommt, was wir unter „brillant" verstehen, und manche von ihnen in der That an die Vollkommenheit streifen. Es kann dies auch nicht Wunder nehmen. Wo man beständig den Zweck im Auge hat, zu erheitern und zu ergötzen, da müssen die Mittel am Ende diesem Zweck entsprechen lernen; Ursache und Wirkung werden gewissermaßen identisch, man spricht um zu lachen, und lacht, weil man spricht.

Ist das nicht eine liebe und beneidenswerthe Eigenschaft? Kann der Charakter eines Volkes wol auf die Dauer von solchen Einflüssen unberührt bleiben, und müssen die Heiterkeit, die Sorglosigkeit und vielleicht selbst die Frivolität der französischen Natur durch dies reizende Frauengeplauder nicht genährt und erhöht werden?

Leider sind die Französinnen sich darin nicht alle gleich; sprechen sie auch sammt und sonders geläufig, so doch nicht alle ergötzlich. Wäre dies der Fall, so würde Frankreich von einem Ende bis zum andern sein, was es blos hier und dort ist — die Heimat der vorzüglichsten Gesellschaft in Europa. Wer aber das Glück hat, auf eine Französin dieses ausgezeichneten Schlags zu stoßen, der kann nicht leicht dem Zauber widerstehen, den sie ringsum verbreitet. Derartige Mustergestalten von Französinnen leben unvergänglich in unserem Gedächtnisse, wäre es doch schier unmöglich, den tiefen Eindruck zu vergessen, den sie auf uns

hervorgebracht haben. Ihre Beherrschung der Worte ist wunderbar und von einer derartigen Fluth von seltsamen Vergleichungen, unerwarteten Bildern, eigenthümlichen Erläuterungen, frappanten Paradoxen und bunten Phantasien begleitet, daß die Vereinigung aller dieser Elemente augenblicklich die Luft zu erfrischen und zu erheitern scheint und zweifelsohne dem Zuhörer einen neuen Begriff von der Macht der Worte gibt. Die Zeit schwächt diesen Eindruck nicht, die Gewohnheit stumpft nicht dagegen ab; weil wir ihn immer nur selten empfangen, so bleibt er schon durch viele Seltenheit lebendig. Selbst, wenn er jedoch allgemein wäre, würde er sich kaum wieder verwischen, ist doch seine Ursache so durch und durch angenehmer Natur, daß keine Gewohnheit im Stande wäre, uns gegen seine Reize unempfindlich zu machen.

Die Männer besitzen dies eigenthümliche Vermögen nicht in gleich hohem Grade; zwar kennen die meisten ihre Sprache gut, und sind, so weit es das rein Technische angeht, ebenso productiv wie die Frauen, allein mit seltenen Ausnahmen verstehen sie die Formen nicht so capriciös und ausgiebig zu handhaben. Ihre Bilder sind minder phantastisch, ihre Gegensätze weniger lebendig, ihre Ergießung ist nicht so gewaltig. Die Frauen sind es, welche die Sprachfähigkeit der Nation am besten vertreten, sie sind es, die uns praktisch zeigen, was Aufnahme, Aneignung und Wiedergabe von anderer Leute Gedanken vermögen, um den Anstrich umfassenden Wissens und wohlverdauter Ideen zu er-

zeugen. Die Französinnen lesen nicht, wenigstens nicht in unserm Sinne des Wortes, und dennoch scheinen viele von ihnen von Allem etwas zu verstehen. Eine geübte Pariserin setzt so leicht nichts in Verlegenheit. Wendet sich die Unterhaltung auf Thatsachen oder Gegenstände, von denen sie nie zuvor gehört hat, so hört sie wol eine Minute ruhig zu und stürzt sich dann mitten in die Sache, verbreitet sich rechts und links, begeht Anfangs vielleicht wundersame Irrthümer, die sie indeß durch geschicktes Hin- und Herreden zu verdecken weiß, endet jedoch in der Regel mit einer so eigenthümlich richtigen Schätzung der erörterten Frage, daß man schließlich sich nicht des Gedankens erwehren kann: „das Weib ist wahrhaft erstaunlich; nichts kann es in Verwirrung bringen.“ Das eigentliche Lernen der Französinnen hört fast durchgängig mit ihren Schultagen auf, allein jene famose Theorie der „Erziehung durch den Umgang“, die sie mit so vollendeter Geschicklichkeit ausüben, geht durch ihr ganzes Leben fort und ist die eigentliche Quelle des elastischen Wissens, von dem so viele von ihnen sich wenigstens den Anschein zu geben wissen. Dies wäre aber nicht wol möglich, wären sie nicht ebenso gute Zuhörerinnen wie Sprecherinnen. Sie nehmen neue Begriffe von den Lippen Anderer, kleiden sie dergestalt um, daß Niemand ihre Hülle durchdringen kann, und präsentiren sie dann als ihr eigenes Geisteseigenthum. Von den vielen glänzenden Eigenschaften der Race sind nur wenige so werthvoll wie diese. Sie tritt in Wirksamkeit, sowie zwei Menschen beisammen sind; denn Zwei heißt plaudern, und plaudern und

neue Gedanken auffammeln sind bei den französischen Frauen Eins und dasselbe.

In verschiedenem Grade zeigt sich diese Anlage durch das ganze Land — die gesammte Nation ahmt nach, aber der Erfolg hängt von Stellung und Geschicklichkeit des Darstellers ab. Die unteren Schichten haben keine Zeit, ihren Witz und ihre Zunge zu schärfen. Der Proceß bleibt doch immer ein Luxus, denn er läßt sich schwerlich vollbringen ohne Mithülfe von hinreichender Bildung, Gelegenheit und beständiger Aufmerksamkeit. Wie so viele andere Entwickelungen der menschlichen Natur, erfordert er die Ruhe und die mannigfachen Erleichterungen, die das Geld allein zu beschaffen vermag. Ein Landmädchen birgt in sich vielleicht ein heiliges Feuer, welche ein schwacher Hauch von Gelegenheit und Beistand zu hellen Flammen entfachen würde; woher soll dieser Hauch aber kommen? Die Nachahmungsfähigkeit wächst mit der Uebung; ohne Uebung schläft er oder erstirbt sogar. Selbst wenn wir, was doch nicht stichhaltig ist, annehmen, die Anlage des geschickten Sprechens sei jedem Franzosen angeboren, so müßte diese Anlage doch durch den bloßen Mangel von Uebung niedergehalten werden. Geläufigkeit und Zungenfertigkeit hängen indeß nicht vom Zufalle der Geburt ab. Wol gewinnen sie durch Nacheiferung; da aber dergleichen zu befolgende Beispiele durch ganz Frankreich, in Hütten und Weinschenken so wol wie in Schlössern und Pariser Salons sich finden lassen, so leiden jene Eigenschaften auch nicht, weil es ihnen an Mustern fehlte] wie das bei dem wirk-

lich guten Sprechen der Fall ist. Und so treffen wir sie allerwärts an; fast jedem Munde entströmen sie, und Männer und Frauen helfen einander, daß das Geplauder nicht zum Stillstande kommt.

Sie wissen es jedoch nicht. Sie haben keine Idee davon, daß sie immer dabei sind. Erinnert sie zufällig Jemand daran, so erwidern sie wol, daß sie die Gesprächigkeit für etwas ganz Natürliches halten — ja gewissermaßen für eine Pflicht. Einem Franzosen gilt es als Glaubenssatz, daß ihm seine Stimme zu möglichst fleißigem Gebrauche verliehen sei; er kann nicht begreifen, daß es unter Umständen eine Tugend ist, seinen Mund zu halten. Mit einem Lächeln verachtungsvollen Mitleides führt er das Sprichwort des von ihm besiegten Arabers an: „Reden ist Silber, aber Schweigen ist Gold.“ Ihm vertritt das Reden alle edlen Metalle und die Diamanten obendrein. Etwas Werthvolleres kann er sich nicht denken, auch nichts, was eine unumgänglichere Nothwendigkeit bildete. Seine Lebensauffassung ist eine andere als die unsrige — das Alleinsein kann er nicht ertragen; der Verkehr mit seines Gleichen macht den Hauptgegenstand seines Lebens aus; fort und fort hat er eine Theorie zu erörtern oder eine Neugier zu befriedigen. Man nehme ihn, wo man wolle, durch die ganze gesellschaftliche Stufenleiter kommt das gleiche unerbittliche Bedürfniß zu Tage. Auf den Pariser Boulevards oder auf den staubigen Straßen der Provence, an der feuchten Küste der Bretagne oder in den Fabriken von Lille, — mit seltenen Ausnahmen ist er überall der nämliche.

Klima oder Beschäftigung machen ihm nur geringen Unterschied. Beide Geschlechter und alle Lebensalter stimmen im Wesentlichen darin überein, daß Männer und Frauen zum Sprechen geboren sind.

Beurtheilen wir den Franzosen nicht nach uns selber. Es ist weder vernünftig noch praktisch, die Gewohnheiten und Anordnungen des Vereinigten Königthums auf den ganzen übrigen Erdball anwenden zu wollen. Für uns sind sie wunderbar gut — sie haben uns zu großem Gedeihen und großer Macht verholfen, dürften aber anderswo vielleicht nicht dieselbe Wirkung thun. Ohnedies repräsentiren alle unsere Inseln (Man, die Orkneys und andere Felsen eingeschlossen) blos etwa ein Sechszehnhundertstel der Erdoberfläche, eine Thatsache, die uns Bescheidenheit lehren sollte. Wenn wir es für Unrecht halten, daß der Franzose den ganzen Tag lang plaudert, weil wir mit Schweigen besser fahren, so müßten wir logisch das gleiche Argument auch auf alles Andere anwenden, was wir nicht thun, und wider die Sitten jeder Nation Einwand erheben, die sich nicht der Kidderminster Teppiche, des gekochten Hammelfleisches und des Regenschirmes bedient. Da sich aber dies Argument nicht wol allgemein gebrauchen läßt, so sollten wir es dem Franzosen auch nachsehen, wenn er täglich seine achtzehn Stunden plaudert. Wir müßten anerkennen, daß ihm das Reden ein außerordentlicher Genuß, daß es eine der Hauptursachen seiner Fröhlichkeit ist, daß es sein häusliches Leben in einer uns völlig unbekannten Weise erheitert, daß es die Familienbande befestigt, indem es ein

fortwährendes Bedürfniß gegenseitigen Zusammenseins schafft, und daß es zur Entwickelung des Verstandes, zur Correctheit, Gewandtheit und Eleganz der Conversation nicht am mindesten beiträgt. Einzig und allein die Uebung macht den Meister, und schon aus diesem Grunde, wenn aus keinem andern, verdient die Gewohnheit des häufigen Sprechens Ermunterung.

Den Verfall des heutigen Frankreichs vor Augen, können wir uns freilich der Frage nicht enthalten, ob dies viele Reden nicht den Zusammenbruch gefördert haben mag, ob ihm der große Krach nicht theilweise zur Last zu legen ist. Wie groß seine Vorzüge auch sein mögen, was sich auch zu seinem Gunsten vorbringen läßt — hat es nicht auch Schaden gethan? Wenn die Geschichte die Ursachen dieses gegenwärtigen Verfalls und Sturzes untersuchen wird, hat sie dann nicht den hervorstechendsten Zug der französischen Gewohnheiten mit ins Auge zu fassen? wird sie die Zungenfertigkeit des Volkes von aller Verantwortlichkeit freisprechen? Daß die unaufhörliche Vergeudung leerer Worte nothwendig zur Gedankenfrivolität führen muß, scheint doch eine sehr mögliche, wenn nicht wahrscheinliche Annahme. Ist es doch ein Factum, das wir auch außerhalb Frankreichs beobachten können: daß die liebe Musik der eigenen Stimme dem Menschen schließlich zu einem ganz besonderen Ohrenschmause wird und daß die leidige Eitelkeit den Spender verleitet, an die unbedingte Wahrheit zu glauben, die er äußere. Es gewinnt daher den Anschein, als wenn die Selbstüberhebung die üble Aufnahme von Rath und Belehrung, die Abweisung

aller unangenehmer Wahrheiten, die leichtgläubige Hingabe an ihre eigenen Phantasien, die der Krieg in der großen Masse der Franzosen so ersichtlich ans Licht gebracht hat, nicht ohne Grund zum Theil der durch das Jahre lange müßige Sprechen erzeugten Gesammtwirkung zugeschrieben werden müßte. Indeß würde man sich doch wol der Uebertreibung schuldig machen, wollte man dieser Ursache eine zu hohe Wichtigkeit beilegen; daß sie aber bei der Entsittlichung der Nation ihre Hand im Spiele gehabt hat, läßt sich wol kaum bezweifeln. Für gesellschaftliche Zwecke, als Beförderungsmittel freundschaftlicher Vereinigung, als Schmuck des häuslichen Lebens und mitunter selbst als Ermunterung von Talent und natürlicher Beredsamkeit ist das unaufhörliche Sprechen zu vertheidigen; nach den andern Wirkungen aber beurtheilt, die es wahrscheinlicher Weise in Frankreich hervorgerufen hat, muß es sowol in sittlicher als in politischer Beziehung verdammt werden, und mehr denn zweifelhaft ist es, ob dieser Nachtheil durch die nach anderer Seite hin gewonnenen Vortheile aufgewogen wird.

Kommen wir von diesen allgemeinen Betrachtungen des Gegenstandes zu den einzelnen Worten und Sätzen, aus denen das vertrauliche Sprechen besteht, so finden wir darin Abweichungen von unseren eigenen Ausdrücken, die, wenn auch verhältnißmäßig nicht zahlreich, doch hinreichen, um bestimmte Gegensätze in Form und Gedanken und selbst in den nationalen Gewohnheiten anzuzeigen. Diese Verschiedenheiten verdienen eine nähere Untersuchung, nicht nur zur Befriedigung unserer Neugier, sondern weil sie, wo

sie nicht blos äußerlicher Natur sind, uns zu der Erörterung führen, warum die Idiome zwischen unmittelbaren Nachbarn verschieden sind, welchen wahrscheinlichen Einfluß gewisse besondere Redensarten, deren sich die Franzosen bedienen, auf den französischen Geist ausüben und welche Zustände sich daraus entwickeln. Die Bedürfnisse der modernen Nationen werden sich allmählich so ähnlich, überall ist man so geneigt, technische Mittel und Einrichtungen von einander zu entnehmen, wenn es sich um die Befriedigung eines neuen Bedürfnisses handelt, daß radicale Verschiedenheiten in den einzelnen Worten einigermaßen selten zu werden anfangen. „Pudding“, „Comfort“, „Gold-Cream“ uud „Rail“ sind innerhalb unsrer eignen Generation französisch geworden, während wir von den Franzosen dagegen vis-à-vis, ennui, protégé, chignon und chapeau entlehnt haben. Doch gibt es auf beiden Seiten noch Lücken, und manche derselben sind der Art, daß sie hüben und drüben wol zum Nachdenken herausfordern. So enthält die französische Sprache z. B. kein ähnliches Wort wie „nüchtern“ (sober). Sie besitzt die bestimmten Ausdrücke „betrunken“ (drunk) und „berauscht“ (tipsy), die mit „ivre“ und „gris“ wörtlich wiedergegeben werden, allein unsere negative Bezeichnung „nüchtern“ (sober) existirt in Frankreich nicht. „Sobre“ deckt diesen Ausdruck in keiner Weise, die Bedeutung der beiden Worte ist eine durchaus verschiedene. Das französische Wort läßt sich nur mit „mäßig“ oder „enthaltsam“ übersetzen, nimmermehr aber drückt es, und ebenso wenig irgend welche andere

gallische Bezeichnung, einen der Trunkenheit entgegengesetzten Zustand aus. Der gänzliche Mangel eines Wortes, das eine solche Verfassung bezeichnet, ist an sich selbst Beweisgrund und Erklärung. Die Engländer und Deutschen trinken genug, um einer speciellen Benennung für einen Menschen zu bedürfen, der nicht getrunken hat; die Franzosen, wiewol die Pariser während der beiden Belagerungen ziemlich ansehnliche Mengen von Alkohol zu vertilgen begannen, haben bis jetzt noch nie die Nothwendigkeit empfunden, sich eine derartige eigenthümliche Benennung zu bilden, und mithin diese auch nicht erhalten. Hier wird die Sprache gewiß zum Ausdrucke des Nationalcharakters.

Ein anderes merkwürdiges Beispiel ist, daß es dem Französischen an jedem mit „Anhörer" oder „Zuhörer" gleichbedeutenden Worte gebricht. Kaum glaublich erscheint es, daß bei siebenunddreißig Millionen von Redenden für die Bezeichnung ihrer Zuhörerschaft keine andere Vorsorge getroffen ist, als durch den weitschichtigen Satz: „celui qui écoute." Die einzige Erklärung für einen so auffälligen Mangel liegt in der Annahme, daß jeder Franzose für sich selber, nicht für Andere plaudert, und daß, weil er sich nicht darum kümmert, ob man ihn anhört oder nicht, er für die Person, zu der er spricht, auch keine Bezeichnung geschaffen hat. Wol besitzt er das Verbum „écouter", doch kein diesem entsprechendes Substantivum. Ebenso gibt es im Französischen kein Aequivalent für das im Englischen so viel gebrauchte Adjectivum „dowdy" (ungeschlacht, plump, schlampig). Keine Französin hat jemals dies Epitheton

verdient. Lege man ihr alle erdenklichen übelen Namen bei, das Wort „dowdy“ wird dabei sicherlich weder uns noch ihr in den Sinn kommen. Der Begriff, welchen es ausdrückt, ist ihr so fremdartig, daß es kein geeignetes Mittel gibt, um ihr seine Bezeichnung verdolmetschen zu können. Und wer hat jemals eine Französin „kichern“ (giggle) hören? Weder das häßliche Wort noch seine häßlichere Bedeutung existirt in Frankreich. Umgekehrt fehlt diesem absolut der „Gentleman“. Indeß ist es so freundlich, seine Unzulänglichkeit in solcher Beziehung anzuerkennen und, gleich anderen Völkern, den Ausdruck von uns zu entlehnen. Und wiederum — der Gegenstand ist zwar ein himmelweit verschiedener — welcher Franzose hat auch nur eine Ahnung davon, was wir unter dem allmächtigen, allgemeinen, elastischen „Stuff“ (Zeug) verstehen, einem Worte, das bei uns so ziemlich Alles ausdrückt, was die Sprache Materielles, Moralisches und Intellectuelles überhaupt ausdrücken kann? Wir denken über das Wort nicht weiter nach; thäten wir es aber, so würden wir uns gewiß der Armseligkeit unserer Erfindung schämen, die uns eine solche Unendlichkeit von Bedeutungen mit einer einzigen elenden Silbe verknüpfen läßt.

Bei einer anderen Reihe von Bezeichnungen hingegen ist der Vortheil ganz auf unserer Seite. Denn lassen sie sich auch mit mehr oder weniger Genauigkeit übersetzen, so haben sie im Angelsächsischen doch eine Kraft und Präcision, die ihren französischen Vertreterinnen keineswegs zukommt. Von Zeitwörtern sind dies: shrivel, dabble,

baffle, jerk, coax, ride, trample, smoulder, trickle, staud und huddle (runzeln, plätschern, vereiteln, schieben, streicheln, reiten, trampeln, schweben, tröpfeln, stehen und hudeln); von Adjectiven: bleak, dreary, grim, forlorn, neat, dutiful, eager, earuest, snug und flimsy (frostig, kummervoll, grimmig, einsam und verlassen, nett, folgsam, heftig, erpicht, sehnlich, wohlgeborgen, undicht und schwächlich. Diese englischen Beiwörter haben meist mehrfache Bedeutung, so daß sie sich auch im Deutschen mit einem einzigen Worte nicht wohl erschöpfend wiedergeben lassen. (Der Uebers.); von Substantiven: rustle, ripple, bloom, gloom, sneak, sheen und quibble (Rauschen oder Geraschel, Geriesel, Blüthe — der Bäume rc. — Düsterniß, Schleicher, Helle und Wortspiel). Diese auf das Gerathewohl herausgegriffenen Beispiele werden darthun, in welcher Art von Worten wir den Franzosen überlegen sind, und das wird noch deutlicher werden, wenn wir einige von ihnen mit ihren französischen Aequivalenten vergleichen. Frou-frou klingt recht hübsch, drückt aber ganz und gar nicht das bröckelnde Geräusch der sich bewegenden Seide aus, wie das englische „rustle“ (Rauschen oder Rascheln); „das Pferd besteigen“ (monter à cheval) mag eine grammaticalische Definition sein, „reiten“ sagt jedoch dasselbe Ding mit ganz anderer Präcision; „trickle“ (tröpfeln) erzählt uns von langsam fallenden Tropfen so ausdrucksvoll, daß wir sie fast sehen und hören können, während „couler“ oder „dégoutter“ keine solche Vorstellung in uns erweckt; „morne“ kommt dem englischen „dreary“ ziemlich nahe,

und das will viel sagen, denn das letztere ist ein Wort von wunderbar vielfacher Bedeutung, allein jenes dürfte auch die einzige Ausnahme in unserem Verzeichnisse sein; „fleur“ ist in der That ein ärmliches Surrogat für „bloom“; „faire une mine rechignée“ kann schwerlich unser „scowl“ wiedergeben; „délaissé“ überträgt nicht „forlorn“; „obéissant et respectueux“ drückt nicht unsern Begriff von „dutiful“ aus. In allen diesen und noch manchen ähnlichen Fällen behaupten wir den Vorrang; nicht minder auch in Redewendungen wie „raw weather“ (rauhes, stürmisches Wetter), „sandy hair“ (sandiges, d. h. rothes Haar), in denen die Adjectiva mit glücklichster Kühnheit gebraucht sind, und in Worten wie „stately, listless, lonely, somehow, scramble, twang, scribble (stattlich, unbekümmert, einsam, irgendwie, krabbeln, schwirren, kritzeln). Auch hierbei, wie bei allen den aufgezählten englischen Worten gilt die obige Bemerkung. (D. Uebers.), die sammt und sonders ihre Vorzüge haben. Wollen wir „kick“ im Französischen wiedergeben, so müssen wir zu der Umschreibung unsere Zuflucht nehmen: „einen Stoß mit dem Fuße versetzen“; haben wir aber narrowness, shorfness, flatness oder tightness (Enge und Beschränktheit, Kürze und Knappheit, Plattheit oder enge Vereinigung) auszudrücken, so finden wir zu unserem Erstaunen, daß wir das ganz und gar nicht können; lassen sie sich doch in keiner Weise wiedergeben.

Indem wir dergleichen Exempel anführen, beabsichtigen wir damit nicht, darzulegen, was für eine große Sprache die englische ist — davon sind wir Briten ja allesammt

ohnehin sattsam überzeugt —, sondern die Art der Lücken im Französischen zu bezeichnen. Unser Verzeichniß ließ sich wol noch ausdehnen; mit Zeit, Geduld und vielem Vergleichen würde es vielleicht zu hundert Worten erweitert werden können — allein diese Ziffer dürfte sicherlich das Maximum, die äußerste Grenze unsrer Ueberlegenheit besagen. Unsere Stärke beruht in den Worten rein germanischen Ursprungs und mehr in ihren feinen Meinungsschattirungen als in einem Gedankenmonopol. Mit Ausnahme von etwa einem Dutzend Worten können die Franzosen Alles sagen, was wir auszudrücken vermögen, nur können wir es in den hier genannten Beispielen besser sagen. Wir haben jedoch keinen sonderlichen Grund, darauf stolz zu sein, denn unsere Sprache ist gleichsam durch allgemeine Beiträge entstanden. Allerhand Quellen haben zu ihr beigesteuert, wir haben massenhafte Schenkungen empfangen und geplündert da, wo fremde Mildthätigkeit uns nichts mehr lieferte. Und daran haben wir wohl gethan. Der Zweck jeder Sprache ist ja, reichhaltig und ausdrucksvoll zu werden. Diesen Zweck nun haben wir verfolgt, und obgleich unsre Abkömmlinge in der neuen Welt uns tagtäglich zeigen, daß unser gemeinschaftlicher Vorrath noch vermehrt werden kann, so haben wir durch den Gebrauch von Mischungen, Absorptionen, Anleihen und Räubereien uns doch bereits ein ganz ansehnliches Vermögen erworben.

Die französische ist im Gegentheil in gewissen Stücken eine arme Sprache. Die Franzosen sind nicht wie wir in

der Welt umhergezogen, vielmehr zu Hause geblieben, und der Ausbau ihrer Sprache hat sich, seidem die Römer das Lateinische in Gallien einführten, fast ausschließlich durch innere Entwickelung vollzogen. Dies ist ein anderer Grund, weshalb ihre Sprache, wie sie sich jetzt entwickelt hat, ihren Charakter bezeichnen sollte. Sie ist ja ihr eigenes Werk, wesentlich frei von fremden Einflüssen. Bis in die letzten Jahre hinab sind ihre Neologismen, und auch dann blos im Bereiche gewisser technischer Specialitäten, nicht entlehnt, sondern nur aus dem heimischen Lager heraus erfunden worden. Die französische Sprache repräsentirt daher die Franzosen weitaus genauer, als die englische die Engländer. Ihre Vorzüge und Mängel sind durchaus ihre eigenen, denn sechszehn Jahrhunderte sind dahin gegangen, ehe ein neues Element ihr eingeflößt worden ist. Während dieses langen Zeitraumes ist sie langsam zu dem erwachsen, als was wir sie gegenwärtig kennen, ohne Unterstützung aus der Fremde, ausgenommen in den beschränkten Grenzgebieten, wo die Nachbarzungen ihre localen Formen beeinflußt haben. Wenn wir trotzdem aber finden, wie wir das nicht umhin können, daß sie eine größere Ausgiebigkeit besitzt, als unsere eigne, so sollten wir darum auch anzuerkennen geneigt sein, daß die Franzosen, vielleicht eben weil sie von außen her nicht unterstützt worden sind, ihre Sprache mehr entwickelt haben, als wir es mit der unsrigen thaten. Indeß nehmen wir im Französischen keinen größeren Reichthum als im Englischen von solchen Worten wahr, die ihm eigenthümlich und ausschließlich angehören. Als Beispiele

von dergleichen Worten seien blos erwähnt: chef-d'oeuvre, à propos, maniéré, panaché, vogue, endimanché, chaussure, die alle mehr oder weniger unübersetzbar sind. Ihr eigentliches Vermögen besteht vielmehr in der großen Zahl zart schattirter Bezeichnungen, deren Präcision und Feinheit von den entsprechenden englischen Ausdrücken nicht erreicht werden. Dieser Art gibt es Hunderte von Beispielen; allein sie müssen empfunden, sie können nicht beschrieben werden. Eine Liste derselben zu geben wäre zugleich ermüdend und nutzlos, einige wenige sind indeß in den nachstehenden Worten enthalten, den Verben: accaparer, talonner, effleurer, s'acharner, tisonner, abîmer; den Adjectiven: flou, flasque, hérissé, blasé, guindé, dépareillé, maussade; den Substantiven: convenance, fripotage, débacle, badaud, bétise, débris, malaise — die alle, ebenso wie eine Menge ihnen ähnlicher anderer, nicht nur bedeutungsvoller sind, sondern auch viel schärfer bezeichnen, als Alles, was wir ihnen gegenüber stellen können. In der That ist es einer der entschiedensten Charakterzüge des Französischen, daß seine Worte, zumal seine Verba, ganz besonders glücklich sind in der Präcision ihres Sinnes, und da die Sprache überdies mit annähernden Synonymen überaus reichlich versehen ist, so geht daraus hervor, daß das wohlgesprochene Französische eine beschreibende Kraft erlangt, der unsre eigene „Wortmalerei“ nur in seltenen Fällen gleich kommt. Diese Behauptung wird natürlich angefochten werden; man sollte indeß beachten, daß nur Diejenigen ein unparteiisches Urtheil in der Sache fällen

können, die in beiden Sprachen Praxis haben und mithin ihren beiderseitigen comparativen Werth genau zu schätzen im Stande sind. Zweifellos hat jede ihre Vorzüge. So ist es zum Beispiel sehr wahrscheinlich, daß selbst wer dem Französischen hinsichtlich des Sprechens den Vorrang einräumt, sich der Ansicht zuneigt, daß das Englische eine bessere Vermittelung zum Schreiben abgibt; allein eine vorurtheilslose und in allen Stücken competente Jury würde jedenfalls zu Gunsten des Französischen als eines Mittels der vollkommenen Conversation entscheiden.

Neben den soeben angeführten Beispielen enthält das Französische noch gewisse andere Schätze, die wir nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen, werden sie doch so unaufhörlich gebraucht, daß man sie alle Tage und allenthalben wahrnehmen kann und sie beinahe ein Lebenselement ausmachen. Der hübsche kleine Ausruf „dame!“ schwebt den Frauen beständig auf der Zunge, und wenn schon auch die Männer sich seiner bedienen, so trägt er doch ein so weibliches Gepräge, daß sein Gebrauch ihnen verboten werden sollte. Er drückt eine solche Menge von Bedenklichkeiten, einen solchen Nebel elastischen Zweifels, eine solche Fülle ungläubiger Ungewißheit aus, daß seine Bedeutung sich kaum wiedergeben läßt. „Ich habe wahrhaftig keine Idee davon“, „ich weiß nicht“, „laß mich darüber nachdenken“, „ich werde dir's gleich sagen“, und „was meinst du selbst dazu?“ — das Alles zusammen deckt den Sinn jener wunderbaren Silbe noch nicht vollständig. Sie ist an sich selbst eine Sprache und ihre Universalität bietet der An-

klage keine Handhabe dar, die wir oben gegen das allmächtige „stuff“ vorgebracht haben, weil dieses viel mißbrauchte Hauptwort jedweden Sinn ausdrücken soll, den es uns gerade beliebt, ihm beizulegen, während dame ein bloßer Ausruf ist und daher, ohne sich zu widersprechen, alles Beliebige bedeuten kann. Eine andere bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit der französischen Sprache ist das Vorhandensein doppelter Bezeichnungen für einige Begriffe. Jour wird journée, wenn die Zeitdauer des Tages und nicht der Tag selbst ausgedrückt werden soll. Dasselbe gilt für an und année, matin und matinée, soir und soirée. Si wird anstatt oui gesetzt, wenn man auf eine Zweifel ausdrückende Frage eine bejahende Antwort ertheilen will, oder wenn ein früheres Ja nicht genugsam überzeugt hat. Auf „regnet es?“ würde die Antwort lauten: „oui“, auf „nicht wahr, es regnet nicht?“ wäre sie „si“. Neu wird durch nouveau bezeichnet, wenn es sich auf etwas bezieht, das erst anfängt, neuf, wenn von einem Gegenstande die Rede, der vorher noch nicht im Gebrauche gewesen ist. Vor drückt man durch devant aus, wenn es sich um die räumliche Stellung, durch avant, wenn es sich um eine Zeitfrage handelt. Stiel wird queue, wenn er einen einzigen Stengel, rafle, wenn er einen Büschel von Stengeln bedeutet, wie bei den Weintrauben oder Johannisbeeren. Wir haben nur ein "Dutzend" (dozen), die Franzosen haben dizaine, douzaine, quinzaine, vingtaine und so fort bis centaine. En amont heißt stromaufwärts, en aval stromabwärts (ganz ähnlich unserm deutschen „zu Berg“ und

„zu Thal“. D. Uebers.) Mehr wird durch plus oder davantage ausgedrückt, je nach den verschiedenen Bedeutungen, deren Erörterung uns hier zu weit führen würde. Die Franzosen sagen se moucher, se ganter, se chausser, — Alles Begriffe, die bei uns blos durch äußerst weitläufige Redensarten ausgedrückt werden. Und was für Worte haben wir für séduisant, für famélique, für recherché? So könnten wir noch eine halbe Stunde zu fragen fortfahren.

In Ausdrücken der Liebe und Zärtlichkeit ist der Franzose hinwider äußerst arm. Seine Sprache umschließt positiv kein Wort, das sich mit unserem wundervollen „darling“ (Liebling, Herzchen ꝛc.) vergleichen ließe. Sie hat abgeschmackte Bezeichnungen, welche einen hohen Grad von Liebe ausdrücken sollen, allein daran fehlt es uns ebenfalls nicht, und zwischen unserem lächerlich nichtssagenden „duck“ (Puttchen), „pet“ (Lämmchen) und ihrem „Kohlköpfchen“ und „kleinen Kaninchen“ dürfte kein allzugroßer Unterschied obwalten. Worin aber Frankreich, und in Wahrheit ganz Europa, — vor Allem jedoch Deutschland — uns schlägt, das ist in jenem wunderschönen tutoiement, jenem süßem Gebrauche des „Du“, das zwischen denen, die sich wirklich lieben, und der kalten Welt draußen eine so scharfe Grenzlinie zieht. Dem Engländer läßt sich die Bedeutung des „Du“ nicht erklären, nicht andeuten, welche Fülle von Liebe es umschließt. Wem aber erst die ganze Herzensinnigkeit dieses „Du“ aufgegangen ist, der staunt über die unglücklichen Menschen, die „You“

zu Weib und Kindern sagen; der beklagt sie von ganzer Seele und möchte wol wissen, ob sie im Ernste sich einbilden, daß „You“ Liebe bedeutet. Dem ächten Engländer, dem leibhaftigen Inselbriten wird dies allerdings wie Unsinn klingen, laßt ihn aber Europa fragen, was tutoiement besagen will, welches Meer von Zärtlichkeit es birgt; laßt ihn diejenigen hören, die Ausländern genug befreundet gewesen sind, um „You“ und „Du“ (auf die Sprache kommt es nicht an, denn das „Du“ ist überall jenseit unserer Kreideklippen) gehörig würdigen zu können; laßt ihn selbst den weiten, grenzenlosen Unterschied zwischen den beiden Fürwörtern erproben — und er wird dann vielleicht zugeben, daß „an der Sache etwas ist.“ Gewiß ist etwas daran. Schon um den Sinn dieses unvergleichlichen „Du“ kennen zu lernen, lohnt es sich, Jahre lang in der Fremde zu leben, gerade so, wie eine Fahrt über den atlantischen Ocean durch den Anblick der Niagarafälle sich wohl bezahlt macht; es ist eine ganz neue Empfindung, die uns zu Theil wird. Sie entschädigt für jene unglaubliche Unzulänglichkeit des Französischen, den Mangel an bestimmten Worten für Liebe und dergleichen, der ganz England offen zu Tage liegt, während sein Ersatz blos von einer kleinen Minderzahl von uns gewürdigt werden kann.

In Folge der allgemeinen Präcision ihrer Ausdrücke ist das Französische zur Bezeichnung bestimmter Definitionen vortrefflich geeignet, zu gleicher Zeit aber neigt der Geist des Volkes zum Gebrauche von versteckten Andeutungen und Anspielungen. Kein anderes Volk ist so geschickt wie

die Franzosen, indirect zu verstehen zu geben, was sie nicht rund heraussagen wollen. Dies ist freilich mehr eine Eigenthümlichkeit ihrer Natur als ihrer Sprache. Ihre Worte sind meistens absolut, nichtsdestoweniger aber ist ihre Redeweise mehr die der Andeutung als der bestimmten Erklärung. Natürlich beschränkt sich diese Sprachform auf Fälle, in denen sie die Wirkung nicht abschwächt, die der Sprechende hervorzubringen wünscht, da jedoch diese Fälle nicht eben selten sind, so begegnet man der genannten Redeweise fortwährend. Anfangs scheint sie uns gar nicht am Platze zu sein, weil sich schwer begreifen läßt, weshalb der Bestimmtheit so oft aus dem Wege gegangen und die bloße Andeutung an ihre Stelle gesetzt werden soll. Offenbar aber findet die Methode ihre Erklärung in der dem Franzosen angebornen Redelust, in dem Hange, so lange wie möglich zu sprechen, und in der daraus folgenden Abneigung, sich kurzer Definitionen zu bedienen. Allerdings bedarf es einiger Geschicklichkeit, den Gebrauch von Ausdrücken zu vermeiden, die unsre Gedanken zu schnell aufbrauchen würden, allein im Norden wie im Süden Frankreichs versteht man schon, dies erwünschte Ziel zu erreichen. Hier nur ein Beispiel, um die Schwierigkeit darzulegen, die dabei zu überwinden war. Es gibt im Französischen acht Hauptwörter, welche die verschiedenen Arten von Furcht bezeichnen, und jedes hat seine eigene Bedeutung: alarme entspringt aus dem, was wir hören, effroi aus dem, was wir sehen, terreur aus dem, was wir uns einbilden, frayeur aus der Ueberraschung, épouvante aus dem, was wir für begründet

halten, crainte aus dem, was wir wissen, peur aus Meinungen, die wir hegen, appréhension aus dem, was wir besorgen.

Trotz der kritischen Genauigkeit dieser verschiedenen Bedeutungen aber pflegen die Franzosen, insbesondere die Frauen, dazwischen umher zu tanzen und Ausflüchte, Schattirungen und Gleichnisse zu gebrauchen, welche das Gefühl der Furcht in aller nur erdenklichen anderen Weise bezeichnen. Unstreitig ist das ein Talent, zweifelhaft aber, ob zugleich ein Vorzug. Es setzt Intelligenz oder vielmehr Geschicklichkeit beim Sprechenden voraus, allein es zeugt von keinem wirklichen Verdienste der Sprache selbst. Nothwendig regt es zur Bildung von Neuworten an, und es kann immerhin sein, daß der numerische Wortreichthum des Französischen bis zu einem gewissen Grade dieser stetigen Ursache zugeschrieben werden muß. Jedenfalls läßt sich nicht in Abrede stellen, daß eine derartige Neigung die Sprachgewalt erhöht, denn sie zwingt uns, neue Kleider für alte Gedanken zu suchen, neue Rahmen für wohlbekannte Bilder. Ein Volk, das unablässig spricht und fort und fort neue Ausdrücke erfindet, weil sein Charakter es von den bereits bestehenden abkehrt, muß unvermeidlich zu zwei Hauptzielen gelangen: es muß sprechen lernen und seinen Wortschatz bereichern. In Paris finden wir eine rastlose Fabrikation von neuen Worten, jedes Jahr fördert ihrer ein Dutzend zu Tage; manche davon sterben zwar alsbald wieder, andere aber bleiben am Leben und werden schließlich allgemein adoptirt. Die Mehrzahl derselben sind

indeß familiäre und Gelegenheitsbezeichnungen, sogenanntes Slang, wie der Engländer sagt, und bürgern sich in der täglichen Unterhaltung nur ein, nachdem Zeit und Gewohnheit sie von ihrem ersten Sinne allmählich gereinigt und in modificirter Gestalt für den öffentlichen Gebrauch annehmbar gemacht haben.

Ein ungeheurer Unterschied zwischen dem Französischen und dem Englischen besteht darin, daß, während der Engländer ohne Anstand sich alle ausdrucksvollen Redewendungen aneignet, deren er habhaft werden kann, und dies schon seit tausend Jahren gethan hat, der Franzose dagegen keine der Localbezeichnungen in allgemeinen Gebrauch bringt, die in seinen Provinzen seit Jahrhunderten bereits Anwendung finden, so vortrefflich einzelne derselben zweifelsohne auch sind. Die Ciderbereiter der Normandie, die selbstverständlich mit ihren Aepfelerndten niemals zufrieden sind, sagen, wenn man sie fragt, welcher Art das Jahr ist: „Pour une année où il n'y a pas de pommes, il y a des pommes; mais pour une année où il y a des pommes, il n'y a pas de pommes.“ Die Provençalischen Olivenbauern bedienen sich des nämlichen Vergleichs in noch frappanterer Form; ihre Worte lauten: „Dire qu'il n'y en a pas, il y en a; mais dire qu'il y en a, il n'y en a pas.“ Diese köstlichen Ausdrücke jedoch, voller Kraft und Wahrheit wie sie sind, — und noch manche andere gleich ihnen — sind jenseit der Grenzen der Bezirke, in denen sie erfunden wurden, kaum bekannt. Sie schmachten in entlegenen Dörfern dahin, ungeahnt von dem

witzigen, nach neuen Worten haschenden Volke, das sich auf dem Asphalt vor Tortoni's Thür umher treibt. Und doch besitzen sie größeren rednerischen und beschreibenden Werth als neun Zehntel der albernen Neuheiten, die en vogue kommen, weil sie im Vaudeville oder im Palais Royal geboren sind, und taugen mindestens ebensoviel wie das Durchschnittsgut der Yankeeismen, deren wir uns bemächtigen, sobald sie uns die Schiffe aus dem Westen zugeführt haben. Die Ursache jener Ausschließung haben wir wol darin zu suchen, daß Paris von Alters her so durchdrungen ist von seinen vermeintlichen Rechten als Hauptstadt, daß es nicht entlehnen mag, was es nicht selbst erfunden hat, und da ohne seinen Stempel in Frankreich überhaupt nichts gilt, so sieht sich dadurch die ganze Masse nichtpariser Intelligenz von jeder Theilnahme an der Entwickelung des Französischen ausgeschlossen, insofern als nicht vom bloßen Localgebrauch die Rede ist. Wenn umgekehrt aber irgend ein unzufriedener Kopf zwischen der Rue de Richelieu und der Madelaine an der alten Phrase „très-cherché" auszusetzen hat, daß sie unvollständig ist, und meint, „très-trouvé" müsse an ihre Stelle treten, so wird er einen Haufen Beifall klatschender Zuhörer finden, die da ausrufen: „Wie sinnreich ist das! Très-cherché deutete nur an, daß man nach einem Ziele strebte, nicht jedoch, daß es erreicht war; très-trouvé hingegen zeigt an, daß man erlangt hat, wonach man trachtete; vive très-trouvé!". Dergestalt wird très-trouvé unverzüglich französisch und reist mit dem ersten Bahnzuge nach den erwartungsvollen

und gehorsamen Provinzen, wo es sofort gebraucht wird, weil es von Paris kommt. Dies ist nur ein kleines Symptom, allein es thut auch mit dar, daß, mag die Nationalversammlung noch so lange in Versailles weilen, sie doch nimmermehr Paris seiner hauptstädtischen Macht entkleiden wird, wenigstens in unserer Zeit nicht. Lyon ist ein großer Ort, desgleichen Bordeaux; welchen Einfluß üben indeß beide in Frankreich aus? Selbst Marseille mit seinen drolligen Uebertreibungen und südlichen Phantasien liefert höchstens Geschichtchen, die Paris zuweilen herablassend belächelt, denen es aber nie das Recht einräumt, in seine eigne specielle Circulation übergehen zu dürfen.

Im Betreff der Aussprache besteht das alte Vorrecht der Touraine noch in unverminderter Kraft. Hier sprechen die Bauern und ihre Kinder ein Französisch, wie man es in keinem andern Theile Frankreichs zu hören bekommt; ihr Accent und ihre Betonung sind so rein, daß man ihnen zum ersten Male mit einem Gefühle halb ungläubiger Befremdung zuhört. Keine Pariserin spricht mit einer so feinen Articulation oder einer so kritischen Correctheit des Accentes. Der Bezirk, den diese seltene Vorzüglichkeit auszeichnet, beginnt bei Orleans und endet bei Tours. Blois bildet den Mittelpunkt desselben, und in dieser stillen alten Stadt und ihren Umgebungen erreicht die Aussprache des Französischen ihre absoluteste Vollkommenheit. Die Kinder, die an den Ufern der Loire im Schmutze spielen, sprechen viel besser aus als die Schauspieler des Théâtre Français.

Nie hat ein Redner in der Kammer oder auf der Kanzel von Nôtre-Dame so gutes Französisch gesprochen wie jene kleinen Schlingel, die von ihrer Vollkommenheit keine Ahnung haben. Man fühlt sich förmlich gedemüthigt, wenn man mit ihnen spricht, denn man wird das unbehagliche Gefühl nicht los, daß ein fünfjähriges Kind uns so bemeistert. Ueberall sonstwo herrscht das Patois, das trotz dem ausgleichenden Elemente der Eisenbahnen doch in jedem Districte unversehrt fortbestehen wird, mit allen seinen Tönen und Wesenheiten. Noch immer gibt es im Lande der alten langue d'oil zwölf verschiedene Patois, von denen das Bretonische, das der Normandie, das in Poitou und in der Champagne die vornehmlichsten sind; in den Provinzen aber, wo einst die langue d'oc gesprochen wurde, haben wir das Provençalische, das der Auvergne, das Limousinische und andere mehr. Im Ganzen sind ihrer mehr denn zwanzig, ungerechnet die localen Unterabtheilungen, die so zahlreich sind wie die Formen der Hauben, welche die Dörflerinnen tragen. Mehrere dieser Dialekte sind völlige Sprachen für sich. Kein eigentlicher Franzose versteht das Geplauder der bretonischen Bauern, die nach der heiligen Anna von Auray gepilgert kommen, oder der Dockarbeiter von Marseille oder der Ziegenhirten im Ossauthale, die sich zu ihrem alljährlichen Feste in Lauruns im Schatten des Pic du Midi versammeln. Und doch sind diese als eigne Sprachen auftretenden Mundarten so localer Natur, daß sie sich in ihren Kreisen hermetisch abschließen und auf das Französische ringsum nicht den

geringsten Einfluß ausüben. Selbst die spanischen Hinneigungen, welche die baskische Grenze umspielen, und das gemeine Italienisch, das sich längs der Ufer des Var ausbreitet, dringen nicht zehn englische Meilen weit ins Land, das Französische kämpft gegen sie an und treibt sie in die Flucht. Frankreich ist ein so einheitliches Land, seinen Nachbarn so wenig ähnlich und hegt gegen diese eine so souveräne Verachtung, daß es gegen alle dergleichen Invasionsversuche sich entschlossen zur Wehre setzt.

Während der Ausländer wol meint, daß die französische Sprache nur eines von den zweitausend Idiomen ist, die sich gebildet haben, seit der Thurmbau von Babel uns in Nationen spaltete, erscheint den Franzosen selbst die Frage in etwas anderer Gestalt; sie sind der Ansicht, daß sie die große Sprache der Menschheit besitzen, das eigentliche Gedankenvehikel, das natürliche Ausdrucksmittel für Anmuth, Höflichkeit und Witz. Diese Anschauung sei auch von anderen Ländern angenommen, das Französische, unter der Zustimmung Europas, zu einer Art internationaler Stellung erhoben worden, zu der es sich seiner allgemein anerkannten Vorzüge und des politischen und literarischen Einflusses wegen, den es vertrete, ganz besonders eigne. Die Geschichte, „der Zeuge der Zeit und der Herold des Alterhums“, bestätigt dies Raisonnement allerdings. Sie lehrt uns, daß das Französische sich nach und nach eine Stellung und Macht erobert hat, die seit dem Absterben des Lateinischen von keiner andern Sprache errungen worden

sind. Ihre Allgemeinheit und ihre Bestimmtheit haben zusammengewirkt, sie zu dem europäischen Mittheilungscanale, nicht nur für öffentliche Zwecke, sondern in großem Umfange auch für sociale und alltägliche Bedürfnisse zu machen. Selbst die Erfolge des letzten Krieges, so weitreichend wie sie auch sind, scheinen kaum im Stande zu sein, die Herrschaft zu berühren, welche die französische Sprache seit den beiden letzten Jahrhunderten erlangt hat. Das Deutsche besitzt nicht die Eigenschaften, an welche die festländische Welt durch ihren langen Gebrauch des Französischen gewöhnt ist. Keine andere Zunge kann diesem jene Herrschaft streitig machen, und so müssen wir erwarten, daß das Französische seinen alten Grund und Boden wieder einnimmt, ungeschwächt, wiewol nicht unerschüttert. Der wahre Kern seines Einflusses liegt indeß immer innerhalb der Grenzen seines Heimatlandes. Seine Macht über diese Schranken hinaus mag eine Frage für die Welt im Allgemeinen bilden, seine Einwirkung in Frankreich selbst ist jedoch die Hauptsache, um die sich die Franzosen zu kümmern und die wir hier zu betrachten haben. Unsere flüchtige Skizze von den Eigenthümlichkeiten der französischen Sprache wird hoffentlich einigermaßen dargethan haben, daß sie ein Idiom ist, das durch seine besondere Natur und seinen ununterbrochenen Gebrauch nicht leicht verfehlen kann, auf die, welche es sprechen, bestimmte Einflüsse auszuüben. Vielleicht ist dies mit allen anderen Sprachen auch der Fall, unbedingt aber mit keiner im gleichen Grade wie mit der französischen. Ihre Fülle, ihre Klarheit, ihre anmuthigen Formen, die

von einer ganzen Nation geschickter, erfindungsreicher Sprecher gehandhabt werden, bilden das beste Redewerkzeug, das wir kennen. Wie aber wirkt es auf den ein, der es gebraucht? Welchen wahren Antheil hat es an der Entwickelung des Nationalcharakters und des häuslichen Lebens in Frankreich?

Es sind dies Fragen, deren Beantwortung nur versucht, nicht mit der sichern Erwartung ertheilt werden kann, daß sie Andere wirklich überzeugen werden. Dennoch stehen wir nicht an zu behaupten, daß die französischen Sitten und Gewohnheiten von der unermüdlichen Redelust des Volkes und dem daraus hervorgehenden Verhalten gründlich beeinflußt werden. Welcher andern Ursache könnten wir sonst wol die ausgesprochene Neigung des Franzosen zuschreiben, sich in allen nur erdenklichen Formen von Gesellschaft zu versammeln? Warum gehen sie in die Cafés und sitzen unter den Bäumen zusammen, errichten öffentliche Versammlungsorte, machen sich Abendbesuche und Bekanntschaft mit fast Jedem, dem sie begegnen? In England erklärt man dies meist mit der französischen Flatterhaftigkeit, die unfähig allein zu bleiben, nicht ohne Gesellschaft sein könne. Eine sehr geringschätzige und ebenso falsche Annahme. Sind doch die Franzosen im Allgemeinen sehr wohl im Stande, sich die Zeit ohne fremde Hülfe zu vertreiben, so durchdrungen jedoch von der Ueberzeugung, daß der Mensch nicht für die Einsamkeit erschaffen, sondern daß sein Beruf ist, mit Anderen zu sprechen und zu lachen,

daß sie nur eine Pflicht der Humanität zu erfüllen glauben, wenn sie sich fortwährend zusammenschaaren. Ohne zu sprechen hätte das ja aber keinen Zweck; sollten sie sich stillschweigend blos einander ansehen, dann blieben sie sicherlich lieber zu Hause. Haben wir also nicht Recht, wenn wir sagen, daß die Redelust alles Andere nach sich zieht und daß die gesellschaftlichen Gewohnheiten des Volkes naturnothwendig diesem Quell entspringen? Nicht allein jedoch das Reden an und für sich, sondern die Art und Zusammensetzung des Sprechens sind es, was hierbei ins Gewicht fällt und vor Allem in Betracht gezogen werden muß.

Zunächst die Neigung des Volkes, im Ausdrucke selbst der gewöhnlichsten Gefühle überschwänglich zu sein. Die Franzosen sprechen meist heftig, bedienen sich der Anspielungen und reichlicher Beiworte, lieben lebhaft zu schildern und stark zu färben und schießen dergestalt oft über das Ziel hinaus, welches Wahrheit und Deutlichkeit inne zu halten gebieten. Dies würde indeß nicht möglich sein, wenn die ihnen zu Gebote stehenden Worte sich nicht willig zu solchem Dienste hergäben. Es ist daher ein bloßes Product der Erregbarkeit ihres Naturells, zugleich, und in nicht geringerm Maße, eine Folge der gebrauchten Sprache, die durch ihren Ueberfluß auf Abwege leitet und durch ihre Nüancirungsfähigkeit zu Uebertreibungen verführt. Eine andere und noch entschiedenere Wirkung des Französischen auf diejenigen, welche es als Muttersprache

sprechen, ist sein schier unerschöpflicher Reichthum von allen Arten von Höflichkeitsausdrücken, dessen Versuchungen zu widerstehen geradzu als Wunder gelten müßte. Nicht so bestimmt läßt sich der Einfluß der heiteren Redewendungen und frohmüthigen Worte des Idioms auf das Temperament der Franzosen nachweisen. Der französische Witz ist etwas ganz Anderes als der englische Humor, er beruht auf Anspielung und Vergleichung und könnte in seiner eigenthümlichen Gestalt ohne die Mithilfe der Sprache nicht vorhanden sein. Das erhellt deutlich genug schon aus der Schwierigkeit, wenn nicht Unmöglichkeit, das französische esprit zu übersetzen; in einer andern Sprache kann dieser nicht sein und nicht gedeihen. Ob endlich die Fähigkeit der Gedankenzergliederung und Ideengruppirung in der französischen Sprache eine größere und besser geübte ist als in anderen Idiomen, ist eine offene Frage, deren Erörterung hier zu weit führen würde. Wol aber empfehlen wir sie der Beachtung; ihre Bejahung würde nur einen neuen Beweisgrund für unsere Hypothese abgeben.

Mag dem aber sein, wie ihm wolle, selbst wenn die französische Sprache ohne jeglichen Einfluß sein sollte auf die Eigenschaften und Mängel der Nation, deren Gedankenaustausch sie vermittelt — selbst dann werden wir doch nicht umhin können zu gestehen, daß das Französische ein absonderlich anziehendes und gewinnendes Idiom ist, das von seinen Inhabern mit bewunderns-

werther Geschicklichkeit gehandhabt wird. Niemand von uns würde es mit seinem Englisch vertauschen mögen, Manche von uns aber, in Nachahmung eines an unsere Adresse gerichteten französischen Complimentes, vielleicht aussprechen: „Wäre meine Sprache nicht die englische, so wünschte ich wol, daß es die französische wäre.“

Siebentes Kapitel.

Die Kleidung.

Es war einmal eine Zeit, da Männer Toilette zu machen pflegten; als hohe Hüte, schwarze Röcke und Beinkleider noch nicht erfunden, als Sammet und Spitzen, Federn und Seide, Locken und Haarkrausen auch Schmuckstücke der Männer waren, als Farbe, Form und Stoff beiden Geschlechtern gleich zu Gebote standen. Die Revolution von 1789, ihre Folgen durch ganz Europa, die gleichmachenden Tendenzen, die daraus hervorgingen, erzeugten Einförmigkeit in dem Anzuge der Männer und führten uns stufenweise zu der Häßlichkeit der Tracht, welche heute die männliche Menschheit kennzeichnet, und zu der Apathie, die uns diese Häßlichkeit und Monotonie ohne Empörung ertragen läßt. Die Sclaverei der Gewohnheit, die Tyrannei unserer Nachbarn, die Angst vor der öffentlichen Meinung haben uns in dem Zustande erhalten, in dem wir uns befinden und eine Veränderung unmöglich gemacht; um unserer Kinder willen wäre indeß sehr zu wünschen, daß bald ein entschlossener Reformator kommen und uns von unsern Fesseln befreien

möchte. Unsere Zeit ist groß in Handel und Wandel, in Fleischconserven, im Kriege, aber sie erwürgt die Individualität und hemmt alle Bestrebungen, die außerhalb des allgemein betretenen Geleises liegen; für gesellschaftliche Neuerer hat sie keine Sympathien. Wir bedürfen so unaufhörlich Einer des Andern Hülfe, daß wir unsre gegenseitigen Vorurtheile nicht zu verletzen wagen, dergestalt, daß selbst diejenigen von uns, die auf das Lebhafteste fühlen, daß eine radicale Umwandlung in der männlichen Kleidung unbedingt nothwendig ist und daß der Urheber derselben ein Wohlthäter der Welt sein würde, nicht den Muth haben, mit dem Beispiel voranzugehen. Und doch erkennen wir sonder Zweifel Alle an, daß das neunzehnte Jahrhundert eine Periode von ganz abscheulichen Herrenmoden ist, daß die Männer, die sich jetzt stolz in Fracks und weißen Cravatten portraitiren lassen, für unsre Enkel Gegenstände des Spottes sein und daß ihre Nachfolger durchaus nicht werden begreifen können, wie eine Generation, die im Staatsleben, in der Wissenschaft und in den Einzelheiten des materiellen Fortschrittes so erfinderisch war, die anscheinend sich der vollen Gedankenfreiheit erfreute, so wenig Freiheit des Handelns besessen haben konnte, um den überschwänglichen Despotismus der Häßlichkeit zu ertragen.

Wir scheuen vor einer Abweichung von dem Gewöhnten zurück, weil wir behaupten, daß dies wie Eitelkeit und Affectation aussehen und daß es der männlichen Naturen unsrer Zeit unwürdig sein würde, wollten wir uns mit äußerer Zierrath behängen. Allein wir übersehen dabei

Zweierlei: erstens, daß, bei all' unserer eingebildeten Mannhaftigkeit wir Europäer von heute unsrer Kleidung, so abscheulich wie dieselbe auch ist, eine ganz besondere Aufmerksamkeit widmen, und sodann, daß, als die Männer noch Toilette machten, sie ebenso mannhaft waren wie wir es sind, und vielleicht noch etwas mehr. Die Mousquetaire Ludwig's des Dreizehnten trugen die vollendetste Kleidung, welche die Welt je gesehen; Condé, Raleigh, Heinrich der Vierte, die Cavaliere König Karl's des Ersten von England waren Muster von Costüm, es würde sich indeß kaum sagen lassen, daß sie nicht tapfere Soldaten und ächte Männer gewesen seien. Zwischen zierlicher Kleidung und Weibischkeit besteht kein nothwendiger Zusammenhang, in dem Streben nach äußerm Reize von Seiten des Mannes liegt keineswegs innere Untüchtigkeit, und wiewol so viele von uns erklären, der Schmuck des männlichen Körpers sei unter unsrer Würde, so findet sich weder in der Geschichte noch in der Sittenlehre ein Beweisgrund für diese Ansicht. Doch, falsch wie sie ist, die Anschauung ist vorhanden. Sie nimmt uns in Beschlag und fesselt uns. Ihre erste Wirkung ist, daß sie den Männern ein häßliches Aussehen verleiht, ihre zweite Folge, daß sie die Anwendung des Wortes „Kleidung" beschränkt. Wenn wir daher den Einfluß und die Rolle der Kleidung in Frankreich ins Auge fassen, so können wir lediglich von den Frauen sprechen; die Männer kommen für jetzt nicht in Frage.

Obgleich wir indessen auf solche Weise genöthigt sind, das halbe Volk von unserer Betrachtung auszuschließen, so

bleibt doch noch genug und in der That zu viel für unsere Beobachtung und Besprechung übrig. Die Kleidung der Frauen ist neuerdings eine unserer ersten Zeitfragen geworden, sie stellt sich den Capiteln von Armenwesen, von Auswanderung, von Trennung zwischen Staat und Kirche, von allgemeinem Stimmrecht an die Seite. Zwar hat sie, wie diese Themata, noch nicht den Charakter einer nationalen oder politischen Aufgabe angenommen; zwar fordert sie noch nicht die ausgesprochene Aufmerksamkeit der Regierungen heraus, nichtsdestoweniger aber sind ihre Wirkungen bereits ungeheure gewesen, ist ihr Einfluß ein allseitiger, ihre Tragweite eine viel größere als die so vieler Maßnahmen, über welche die Volksvertretungen debattiren. Dadurch, daß die männliche Hälfte der Gesellschaft von der unmittelbaren Betheiligung an äußerm Körperschmucke sich ausgeschlossen sieht, ist es gekommen, daß wir, um unserer Eitelkeit zu genügen, unsere Gedanken von Mode und Geschmack einigermaßen zu verwirklichen, unsere Frauen in der extravagantesten Weise herausputzen. Irgendwie muß sich die Eitelkeit Luft machen, muß der Geschmack, ob gut oder schlecht, sein Wort zu sprechen haben, und so, da die Männer sich mit der unendlich geringen Genugthuung bescheiden müssen, die moderne Schneider ihnen gewähren, mit der Wahl zwischen einem oder zwei Knöpfen auf ihren Aermeln, mit halb- oder ganzweiten Beinkleidern, so bricht ihre Eitelkeit in ihren Frauen und Töchtern aus, so suchen sie in diesen, was an ihrer eigenen Person zu genießen ihnen verboten ist. Die Frauen haben dagegen nichts einzuwenden, im

Gegentheil, ihr Monopol ist ihnen absonderlich angenehm, wol aber würde es ungerecht sein, wollte man ihnen die ganze Schuld der Ausschreitungen beimessen, die das heutige Europa, von Frankreich abwärts, unserm Auge darbietet. Die Männer haben diese Ausschreitungen haben wollen, haben sie ermuntert und bewundert, denn die Ansicht, daß die Frauen für die Frauen Toilette machen und die Männer für die Männer ist eine pure Illusion; die Frauen machen Toilette, um zu gefallen und zwar um mehr den Männern als den Weibern zu gefallen. Sie haben sich dieser Gelegenheit auch mit kühner Ungenirtheit bedient, die Gelegenheit jedoch ist nicht von ihnen allein herbeigeführt, sondern von Anderen geschaffen worden; die Männer haben ihnen dabei wacker geholfen und können sich der Verantwortlichkeit für ihre Thaten nicht entziehen. Nicht ohne Grund aber mögen sie mildernde Umstände geltend machen, mögen auf ihre eigene elende Lage hinweisen und fragen, ob denn ihre Augen nirgends Befriedigung finden sollen; sie mögen sagen, daß sie arme schwache Geschöpfe sind voller Gebrechlichkeiten und daß es ihnen Genuß bereitet, wenn sie die schmucken Kleider der Frauen betrachten, weil sie an sich selbst dergleichen nicht bewundern können. Gewiß verdienen sie eine Entschuldigung, jedenfalls hinsichtlich des Ursprungs ihrer Handlungsweise Ihre Sehnsucht nach einem erfreulichen Anblicke, als sie sich ihn selbst gewähren, war natürlich und sogar lobenswerth, sowie sie jedoch einmal die Frauen auf die Bahn gebracht hatten, verloren sie alle Herrschaft über dieselben; die Weiber gingen durch und er-

reichten den Gipfel jener tollen Eleganz, welche das zweite Kaiserreich kennzeichnete und den Verfall Frankreichs mit herbeiführen half.

Indessen sollten wir nicht vergessen, daß die Kleidung der Französinnen der Betrachtung mannigfache Seiten darbietet. Wir sehen die wilderen Elemente derselben, weil diese von Natur selbst, durch die Oeffentlichkeit nach der sie trachten, allen Zuschauern in die Augen fallen und weil in ganz Europa von dem Schaden gesprochen wird, den sie angerichtet haben. Allein damit ist das große Capitel nicht erschöpft; nicht Alles darin ist Eitelkeit, Frivolität und Verschwendung, auch Intelligenz und Geschmack, Sparsamkeit und die Kunst in ihren merkwürdigsten Entwicklungsphasen gehören zum Inhalte desselben; ist es doch eine Mischung von Gutem und Bösem, von Thorheit und Weisheit in allen ihren verschiedenen Schattirungen. Was aber ihre Beschaffenheit und ihre Folgen auch sein mögen, der Einfluß der Kleidung ist ein allseitiger, kaum eine Französin dürfte ihm entrinnen. In gewisser Weise ist ja die Toilette ihre Hauptbeschäftigung und darum hat der Gegenstand eine so außerordentliche Bedeutung gewonnen, darum ist er zum Range der Tagesfragen emporgestiegen. Das ist keine übertriebene Behauptung, wenn es auch vielleicht so klingt, eine Behauptung dazu, die sich mehr oder weniger auch auf andere Länder als Frankreich anwenden läßt. Der Wunsch, sich bewundert zu sehen, persönliche Wirkung durch ihre Körperumhüllung hervorzurufen, ist bei allen Frauen europäischen Ursprungs eine vorwiegende Neigung.

In England hat sie die unteren Classen mit besondrer Heftigkeit und mit dem beklagenswerthesten Erfolge befallen; in Frankreich und anderwärts sind es wesentlich blos die höheren Stände gewesen, in denen die Putzsucht ins Maßlose ausgeartet ist (?) Die Ursache, der sie entspringt, ist unterdeß unter allen Umständen die gleiche, die Befriedigung der individuellen Eitelkeit und das Verlangen, die Männer anzuziehen; wol aber trägt in Frankreich ihre praktische Wirkung ein Gepräge, das wir sonst nirgends entdecken.

Die Französin besitzt ein Gefühl für Form und Farbe, für Abwechselung und Angemessenheit, das ihr eigenthümlich ist und von Frauen anderer Nationalität nur in seltenen Ausnahmefällen erreicht wird. Sie hat einen wunderbar feinen Instinct in Allem, was die Kleidung angeht; ihre Vergleichungsfähigkeit ist eine überraschend schnelle; das ihr angeborene Verständniß der Gesetze der Harmonie in äußeren Dingen erhebt sich sozusagen bis zur Wissenschaft. Es ist keine zufällige Empfindung, es ist bewußte Ueberzeugung; nicht augenblickliche Erfahrung, sondern innerer Glaube, gereift und geläutert durch geduldiges Studium, durch Nachdenken und Beobachtung. Schnelligkeit des Entschlusses und Leichtigkeit der Ausführung sind die ersten Folgen dieser natürlichen Organisation; da ist kein langes Besinnen und Wählen, der Gedanke ist vorher so genau ausgearbeitet, daß die verwickeltsten Schwierigkeiten mit unfehlbarer Sicherheit überwunden und scheinbar unmögliche Lösungen gewissermaßen instinctiv gefunden werden. Und diese Lösungen unterstützt eine Gewandtheit der Behandlung, eine Ge-

schicklichkeit der Manipulation, die auch dem Volksstamme eigenthümlich angehören und die Verwirklichung selbst phantastischer Gelüste ermöglichen, welche eine schwerfälligere Handhabung nimmermehr zu Stande bringen würde. Mit solchen Waffen ausgerüstet, von Kopf und Hand bedient, hat die Französin sich zu einem Toilettentypus aufgeschwungen, den Andere wol nachzuahmen streben, nicht aber nachbilden können. Das Copiren allein thut es nicht, der Besitz der nämlichen Gegenstände reicht nicht hin, sie müssen auch angelegt und getragen werden, wie ihre Erfinderinnen sie tragen. Die Kunst, sich nicht blos gut zu kleiden, sondern die Kleider auch gut zu tragen, ist eine fast ausschließlich französische; von hunderttausend Engländerinnen vermag nicht eine einzige ihre Nationalität unter ausländischen Kleidern zu verstecken, und ob sie auch die feste Ueberzeugung hegt, daß sie ist, was sie scheinen will, so erkennt doch das ungeübteste Auge auf den ersten Blick die Maske.

Schon der Versuch der Nachahmung aber ist ein Beweis für die Vorzüglichkeit des nachgeahmten Typus. Copiren wir doch nur, was uns wahrhaft gefällt und dem wir zu gleichen wünschen. Es gibt Engländerinnen, die sich anstellen, als wiesen sie mit Verachtung die Annahme zurück, daß sie ihre Toilette für die einer Französin gehalten zu sehen wünschten, wäre aber ihr Protest aufrichtig und ehrlich, so würden sie gar nicht in die Nothwendigkeit gerathen, ihn zu erheben; sie würden sich ein Modell für ihren eigenen Gebrauch, ein dem Lande eigenthümliches Muster schaffen und wenn schon sie damit nichts gewinnen

dürften — denn welche Engländerin hat eine Ahnung von Toilette? — so würden sie jedenfalls dem Vorwurfe der Nachäffung entgehen. Für die Männer freilich wäre das keine Freude, ihren Augen blühte keine Weide, unsere Frauen würden sich dann ja noch abscheulicher aufputzen, als sie es jetzt thun; dafür hätten wir jedoch die tugendhafte Genugthuung unserer Selbständigkeit, möchte diese auch sein wie sie wollte. Eine andere und weit praktischere Lösung der Frage wäre es aber, wenn wir die Toilettengeschmacklosigkeit und Toilettenignoranz nnserer Frauen einfach eingestehen und demgemäß uns offen zur Nachahmung des besten Musters bekennen wollten, das wir finden können. Dies Muster ist in Frankreich vorhanden, nicht unter dem frechen Volke, das sich einen so wenig beneidenswerthen Ruf begründet hat, sondern in einer anderen und größeren Classe ächter Frauen, die ihre Kleidung als einen Quell berechtigten Reizes, als die natürliche Aeußerung ihres individuellen Kunstsinnes erachten. Das sind die Weiber, die es verdienen, betrachtet und nachgeahmt zu werden, denn wenn schon auch sie an Tand und Chiffons Gefallen finden, wenn auch sie die Toilettenfrage zu einer Staatsaction aufbauschen, so gehen sie dabei doch vernünftig und schicklich zu Werke, in einer Art und Weise und mit einem Erfolge, daß Andere ihnen mit Stolz folgen können. Nur wenn man den Gegenstand in zwei bestimmte Hälften zerlegt, kann man zur Wahrheit gelangen: der freche Anzug ist die eine dieser Hälften, der Putz die andere; in ihren sittlichen Folgen so-

wol wie in ihrer materiellen Erscheinung sind beide himmelweit von einander verschieden.

Vor noch nicht gar langer Zeit waren alle Französinnen „distinguées"; der sociale Einfluß der Restauration und der Regierung Ludwig Philipp's erwies sich in der Hauptsache als rein und gediegen und trat in der weiblichen Toilette auf das Vollständigste zu Tage. Einerseits keine Ungeschliffenheit, andererseits nichts von dem, was wir als aristokratisch zu bezeichnen pflegen — dieser Begriff scheint in der That den blondhaarigen Racen, den Engländern, den Deutschen (der Verf. sagt Oesterreichern; warum diese blonder sein sollen, als die Nord- und anderen Deutschen, ist nicht faßlich. Der Uebers.), den Schweden, ausschließlich anzugehören — wol aber etwas ebenso Gutes, „Distinction." Die Frauen wußten das und pflegten ihren seltenen Anzug mit unendlicher Sorgfalt und Liebe. Comme il faut auszusehen, war ihr einziger Traum, und wiewol die Verwirklichung dieses Traumes natürlich mit den Wandlungen der vorübergehenden Moden von Jahr zu Jahr wechselte, Streben und Zweck blieben die gleichen. Und der letztere ward sonder Aufwand erreicht, denn Einfachheit war die Regel und Einfachheit bedeutet Wohlfeilheit. Das war die Zeit, da fast jede Dame im Winter Merino und im Sommer schlichten Mousselin trug; da die einzige Ueberschwänglichkeit, der sich die Frauen ergaben, in ihrer Chaussüre, ihrer Wäsche und ihren Handschuhen bestand. Die Auferstehung der kaiserlichen Regierung brachte Geld in Menge, leichtfertige Vergnügungen und alle die Anregun-

gen und Reizmittel, die Perioden der Entsittlichung eigenthümlich sind. Die „Distinction" hörte auf, den Ehrgeiz einer Gesellschaft zu befriedigen, die des äußeren Schimmers bedurfte, die der Ruhe mäßiger und rein weiblicher Freuden entwachsen war, die ihren Reichthum und schlechten Geschmack vor der Welt in Relief setzen wollte, gleichviel wie. So entstand ein neuer Typus; die Frauen des zweiten Kaiserreiches traten an die Stelle der ruhigen eleganten Pariserin, die sich mit der Julimonarchie identificirte; „tapagöse Toiletten" kamen auf, und Stiefeln mit hohen Absätzen und Nacktheit und ungemessener Aufwand. Die Kunstfreunde und vernünftigen Männer sahen zu und trauerten.

Nicht daß die Putzsucht der Französin erst von 1852 datirt, sie ist vielmehr ein alter, langehegter, tiefer und inbrünstiger Cultus, sie hat mit dem neuen Herrn einfach ihre Götter gewechselt. Ihre Intensität ist nicht gewachsen, denn sie war schon so groß und festgewurzelt, daß sie schwerlich noch stärker werden konnte, aber sie hat ihre Formen und Ziele verändert, von einer durch weibische Reize und intelligenten Gebrauch der gewöhnlichsten Mittel erzielten Vollkommenheit ist sie zum „Benoitonismus" angeschwollen. Dies eine Wort kennzeichnet die Periode, es bedeutet das Aufgeben von Einfachheit und ruhiger Eleganz und das Trachten nach grellen Effecten, einen inneren moralischen Zustand im Einklange mit den gleichartigen äußeren Erscheinungen. Die Wandlung war indeß keine allgemeine; sie stieß im Gegentheile auf heftige Proteste, auf herzzerreißendes Wehklagen, auf scharfe Kritik, auf Spott,

Satire und organisirten Widerstand. Und doch machte sie ihren Weg, vermehrte sich von Jahr zu Jahr und gewann sich immer neue Anhängerinnen, ohne indeß jemals die Majorität zu erobern. Sie verletzte zu viele alte Ueberzeugungen und hatte zu große Mühe, eine Nationalbewegung zu werden, sie war nur eine Zufälligkeit der Zeit, aus momentanen Ursachen hervorgehend und mit diesen wieder zu verschwinden bestimmt. Auf gewisse Classen und gewisse Orte beschränkt, hat sie sich nie über die ganze Nation ergossen, in ihrem verhältnißmäßig engbegrenzten Wirkungskreise aber unendlich vielen Schaden gethan und einen noch nicht genau gewürdigten verderblichen Einfluß ausgeübt.

Ein gewisser Schlag von Weibern, die, zwar nicht zahlreich, doch so in die Augen fallende und so bedeutsame Stellungen einnahmen, daß Alles, was sie thaten, bemerkt und Vieles davon nachgeahmt wurde, richtete seine Zerstreuungen, seine Manieren und seine Kleidung in einer Weise her, die bis zu ihrer Zeit, niemals weder innerhalb noch außerhalb Frankreichs zur Anwendung gekommen war. Die besonderen Umstände des Augenblickes machten ihr Verfahren möglich und veranlaßten nicht nur eine Menge von Frauen sondern setzten sie auch materiell in den Stand, jenen Anderen nachzuahmen. Für Handel und Gewerbe war der Aufwand, den ihre Extravaganz verursachte, ganz gut; eine besondere Gattung von Industrie trat ins Leben, um ihren Bedürfnissen zu genügen, und gewann durch ihre Thorheit große Summen. So weit hatte ihr Treiben einen Zweck, denn es würde thöricht sein, wollte man darüber klagen, daß

reiche Leute ihr Geld ausgeben und derart zum allgemeinen Gedeihen beitragen. Wenn Worth (der fashionableste Damenschneider in Paris, ein geborner Engländer. Der Uebers.) sich ein Vermögen gemacht hat, weil er die eleganten Damen mit den begehrten Toiletten versorgte, so gebührt ihm der Ruhm, seine Zeit verstanden zu haben und der Erste gewesen zu sein, der das neue Bedürfniß befriedigte. Ihn trifft bei der Sache keine Verantwortlichkeit. Zufällig besaß er nur gewisse Naturgaben von besonderer Art; er war im Stande, wunderbare Toiletten mit einer Fruchtbarkeit, einer Abwechselung, einer Kühnheit und einer Geschicklichkeit zu erfinden, wie es kein Anderer im gleichen Grade vermochte, und so kamen die Frauen, die solche Anzüge brauchten, zu ihm. Als er sah, daß der Strom im Gange war, forderte er Preise, die zwei verschiedene Gattungen von Waare repräsentirten, Material und Erfindung. Seine Nebenbuhler konnten nur ausführen, er konnte schaffen; natürlich wollte er auch für Beides bezahlt sein, und die Welt, der er diente, ließ sich seine Bedingungen gefallen. Wir haben Recht, wenn wir sagen „die Welt,“ denn zwei Drittel von allen Erfindungen Worth's sind von Fremden in Beschlag genommen worden. Die Amerikaner zumal sind seine besten Kunden gewesen. Dies muß constatirt werden, damit der Vorwurf, fünfzig Pfund Sterling für eine einfache und zweihundert Pfund für eine Ball-Toilette auszugeben, nicht den Französinnen allein zur Last falle. In der That läßt sich durch eine kleine Untersuchung an den rechten Stellen leicht nachweisen, daß die größten Lieferanten der mannig-

faltigen Toilettenartikel, die sich um die Rue de la Paix zusammendrängen, nicht nur die Verfertiger unbegreiflicher Gewänder, sondern auch feenhafter Hüte, bewunderungswürdiger Juwelen, traumhafter Chaussures und der tausend anderen feinen Dinge, welche das moderne Weib herstellen, sammt und sonders mehr für die Vereinigten Staaten und für Rußland als für Frankreich arbeiten. Es gibt in St. Petersburg Damen, die allein für Schuhe jährlich hundertundzwanzig Pfund Sterling (1400 Reichsmark) ausgeben, deren jährlicher Aufwand für Handschuhe und Strümpfe sechs Weberfamilien erhalten würde, die es für ganz natürlich erachten, ihrem „Lieblingsautor“ die Reise vom Pariser Boulevard nach dem Newsky-Prospecte zu bezahlen, damit er ihnen genaues Maaß für ein Corset nehmen könne. Wenn wir die Französinnen der Toilettenüberschwänglichkeiten zeihen, wie wir das Alle so gern thun, so sollten wir doch so ehrlich sein, uns zu erinnern, daß keine einzige von ihnen den Gipfel der Thorheit gewisser Damen erreicht, deren Namen wir nicht zu nennen brauchen, die aber an den Ufern der Newa und des Hudson wohlbekannt sind und deren Pariser Rechnungen merkwürdige Geschichten erzählen würden, stopfte ihnen die Discretion nicht den Mund.

Frankreichs Sünde beruht in der Thatsache, daß es das Beispiel gibt; seine Nachahmer, oder doch einige derselben, gehen wol über das von ihm gegebene Muster hinaus, die ursprüngliche Schuld indeß ist die seinige. Eine alte freilich, nicht erst vom zweiten Kaiserreich herrührend. Seit so vielen Jahrhunderten schon hat sich Europa die franzö-

sischen Moden angeeignet, daß sich schwer bestimmen läßt, wann es damit den Anfang machte. Ohnedies ist Frankreich so auffallend gleichgültig in diesem Punkte, fragen seine Frauen so wenig danach, ob andere Weiber sie copiren oder nicht, daß ihnen nicht die Absicht zur Last gelegt werden kann, die sie umgebenden Nationen verführen zu wollen. Die Französinnen kleiden sich einzig und allein für Frankreich; wenn ihnen Andere folgen, so ist das nicht ihre Sache, das Factum an und für sich aber gibt keinen Grund des Vorwurfs gegen die Urbilder ab. Wenn jedoch Verschwendung und schlechter Geschmack gegen die Franzosen geltend gemacht werden, so ist der Schaden, den sie stiften, um so ausgedehnter, je größer der Kreis ist, den sie beeinflussen, und deshalb ist ihre indirecte Verantwortlichkeit in Wahrheit eine nicht geringe. Selbstverständlich weisen sie diese Verantwortlichkeit mit Unwillen von sich; selbstverständlich sagen sie, daß, da sie ihren Willen Niemandem aufdringen, da alle Frauen der Erde die Freiheit haben, sich zu umhüllen wie ihnen gefällt, es im höchsten Grade ungerecht ist, ihnen die tumultuarischen Toiletten zuzuschreiben, die während der letzten zwanzig Jahre in so vielen Ländern aufgekommen sind. Der Einwand ist plausibel, doch unzureichend; ob sie nun wollen oder nicht, Monarchen müssen die Consequenzen ihrer Stellung auf sich nehmen. Frankreich ist die anerkannte Königin der Toilette, und als solche kann es sich der Pflichten und Lasten nicht entziehen, die mit allen Kronen verknüpft sind. Daß seine auswärtigen Unterthanen sich freiwillig in die Sclaverei begeben haben,

ist wahr, ebenso, daß es keinerlei Autorität über sie in Anspruch nimmt, allein diese Thatsachen können die moralische Verantwortlichkeit nicht aufheben, der Alle unterliegen, die an hoher Stelle stehen und dadurch zu anerkannten Vorbildern geworden sind. So lange die Französinnen waren, was sie vor dreißig Jahren zu sein pflegten, so lange haben sie ihre Pflichten gegen sich selber und gegen die Menschheit erfüllt — sie gaben das Beispiel vollkommener Toilette, und trugen so die Last ihres Königsthums zu allgemeinem Nutz und Frommen; als sie jedoch die weisen Lehren ihrer Mütter über Bord zu werfen begannen, als sie das bloße Geld in die Zusammensetzung ihrer Habseligkeiten einführten, als Anmuth und Reiz für untergeordnete Zwecke betrachtet wurden, als ihr Streben lediglich dahin ging, zu blenden und zu verblüffen — da hörten sie auf, den Platz zu verdienen, den sie so lange eingenommen hatten; sie wurden gefährlich und hätten entthront werden sollen. Aber sie hatten ihr Scepter aus göttlichem Rechte; ihre Vasallen dachten nicht daran, sich wider sie aufzulehnen, die Sclaven gehorchten vielmehr nach wie vor, sie folgten ihnen in unermüdlicher Unterwürfigkeit, wie die Bevölkerung Roms sich vor den Cäsaren beugte.

Weniger indeß in ihrem Verhalten nach außen, als in ihren französischen Resultaten interessirt uns hier die von 1852 anhebende Bewegung der weiblichen Kleidung. Ihr Einfluß auf Frankreich selbst ist es, was wir zu betrachten haben. Die Uebertreibung war in gewissen Gesellschaftsschichten eine so jähe und gewaltsame, daß sie durch

ihren Schimmer allein viel wichtiger und umfänglicher zu sein schien als sie factisch war. Ihr lebhafter Glanz verlieh ihr den Charakter der Universalität, den sie in Wirklichkeit niemals besaß; ihr Schein von Allgegenwart war ein trügerischer und wurde nur durch das demonstrative Heraustreten ihrer Urheberinnen erzeugt. Hätten die Frauen gezählt werden können, die sich entschlossen in die flotte Toilette stürzten, nicht fünfzigtausend wären wahrscheinlicher Weise in ganz Frankreich zusammen gebracht worden. Aber sie machten Lärm für fünf Millionen und führten dergestalt die Zuschauer irre, die sich einbildeten, daß ein solcher Lärm unmöglich das Werk von so wenigen Menschen sein könnte, und daher, und ganz natürlich, die gesammte Nation dafür verantwortlich machten. Wie bereits gesagt, wurde das erste Beispiel jedoch von einigen wenigen vergnügungssüchtigen Damen gegeben, denen Rang und gesellschaftliche Macht es ermöglichten, äußerlich der öffentlichen Meinung zu trotzen und mit Sicherheit darauf zu rechnen, von der ihnen nächststehenden Gruppe gehorsam nachgeahmt zu werden. Die wahren Frauen Frankreichs hingegen widerstanden der Versuchung von Anfang an; sie sahen, daß weder Geschmack noch Reiz auf den Wegen zu gewinnen waren, die das zweite Kaiserreich eröffnete, und machten ihnen darum beharrliche Opposition, und als zehn Jahre später das Uebel seinen Höhepunkt erklommen hatte, da schüttelten sie, die in keiner Weise dazu beigetragen, ihre Köpfe und sprachen traurig: „Ein seltsames Buch wird eines Tages über das Unheil geschrieben werden, das Madame A. und

die Ihrigen Frankreich angethan haben.“ Sie sagten das mit Ueberzeugung, denn sie dachten, das Uebel sei tief gewurzelt; wie alle anderen Zuschauer, so glaubten auch sie, daß die Ansteckung die Mehrzahl ergriffen habe und daß die Folgen von Dauer sein würden. Das war indeß zum Glück eine Illusion. Die frechen Toiletten und die zuchtlosen Manieren verschwanden mit dem Zustande der Dinge, dem sie entsprossen waren. Ihr Leben war ein blos ephemeres; wol richteten sie großen Schaden an, so lange sie existirten, allein ihre Zeit ist vorüber — die Französinnen kehren von Neuem zu sich selbst zurück. (??)

Trotzdem war die Bewegung von Zügen begleitet, die ihr einen Anstrich von Lebenskraft und Stärke gaben und selbst die erfahrensten Richter socialer Thorheiten täuschen konnten. Sie hatten ihre eigene Literatur, Feydeau's Romane, Sardou's Schauspiele und jene eigenthümliche Zeitschrift, die „Vie Parisienne.“ Vom Capital, von Hofgunst, von den aufregendsten Ergötzlichkeiten, von pikanter Schriftstellerei, von persönlichem Antheile vornehmer Damen und Herren unterstützt, hatten sie den Erfolg, den allgemeinen Geschmack innerhalb der Grenzen ihrer Wirksamkeit durch und durch zu verderben. Die Toiletten der Schauspielerinnen vom Gymnase, von den Variétés und vom Vaudeville bildeten das Tagesgespräch. Jules Janin, der Kritiker, Richter und Denker, schrieb Feuilletons über sie in dem ernsten „Journal des Débats“ und schien nicht einzusehen, daß er dadurch seine Feder und seinen Ruf entwürdigte. Die Costümbälle in den Ministerien des Auswärtigen und der Marine waren

so große Ereignisse, daß sie einen Monat vorher und nachher die allgemeine Aufmerksamkeit erschöpften; Geschichten wurden eifrig erzählt und angehört von Herzoginnen und Prinzessinnen, die bei Herrn Worth um fünf Uhr Thee tranken, um die letzten Compositionseinzelheiten ihrer Toiletten zu besprechen, und auf dem Wege nach dem Schauplatze der Festlichkeit um zehn Uhr Abends noch einmal bei ihm vorfuhren, um ihren Putz einer letzten Berührung seiner geschickten Hand zu unterwerfen. Je länger die Kleider, je kürzer wurden ihre Corsagen, und Levassor's bekannte Beschreibung des Anzugs einer Ballettänzerin: „Une robe qui ne commence qu' à peine et qui finit tout-de-suite“ ließ sich buchstäblich auf den oberen Theil dessen anwenden, was man unter Abendtoilette verstand. Meinten doch Manche, es sei eine Uebertreibung, wenn man behauptete, daß sie „kaum anfange,“ und viel richtiger, wenn man sagte, daß „sie ganz und gar nicht anfange.“

Es war eine merkwürdige Zeit. Die Jagd nach materiellen Vortheilen, nach Befriedigung der Eitelkeit war der Hauptzweck der Frauen, die Toilette machten, und der Männer, die ihnen anhingen. Die Frauen gaben Alles aus, was sie besaßen, und eine ziemliche Menge derselben verwickelte sich tief in Schulden. Das Gesicht wurde mühsam und malerisch für das Tagewerk zurecht gemacht, der Kargheit der Natur mehr denn je durch die verschiedensten Mittel an den verschiedensten Theilen des Leibes, vorne hinten, oben, unten, aufgeholfen, und das Haar irgend welches fremden Menschen im Verein mit Watte und Hackenschuhen

vollendete das reizende Geschöpf. Die Kleider, die über diese unteren Vorbereitungen getragen wurden, waren schreiend in Form und Farbe, alle gewöhnlichen Lehren und Regeln der Kunst wurden geflissentlich außer Acht gelassen, Sammet trug man im Sommer, Grün, Gelb und Roth mischte man tapfer zusammen. Der Luxus entwickelte sich in so furchtbarem Maße, daß selbst Dupin, der, nachdem er nacheinander dreizehn Regierungen mit unwandelbarer Treue gedient, wol im Stande sein dürfte, ein gutes Theil zu ertragen, im Senate in einer moralischen Rede gegen die Frauen seiner Zeit ausbrach. Die Damen aber, für die sie gemeint war, lasen sie am nächsten Morgen im „Moniteur," lachten und sagten: „Der arme alte Dupin!" Das war der Lohn für seine Mühe. Einer stärkeren Hand bedurfte es, den Strom zu hemmen. Und dennoch, bei all' seinem Tosen und Wallen enthielt der Strom im Grunde nicht viel Wasser, er bestand fast nur aus Schaum. Schien er auch fast die ganze Gesellschaft zu überfluthen, so hatte er doch keine Tiefe, und selbst seine Oberfläche war bei Weitem nicht so umfänglich, wie man vermuthete. Die Mehrzahl der Weiber sind gut und unschuldig und mehr zur Erfüllung ruhiger Pflichten als zur Verfolgung gedankenloser Vergnügungen geneigt, nur eine Minderheit, eine kleine Minderheit war es, die auf Lust und Toilette ausging und diese zu ihrem einzigen Lebenszwecke erhob. Natürlich kam eine ziemliche Menge jener ruhigen Frauen und Mütter durch den Glanz um sie herum in einige Versuchung, hätten sie doch nicht Französinnen sein müssen, wenn

sie für den Ruhm von anderer Leute Kleider ganz unempfindlich gewesen wären, aber ihr gesunder Verstand und ihre angeborne Liebe zu Sitte nnd Rechtschaffenheit beschützten sie vor Gefahr. Sie fuhren fort, sich bescheiden zu kleiden, und beschränkten ihren Aufwand auf die ihnen von ihren Gatten bewilligten Mittel. Immerhin gibt es jedoch lustige „Matronen" und thörichte Jungfrauen auf dieser Erde genug, um für jedwede Tollheit Material zu liefern, welche die Mode in Gang bringt. Und der Thoren unter den Männern der modernen Civilisation ist kein Mangel, die immer bereit sind, Ausschreitungen Beifall zu spenden, selbst wenn sie dafür zu bezahlen haben. So, mit dem Beispiel von oben und der Nachahmung von unten, wurden unanständige Toiletten und unanständige Manieren Charaktertypen der Periode und werden im Gedächtniß der Menschen noch lange als eine ihrer schlimmsten socialen Erscheinungen fortleben.

Nicht daß die Mitglieder jener Gruppe, die sich ausschweifend kleidete, sittlich viel schlechter waren als die Menschen, die in anderen Ländern für das Vergnügen leben. In der Verbreitung von Tugend und Laster herrscht ja eine merkwürdige Gleichheit. Die Zufälligkeiten der äußeren Entwickelung, die mit jeder Generation kommen und gehen, berühren nicht viel mehr als die bloße Oberfläche; auf die innere Beschaffenheit eines Volkes üben sie keinen wirklichen Einfluß aus, wenn sie nicht lange genug währen, um sich seiner Gedanken und Handlungen dauernd zu bemächtigen. Die Frauen, die nur nach Zerstreuung trachten,

werden nirgends die Pflichten erfüllen, die sie ihren Kindern und ihrer Häuslichkeit schuldig sind, ob Engländerinnen oder Französinnen oder Russinnen. Weltlicher Sinn, in welcher Gestalt es sei, ist keine Eigenthümlichkeit des Volksstammes oder der Zeit; Frivolität, Eitelkeit und Sinnenlust sind so ziemlich allgemeine menschliche Eigenschaften gewesen, seit die Welt geschaffen ist, und es wäre mehr denn Unrecht, sie als ausschließliche Mängel der Frauen des zweiten Kaiserreichs anführen zu wollen. Bei alledem aber läßt sich nicht leugnen, daß diese Frauen absonderlich weit gingen in der Verfolgung verachtungswürdiger Vergnügungen: sie thaten, was sie nur konnten, ihre Generation zu schädigen, indem sie die höheren Interessen der Gesellschaft beseitigten; und wenn von Frauen anderer Länder in verschiedenem Grade dasselbe geschieht, so entschuldigt das die Pariserinnen nicht dafür, daß sie mit dem Beispiele vorangegangen sind.

Vielleicht sind indessen die Männer mehr noch zu tadeln als die Weiber, denn die letzteren sind nur, wozu sie die ersteren machen. Es ist wiederum die Frage von Angebot und Bedarf: verlangen die Männer Damen in ihrer Umgebung, so werden die Frauen zu Damen; verlangen die Männer etwas Anderes, so werden die Frauen etwas Anderes. Sie bilden sich ja nach den Anforderungen ihrer Herren, und die Schwankungen in Art und Manieren können immer für ein leidlich sicheres Anzeichen der männlichen Neigungen der Zeit gelten. Darum haben auch die Männer nicht viel Grund über das schlechte Resultat zu

klagen, ist dies doch vornehmlich ihr eigenes Werk. Verdienen sie Lob, wenn das Endergebniß etwas taugt, so müssen sie auch den größern Theil der Verantwortlichkeit auf sich nehmen, wenn das Gegentheil der Fall ist. Sie sind es, welche die Cocotten so abscheulich in den Vordergrund gedrängt haben, wie wir das in Paris sehen; sie sind es, die andere Frauen auf den Gedanken gebracht, daß einzig und allein die Cocottenerscheinung den Männern gefalle und von allen Frauen, die zu gefallen zu wünschen, nothwendig nachgeahmt werden müsse. Wir Ausländer schreiben all' diesen Unsinn wol den Frauen zu, die ihn betreiben, das ist aber unbillig — die größten Sünder sind die Männer, die dergleichen haben wollen. Die Frauen gehorchen und folgen ja weit mehr, als sie schaffen. Die Einzelheiten der Sache werden freilich von diesem Satze nicht berührt, bei der Zusammensetzung grotesker Toiletten haben die Männer die Hand nicht im Spiele; sie mögen sie hübsch finden, aber sie ersinnen sie nicht. Vielleicht wünschen sie nicht, daß ihre Frauen jährlich viertausend Pfund Sterling für Kleidung ausgeben, sie bezahlen jedoch die Rechnung, weil deren Größe ihnen schmeichelt; es ist in ihren Augen ein Verdienst eine Frau zu haben, die so viel kostet.

Die Zerrüttung des Familienlebens ist eine nothwendige Folge dieser Extravaganzen gewesen. Zwar gibt es in Frankreich Frauen, und nicht wenige, die nur für ihre Männer und ihren häuslichen Kreis Toilette machen, welche denken, daß es ihre Pflicht ist, ihre Häuser den Gebietern

derselben so anziehend wie möglich zu gestalten, und die mit Recht glauben, daß sie diesem Zwecke dienen, wenn sie ihre eigenen Personen zum Ergötzen ihrer berechtigten Bewunderer schmücken, allein jene raschlebenden Damen, die bis vor Kurzem nur für die große Welt existirten, begnügten sich nicht mit einem so eng begrenzten Felde ihrer Thätigkeit. Ein einziger Bewunderer befriedigte ihre gierigen Seelen nicht, sie arbeiteten für die Menge und gebrauchten Mittel, die so großartig waren, wie das Ziel, das sie im Auge hatten. Daß manche von ihnen ihre Männer wirklich liebten und eine gewisse Zärtlichkeil für ihre Kinder besaßen, ist durchaus nicht unmöglich; wol aber ist es außerordentlich schwer, die Liebe zu häuslichen Freuden mit äußeren Eitelkeiten zu vereinigen, muß doch die erstere nur zu oft weichen, damit den letzteren größere Aufmerksamkeit erwiesen werden können. So ziemlich in allen Hauptstädten Europas läßt sich diese Beobachtung machen. Piccadilly weiß davon ebenso viel zu erzählen, wie wir in den Champs Elysées erfahren können. Das wissen wir Alle gar gut, aber es ist vergnüglicher, es an den Franzosen zu tadeln, als an uns selber. Wem behagte es nicht, über den Strohhalm in seines Bruders Auge zu sprechen? Und so ergehen wir uns über die Gebrechen Frankreichs, als wäre auf unserer Seite eitel Reinheit und Tugend. Allerdings veranlassen uns die Pariserinnen zu solchem Gebahren, denn sie haben jederzeit ihre Fehler den Augen der Welt mit einer Rückhaltslosigkeit und Vollständigkeit ausgesetzt, von denen wir anderwärts kein Beispiel zu erspähen ver-

mögen. Andere Völker bedecken sich mit Heuchelei und Scheinheiligkeit, da jedoch die „Nation de trop de paroles“ sich, in dieser Beziehung wenigstens, nicht darum zu kümmern scheint, was ihre Nachbaren von ihr denken, so zeigt sie sich, wie sie ist. Gesellschaftlich ist in Frankreich sehr wenig Humbug und kaum eine Spur von Vornehmthuerei. Es hat keine anerkannte höhere Classe, der man nachstrebt oder nachäfft. So groß wie die Mängel des Landes in seiner politisch-moralischen Entwickelung sind, von dem Hange, den Rang anzubeten und zu copiren, oder seine jeweiligen Neigungen zu verschleiern, ist es merkwürdig frei. Wir sehen die Franzosen nahezu wie sie wirklich sind; die guten und die schlechten von ihnen treten in voller Deutlichkeit ans Licht, und das ist einer der Gründe, warum es uns vorzüglicheren Menschen so entzückend leicht wird, sie zu schmähen.

Das Schlechte fiel indeß in der wilden Gesellschaft der Ante-Sedan-Periode so stark ins Auge, daß es wol zu entschuldigen ist, wenn man immer darauf zurück kam. Seit der Regentschaft (unter Philipp von Orleans) hat die Welt eine so geflissentliche Verherrlichung des Vergnügens nicht mehr gesehen wie in jenen letzten zwanzig Jahren und von all' den äußeren Gestalten, welche die allgemeine Strömung annahm, war die Toilette der Frauen die hervorstechendste und ausgesprochenste. Ob diese Toilette Ursache oder Folge war, läßt sich nicht leicht bestimmen, ihr Einfluß, wenngleich im engern Kreise einer gewissen Classe, war jedoch ebenso groß wie alle die anderen verderblichen Ein-

wirkungen, die sich geltend machten. Freilich hatte die Sache auch ihre ergötzliche Seite gleich so vielen anderen schädlichen Einflüssen, denen das Leben ausgesetzt ist; freilich waren die Bilder aus der zeitgenössischen Gesellschaft, mit denen die „Vie Parisienne“ jeden Sonnabend den Appetit ihrer Leser reizte, überaus geschickt und vergnüglich; freilich riefen die „Actualitäten“ des täglichen Lebens und Plauderns vieles Lachen hervor (mehr als Frankreich jetzt zu hören bekommt), trotz alledem aber war dies Lachen um zu hohen Preis erkauft. Lust und Heiterkeit zählen zu den angenehmsten und reizendsten Zielen, die man verfolgen kann, namentlich so lange man noch jung ist, allein das bleiben sie auch, wenn sie unschuldiger Art und nicht zu theuer sind. Das zweite Kaiserreich war indeß nicht sonderlich unschuldig, und kein Mensch wird es bezichtigen, daß es die Wohlfeilheit befördert habe. Es hat die vernünftigen und anständigen gesellschaftlichen Traditionen niedergeworfen, die ihm vorhergingen, hat die Extravaganz auf den Thron erhoben, hat sowol Männer wie Frauen erniedrigt, und eines seiner wirksamsten Mittel zur Erreichung solcher Zwecke war die Art der Kleidung, die es einführte.

Noch größer fast als das sittliche Unheil, das es erzeugte, war aber die gräßliche Geschmackverderbniß, die sich während jener zwanzig Jahre vollzog. Als eine Kunstform betrachtet — und als solche sollte sie betrachtet werden — ist die weibliche Toilette nur eine Aeußerung der über Form und Farbe herrschenden Ideen. Sie ist nicht blos ein zufälliger Schmuck des Leibes, nicht allein ein Product per-

sönlicher Gedanken und Empfindungen, sie ist vielmehr oder sollte das mindestens sein, ein äußeres Zeichen der Kunstbestrebungen der Zeit. Nicht der Kunst in dem ihr meistens beigelegten engern Sinne, der Maler- und der Bildhauerkunst, sondern der Kunst, Gestalten und Farben in der uns von der Natur selbst gelehrten Weise in Einklang zu bringen. Jener Kunst, welche die uns umgebenden Gegenstände so anzuordnen weiß, daß jeder derselben in der vollendetsten Form erscheint, die ihm anzunehmen möglich ist, und uns die höchste Befriedigung gewährt, die durch das Auge vermittelt werden kann; jener Kunst, durch welche der Schmuck des Hauses in Geräthschaften wie in der Kleidung seinen Zweck erfüllt, uns das Leben angenehm zu machen und uns zu zeigen, wie große Wirkungen durch kleine Mittel erzielt, wie Wahrheit und Feinheit und Geschmack durch den täglichen Anblick der Dinge, in deren Mitte wir leben, uns eingeimpft werden können.

Die Moden des zweiten Kaiserreichs lehrten dergleichen nicht; blos Glanz und Ueberschwänglichkeit in jedem Detail, namentlich hinsichtlich der Kosten waren ihre unterscheidenden Merkmale. Die Carricaturen der Periode werden der Nachwelt eine leidlich richtige Anschauung von dem Aussehen überliefern, welches die Pariser Straßen und Salons vom December 1851 bis zum December d. J. 1870 darboten. Die Enkel der heutigen Franzosen werden über den Anblick der Frauen spotten, die wir gekannt haben, über ihre fünf Ellen in der Runde haltenden Crinolinen,

die fünf Jahre darauf durch dicht an den Beinen haftende enge Röcke ersetzt werden sollten. Sie werden diese Frauen als das erkennen, was sie wirklich waren: „des femmes remplies de bijoux et d'elles-mêmes“ mit wenig Raum für die Liebe zu anderen Menschen und mit einer beständigen Neigung, allen Regeln ins Gesicht zu schlagen, die bei der Wahl des weiblichen Anzugs leiten sollen. Nachdem alle möglichen Arten der Form erschöpft waren, machten sich die Damen der Zeit an die Farbe, und wäre Deutschland nicht dazwischen gekommen, so würden sie bald auch mit der Farbe fertig geworden sein und nichts mehr übrig gehabt haben, das sie nun hätten wählen können. Die Reaction, die gegenwärtig eingetreten, ist wider alle Farbe; die Frauen tragen jetzt Tinten, für die es keinen Namen gibt, die nie weder wirklich, noch frisch, noch ächt waren, noch nicht aber ganz dem Tone gleichkommen, den wir als „verblichen“ oder „verwaschen“ bezeichnen; es sind wesentlich „des couleurs provisoires“ wie sie in Paris heißen im Einklang mit der Regierung, die Frankreich zur Zeit besitzt und die weder Monarchie noch Republik, weder Wirklichkeit noch Fiction, weder Keim noch Blüthe vorstellt.

Es ist in der That ergötzlich zu sehen, wie sich die Kleidung derart den Zufälligkeiten der Politik anpaßt. Respectabel unter Ludwig Philipp, wurde sie stürmisch unter dem Kaiserreich und ist jetzt seit Thiers „provisorisch“ geworden. Welcher Art auch ihr nächstes Stadium sein mag, sicherlich wird sie nicht „definitiv“ werden. Ihr Wesen heißt Wechsel nicht allein mit den Dynastien, sondern mit

all den temporären Phantasien, welche die Laune in Schwung bringen kann. Und es ist gut so, daß dies der Fall, denn hätten die Moden des Kaiserreichs gedauert, alsdann wäre allem bessern Geschmack in Frankreich ein Ziel gesteckt gewesen. Vergessen wir aber nicht, daß ein genaues Urtheil über den Stil einer Epoche von den Zeitgenossen nicht leicht gefällt werden kann; Vorurtheil und Gewohnheit blenden uns zu sehr, als daß wir die Gegenstände, die uns tagtäglich umgeben, mit dem rechten Maßstabe zu messen vermöchten. So viel können wir indessen doch getrost behaupten, daß die ephemeren Moden der Regierung Napoleon's des Dritten nur eine untergeordnete Stelle in der Geschichte einnehmen werden. Eine abscheulich schlechte Stelle allerdings. Selten hat die Theorie von der Toilette eine minder befriedigende Verwirklichung gefunden als während jener unseligen zwanzig Jahre unter den Frauen, die, mögen sie uns gefallen oder nicht, als typische Erscheinungen der Zeit betrachtet werden müssen. Selten hat ein plötzlicher Ausbruch von Extravaganz nach jedweder Richtung hin in ästhetischer Beziehung einen üblern Einfluß auf Alle ausgeübt, die ihm unterworfen waren. Seit die Byzantiner Gold und Silber in ihre Gemälde mischten und das Erzeugniß für Kunst ausgaben, haben wir kein ähnliches Beispiel von der Anbetung des bloßen Schimmers gehabt. Zum Glück ist es vorüber (?), und sollte das Kaiserreich zum dritten Male wiederkehren, was ja eine nicht ohne Weiteres von der Hand zu weisende Eventualität ist, so dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, daß es den Irr-

thum nicht erneuen, sondern seinen restaurirten Unterthanen ein anderes Muster darbieten werde.

Selbst das Kaiserreich jedoch konnte die ächte Französin nicht austilgen; unberührt von seinen bösen Beispielen hat sie es überlebt, hat in verborgenen Ecken die alte Tradition aufrecht erhalten und kommt jetzt in ihrer alten Weisheit wieder zum Vorscheine, um Europa von Neuem zu zeigen, was der weibliche Anzug versinnbildlichen soll. Ihr Grundsatz ist von jeher gewesen, daß sich die erfreulichsten Formen, die bewundernswerthesten Resultate durch die einfachsten Mittel erreichen lassen und völlig unabhängig sind von der trügerischen Pracht, die mit Banknoten bezahlt wird. Sie ist der großen Lehre treu geblieben, daß die Frauen immer Frauen sein sollen, daß sie ihren Reiz verlieren, sobald sie nach Zuchtlosigkeit trachten, daß „Distinction" das einzige des Strebens würdige Ziel ist. Denn „Distinction" — wahres vornehmes Wesen — ist nicht eine bloße Naturgabe. Natürlich beruht ihre Vollendung auf äußeren Bedingungen, die keine noch so große Intelligenz völlig zu ersetzen vermag, wol aber kann die letztere sehr viel thun, um körperliche Mängel auszugleichen und, speciell in Bezug auf die Kleidung führt sie allein zur Vollkommenheit. Intelligenz in diesem Falle bedeutet jedoch Vernunft, Tact und praktischen Verstand ebenso wol wie die geschickte Benutzung von Form und Farbe. Sie bedeutet Schicklichkeit in allen Stücken — in der Wahl der Stoffe, der Farben und Formen], welche nicht nur für die persönliche Erscheinung, sondern auch für die gesellschaftliche

Stellung der Trägerin passen. Sie bedeutet namentlich auch die harmonische Herstellung selbst der kleinsten Einzelheiten des Anzugs, so daß jeder einzelne Bestandtheil der Kleidung das Auge des Kritikers vertragen kann. Und sie bedeutet die Erreichung aller dieser Vollkommenheit mit so wenigem Gelde wie möglich. Das war es, was der Mehrzahl der Französinnen früher zu gelingen pflegte; das ist es, was viele von ihnen niemals vergessen haben, das ist es, zu dem sie gegenwärtig zurückkehren. Wenn dies Letztere gründlich geschehen ist — alsdann mag die Welt sie wieder ruhig copiren.

Unsere Gesellschaft besitzt indessen so wenig Auge für die Kunst, hat im Allgemeinen nicht den geringsten Begriff von den ungeheuren Erfolgen, die durch das Bestreben, gefallen zu wollen, zu erzielen sind, daß die höheren Leistungen der Koketterie nur von den Wenigen gewürdigt werden, welche die feine Wissenschaft von der Anziehung wirklich studirt haben. Gibt es doch sogar unter den Frauen nicht eben viele, die ihre Macht kennen, die den Einfluß begreifen, den sie durch äußere Kunstmittel auszuüben im Stande sind, die den wahren Werth und Umfang ihrer persönlichen Erscheinung ermessen, die einsehen, wie sie die Männer rundum durch den bloßen Zauber ihrer Reize ganz und gar beherrschen. Dennoch ist von den vielen Kräften, durch die wir gegenseitig auf einander einwirken, die wolangewandte Koketterie der Frauen vielleicht die, welche im Stillen die größte Wirkung hervorbringt. Nicht die elende Koketterie leerer Eitelkeit, nicht die verständnißlose Entfaltung hohlen

Gepränges, nicht das kleinliche Streben, durch Mittel anzuziehen, die alle Welt gebraucht, sondern die wohlbedachte Anwendung gut berechneten Schmuckes, die geschickte Inscenirung jedweden anziehenden Details, die wissenschaftliche Entwickelung natürlicher Schönheiten, so daß der Zuschauer sich unwillkürlich zur höchsten Bewunderung hingerissen sieht. Dergleichen Talent findet sich selten. Hie und da im Laufe der Jahre begegnet man einer merkwürdigen Frau, deren Kenntniß von den zartesten Verführungskünsten eine vollkommne, die in allen ihren Bewegungen reizvoll ist, deren Schönheit fast vollkommen erscheint wegen des vollkommnen Rahmens, den sie ihr zu geben weiß. In diesen leider gar seltenen Fällen ist dem Haare, den Füßen und Händen und den anderen Theilen des Leibes genau die Rolle zugetheilt, die sie zu spielen haben: Alles lebt, spricht und trägt zur Wirkung des Ganzen bei. Nicht im Gesicht allein liegt die Liebenswürdigkeit, wie wir Fremden uns wol einbilden; die Grazie hängt nicht von den Zügen des Antlitzes ab, der Reiz ist kein Privateigenthum von Augen, von Mund und Kinn. Das ächte Weib denkt an jede Einzelheit seiner Wirkung, nichts ist für seine Aufmerksamkeit zu geringfügig. Weil aber die Französinnen diesen Grundsatz als die Richtschnur ihrer Verfahrungsweise anerkennen, so sind sie so vollendete Meisterinnen in der großen Kunst, zu gefallen, zu deren Elementen die Kleidung gehört.

So vorzügliche Resultate kosten jedoch Geld; der Durchschnittsschlag der Französinnen reicht nicht dahin. Darf es doch nicht unberücksichtigt bleiben, daß der Toilet-

tenaufwand für eine Französin des Mittelstandes jährlich nur sechszig Pfund Sterling (1200 Reichsmark; nicht zu wenig, wie uns bedünken will. D. Uebers.) in Anspruch nimmt; innerhalb dieser Grenze kann sie ihre Phantasie schweifen lassen, jenseit aber liegen ihr verpönte Dinge. Bedenken wir nun, daß sechszig Pfund Sterling der Preis ist, den gewisse andere Leute für eine einzige gewöhnliche Robe bezahlen, so läßt sich schwer verstehen, wie Madame So und So, deren Gatte ein kleiner Advocat oder mittlerer Beamter ist mit zwei Kindern und einem jährlichen Einkommen von vierhundert und vierzig Pfund Sterling (8800 Reichsmark circa), sich so kleiden kann, wie sie angezogen geht. Und doch vermag sie das, und viele Andere ihres Gleichen können es auch. Das Resultat scheint zu den Mitteln außer allem Verhältnisse zu stehen, das ist aber blos eine optische Täuschung. Die sechszig Pfund Sterling machen nur eine Einzelheit in jenen Mitteln aus, das Andere bemerken wir nicht, wenn wir nicht sehr scharf hinsehen; haben wir jedoch die übrigen Hülfsquellen entdeckt, die zu der erreichten Wirkung beitragen, so will es uns beinahe bedünken, als wären jene sechszig Pfund Sterling ganz überflüssig und als wenn das Ganze ebenso gut ohne alles Geld hätte hergestellt werden können. Unter den vielen Anwendungen des menschlichen Scharfsinnes würde sich schwerlich eine ausfindig machen lassen, bei welcher Erfindungskunst, ernstes Wollen, geschickte Handhabung und besonders Benutzung der kleinsten Zufälligkeiten mit größerer Beharrlichkeit und Intelligenz in Thätigkeit gesetzt

werden. Sicherlich hat im Kampfe gegen die Armuth die Geschicklichkeit sich keines ähnlichen Sieges zu rühmen. Nur die persönliche Thätigkeit aber macht diesen Sieg möglich; bei einem derartigen Ringen kann nichts an Andere übertragen werden, die Heldin muß Alles allein verrichten, zwar nicht die Nähterei, die ja eine blos mechanische Hantirung ist, doch die Erfindung, die Anordnung, die Zusammenstellung und mehr als das Alles, die Organisation des Ganzen, damit die Wirkung eine einheitliche werde. Dazu kommt, daß die Französinnen der Gesellschaftsschicht, von der wir hier sprechen, ihre alten Kleider unaufhörlich aufarbeiten und den neuen Bedürfnissen anpassen lassen, woraus schon hervorgeht, daß Niemand Anderes ihnen helfen kann, weil Niemand Anderes weiß, was sie besitzen. Keine Französin, die eine eigne Meinung hat, läßt sich ferner von einer Nähterin oder Kammerfrau beeinflussen. Sie läßt diese zuschneiden und nähen, sie selbst aber gibt die Ideen an, weiß sie doch instinctiv, daß auf keine andere Weise ihre Toilette zu dem werden kann, was dieselbe sein soll — zum angemessenen Ausdruck ihrer Persönlichkeit. Die Hauptcharakterzüge in der Kleidung der ächten Pariserin, des Weibes, das jederzeit reizend ist, trotz der Leere seines Geldbeutels, sind: Individualität, Harmonie und Vollendung im Detail.

Im Einzelnen nachzuweisen, wie man sich solche Vorzüge aneignen kann, ist kein leichtes Ding. Beides, Zweck und Mittel, sind specifisch französische Eigenthümlichkeiten. Der erstere kann nur erreicht werden, wenn er, vor seiner

materiellen Erfüllung, uns vollständig entwickelt vor der Seele schwebt. Wenn ich sage: „Ich will einen schwarzseidenen Anzug haben," so spreche ich damit einen sehr allgemeinen Satz aus; ein schwarzseidener Anzug kann so viele Gestalten annehmen, wie die Wolken beim Sonnenuntergange. Zwischen dieser Unendlichkeit von Formen gilt es nun zu wählen, und in dieser Wahl, im Charakter und Ausdruck, die dem Erzeugniß gegeben werden sollen, kommen die besonderen Neigungen und Geschmacksrichtungen der Trägerin zu Tage; in allen diesen Dingen aber, in denen sich die weibliche Individualität zeigt, hat die Pariserin ihres Gleichen nicht. Das Kleid ist indeß nur ein Theil des Ganzen, der größte und augenfälligste allerdings, allein keineswegs der bedeutendste, denn ein baumwollener Anzug, der fünfzehn Franken kostet, kann mit gleichem Nachdrucke sprechen und mit ebenso lauter Stimme die Verdienste seiner Urheberin verkünden. Handschuhe, Gürtel, Hut, Sonnenschirm, Chaussure und vor Allem die Wäsche tragen zu Ton und Typus eines wohlgekleideten Weibes noch weit mehr bei; auf sie wendet sich das kundige Auge, neugierig, den Grad der Vollendung in diesen wichtigen Kleinigkeiten zu erforschen. Niemand, der da weiß und fühlt, was die weibliche Toilette zu besagen hat, wird sich auf die bloße Betrachtung des Kleides beschränken, mit schnellem, aber sicherm Blicke wird er vielmehr jede Einzelheit seiner Musterung unterwerfen: Hände, Füße, Haare und Untergewänder, Alles wird er beobachten und auf dies Ensemble, nicht auf irgend eine specielle Einzelheit seine

Meinung gründen. In Paris und an vielen anderen Orten Frankreichs gehen Schaaren von Frauen aus den peinlichsten von dergleichen Musterungen makellos hervor, weil sie ja im Voraus wissen, daß sie dieselben werden auszuhalten haben und demgemäß ihre Vorkehrungen treffen. Diese vollendeten Meisterinnen der Toilettenkunst erblickt man nicht schon am Morgen mit Juwelen bedeckt oder mit Handschuhen, deren offene Fingerspitzen aufgeblühten Tulpen gleichen, oder mit Strümpfen, die um die Knöchel schlottern oder wie türkische Pumphosen herunterhängen. Ihre Wäsche zeigt niemals das geringste Fleckchen; nie setzen sie grobe Stickereien an die geheimen Stücke ihrer Kleidung oder beladen sich mit Allem, was sie haben, nur um ihren Reichthum der Welt vor Augen zu stellen. Feinheit und Schicklichkeit sind die Mittel, die sie zunächst anwenden, Harmonie ist ihr Streben, Vollkommenheit ihr Ziel — und sie erreichen es.

Das sind die wahren Frauen in dem weiblichsten Sinne des Wortes, sie sind es, die so viele französische Heimwesen zieren und erheitern, sie, die in den letzten Jahren dem barbarischen Aufwande von Geld und schlechtem Geschmack so eifrig widerstanden, sie, welche die Ueberlieferungen ihrer Mütter in ungeschwächter Kraft bewahrt, sie, auf die wir jetzt als Exempel zu blicken haben. Sie aber denken nicht an uns; ihr Wirkungskreis liegt in ihrem eignen häuslichen Bereiche. Sie kümmern sich nicht um fremde Nachahmung, ihr Werk gilt ihnen selbst und ihren Kindern. Ihre Töchter wachsen in Berührung mit vernünftigen An-

sichten von weiblicher Toilette auf, in beständiger Uebung der verwickelten Kunst des Selbstschmuckes, allein zugleich in der Ueberzeugung, daß die eigentlichen Geheimnisse dieser Kunst in der Einfachheit, in der strengen Vermeidung aller Extravaganz, aller Verschwendung, alles unnöthigen Aufwandes bestehen. Im Alter von vierzehn Jahren können sich diese Mädchen ihre eigenen Kleider zuschneiden, mit zehn Jahren verstanden sie bereits, ihre Hüte zu garniren u. s. w. Eine derartige Erziehung bildet wunderbar geschickte Frauen; beinahe zu Allem wissen sie ihre Finger zu gebrauchen. Geschicklichkeit in der Kleidung aber führt zu anderen Geschicklichkeiten; der Kunstsinn in seinen Anwendungen auf die persönliche Erscheinung erschließt auch seinen höheren Offenbarungen den Geist. Von diesem durchaus vernünftigen Gesichtspunkt aus betrachtet, hört die Kleidung auf, eine bloße Darlegung der Eitelkeit oder untergeordneter Anlagen und Fertigkeiten zu sein, sie nimmt ihren Platz ein unter den praktischen Bildungselementen und leitet die Frauen allmählich zu wahrem Kunstverständnisse empor. Daß dies hübsche Bild sich auch in Frankreich nicht allenthalben dem Auge darbietet, daß dicht neben den in der angedeuteten Weise vollendetsten Frauentoiletten sich weibliche Gestalten breit machen, die selbst die einfachsten Grundregeln zu begreifen unfähig sind, die Lederstiefeln zu Mousselinkleidern tragen, mitten auf die Brust plumpe Cameenbrochen anstecken und Federn und Blumen und Spitzen in der entsetzlichsten Verwirrung aufeinander häufen — braucht zwar nicht erst versichert zu werden, scheint jedoch

darzuthun, daß, wenn Frankreich auch die Muster der vollendetsten Toilette aufzuweisen hat, die Toilettenkunst doch nicht als Gemeingut des Volkes, nicht als nationaler Charakterzug betrachtet werden kann.

Sei dem indeß, wie ihm wolle, die meisten von uns werden darüber einig sein, daß eine wohlgekleidete Frau ein angenehmer Anblick für das Auge ist. Sind wir auch wol verschiedener Meinung über Bedeutung und Umfang des Begriffes der wohlgekleideten Frau, das Princip bleibt dennoch unerschüttert, wie viel sich über seine Ausführung auch streiten lassen mag. Wie wir sehen, haben selbst in Frankreich zweierlei verschiedene Typen mit einander im Streite gelegen; der eine derselben neigt jetzt seinem Ende zu, und der andere gewinnt nach und nach seinen frühern Vorrang wieder. Wir Ausländer aber, zumal wir Engländer, können das Musterbild nur bewundern, nicht jedoch nachahmen, aus demselben Grunde, der den wahren Briten verhindert kochen zu lernen, — unsre Weiber können es nicht thun.

Achtes Kapitel.

Die Ehe.

Das uns Angelsachsen so allgemein kennzeichnende Selbstvertrauen läßt uns Verheirathung und Ehestand ins Auge fassen, ohne die Kosten zu berechnen, die sie verursachen. Wir thun das, weil es uns augenblicklich reizt und interessirt, dem Glück und unseren starken Armen hinsichtlich der Mittel zum Unterhalt von Weib und Kindern zu vertrauen. Es liegt etwas Mannhaftes und Kraftvolles in dieser Handlungsweise; selbstverständlich ist sie kühn und gefährlich und endet zuweilen in offenbarem Elend, allein sie hat etwas Abenteuerliches an sich, das sie unsern Naturen empfiehlt. Nationalökonomen und Philosophen greifen sie fort und fort an, ihre Gründe und Beweise aber haben keine Ueberzeugungskraft. Mögen sie in der Theorie auch Recht haben, sie beeinflussen unsere Praxis nicht; „unvorsichtige Heirathen“ sind so zahlreich wie je. In dieser Hinsicht sind wir kein kluges Volk, und weder ernste Bücher noch beredte Erörterungen haben Aussicht, unsere Neigun-

gen zu ändern. Die Meisten von uns glauben, mehr oder weniger, an ihre angeborne Macht, Hindernisse schon im Entstehen zu überwinden. Wir schrecken von der Ehe nicht zurück, weil sie uns in Gefahren und Schwierigkeiten verwickeln kann, wir gehen auf sie los, weil sie uns augenblicklich anzieht und weil wir von einer Menge von Menschen umgeben sind, die vor uns das Nämliche gethan und sich so oder so durch die Folgen ihrer Uebereilung oder ihres Irrthums hindurch gekämpft haben.

In dieser Beziehung, wie in so vielen anderen Stücken, ist die Verfahrungsweise der Franzosen der unbedingte Gegensatz unsrer eignen. Wo wir beschließen und handeln, da erwägen und berechnen, bedenken und betrachten sie. Sie kommen zu keiner Entscheidung, als bis sie alle Vortheile und Nachtheile gegen einander abgewogen, bis sie Wahrscheinlichkeiten und Möglichkeiten in Betracht gezogen, bis sie so viele Bedingungen des Glückes vereinigt zu haben glauben, wie menschliche Voraussicht überhaupt zusammenbringen kann. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß in England (wie in Deutschland auch. D. Uebers.) die Verheirathung als ein rein persönliches Uebereinkommen betrachtet wird, das nur die beiden unmittelbaren Interessenten angeht. Wol geben wir, in unseren höheren Classen mindestens, zu, daß Rücksichten mancherlei Art dabei ins Auge zu fassen sind, welche die Vermittelung von Eltern und Verwandten rechtfertigen und in einzelnen Fällen sogar erheischen. Bei den Franzosen aber nimmt diese Vermittelung einen Umfang an, den wir nicht ertragen könn-

ten. Sie lassen dem zukünftigen Ehepaare nicht die geringste Freiheit und Selbstthätigkeit; Alles wird ihm aus der Hand genommen, man behandelt es, als hätte es bei der Frage nichts zu thun, die beiderseitigen Eltern oder Verwandten übernehmen statt seiner die nothwendigen Verhandlungen, wie es die Regierungen bei internationalen Verträgen zu thun pflegen. So sehr die Erregbarkeit und Beweglichkeit der Franzosen in anderen Lebensverhältnissen zur Erscheinung kommen, hierbei bleiben sie ohne Anwendung. Mit seltenen Ausnahmen haben jene Nationaleigenschaften mit den Ehevorbereitungen nichts zu schaffen. Bei dieser einen Gelegenheit wird ihre Stelle durch eine trockene arithmetische Berechnung der praktischen Ergebnisse, ohne Emotion und ohne Zerstreuungen, eingenommen. Wo wir so gewöhnlich auf das hören, was wir unter Liebe verstehen, auf die Versuchungen des jungen Herzens in allen ihren, wenn auch noch so vorübergehenden Gestalten, auf unsere individuellen Eindrücke und unsere eigenen Meinungen, da ziehen die Franzosen das Angemessene der fraglichen Lage, das beiderseitige Vermögen und den beiderseitigen Rang, die Harmonie der in Verbindung tretenden Familien zu Rathe. Gewissermaßen sucht man sich der Zukunft zu versichern, in socialer wie in pecuniärer Beziehung. Man geht von dem Grundsatz aus, daß die Leidenschaft nicht die Führerin ist zu dauernder Befriedigung und daß Andere als die beiden direct betheiligten Menschen sowol gesetzlich wie moralisch berechtigt sind, in einer so wichtigen Angelegenheit zu entscheiden. Damit ist nicht geradezu gesagt,

daß vorhergehende Sympathien in Frankreich bei der Verheirathung als überflüssig betrachtet werden; wol aber, und zwar in der unzweideutigsten Sprache, daß dergleichen Sympathien nicht als zureichender Grund einer Verbindung gelten dürfen, die bis zum Tode währen soll. Sympathien vergehen mitunter, aus anderen Berührungen entstehen neue Neigungen, eine ewige Anhänglichkeit ist sehr selten zwischen Menschen; die Nothwendigkeiten des Lebens jedoch vergehen nicht, sie bleiben vielmehr mit unerbittlicher Beharrlichkeit in ihrer Kraft bestehen, und die französischen Eltern richten hierauf mehr ihr Augenmerk als auf eine möglicher Weise nur flüchtige Leidenschaft ihrer Söhne und Töchter.

Diese Ansicht von der Verheirathung ist indeß nicht allein eine Wirkung der nationalen Tendenz zur Vorsicht, sie ist, bis zu gewissem Grade, auch eine Folge der im Code Napoléon enthaltenen gesetzlichen Bestimmungen. Das Gesetz verbietet alle Verehelichungen ohne die Einwilligung von Vater oder Mutter oder den Nachweis, daß beide todt sind (wie in Deutschland auch. D. Uebers.). Es ist ein sehr mühseliges Geschäft, sich in Frankreich zu verheirathen; der Act ist von Schwierigkeiten und Formalitäten umgeben, die einen Engländer zur Verzweiflung bringen würden. Verweigern die Eltern ihren Kindern, den eignen Wünschen zu folgen, so ist den Kindern allerdings gestattet, vorausgesetzt, wenn sie majorenn sind, einen Proceß anzustrengen, der officiell „eine ehrfurchtsvolle Aufforderung zur Einwilligung" genannt wird, wonach, wenn die Eltern auf ihrer Ablehnung bestehen, die Heirath schließlich vollzogen werden

kann. In welchem Alter Mann oder Weib in die Ehe treten, ist dabei gleichgültig; selbst wenn sie schon sechszig Jahre alt wären, so müßten sie doch entweder den schriftlichen Consens ihrer Eltern beibringen oder nachweisen, daß sie diesen in der gesetzlichen Form nachgesucht haben, daß er ihnen indeß ohne genügende Gründe verweigert worden ist, oder endlich darthun, daß sie Beide keine Eltern mehr haben. Der Zweck dieser gesetzlichen Bestimmungen ist nicht nur, Bigamie zu verhindern, — die unter solchen Bedingungen in Frankreich natürlich selten vorkommt (während sie in England bekanntlich an der Tagesordnung ist. D. Uebers.), sondern mehr noch die Autorität der Eltern aufrecht zu erhalten und den pflichtschuldigen Gehorsam der Kinder zu befördern. In sofern läßt sich nichts gegen das Gesetz einwenden, zumal als es in gar manchen Fällen die jungen Leute vor ihrer eignen Thorheit beschützt. Da unter allen Umständen aber die Ehe ein complicirter Zustand ist, der mehr noch als der elterlichen Einwilligung bedarf, um zu gutem Ziele zu führen, so ist es andrerseits nur natürlich, daß wir Briten, welche die ganze Sache aus einem durchaus verschiedenen Gesichtspunkte betrachten, eine gute Menge von Einwürfen dagegen geltend zu machen haben.

Die Verheirathung ist der Ausgangspunkt des häuslichen Lebens, das Glück von Mann und Frau und Kindern hängt zum großen Theile von den Bedingungen ab, unter denen sie geschlossen und ins Werk gerichtet worden ist, man darf sie daher nicht blos nach ihren Anfängen und ihrer Organisation, sondern muß sie vielmehr auch

nach ihren Erfolgen beurtheilen. Wie aber lassen sich die Erfolge von Heirath und Ehe genau bestimmen? Wir Alle wissen, wie schwer es ist, uns Freunden gegenüber ein sicheres Urtheil zu bilden, mit denen wir in beständiger Vertraulichkeit leben, deren Häuslichkeit wir genau kennen, deren Wirklichkeiten, deren besondere Neigungen, deren Vorzüge und Mängel wir zu würdigen einigermaßen im Stande sind. Wie können wir mithin hoffen, eine Meinung zu gewinnen, die sich billiger Weise auf eine ganze Nation anwenden läßt? Mit unbestimmten Ideen ist uns dabei nicht geholfen, Vorurtheile verleiten zu Irrthümern, Thatsachen aber lassen sich für ein so ausgedehntes Gebiet unmöglich sammeln. Dennoch aber gibt es einen Leitfaden, dem wir folgen können, einen unvollständigen und unzulänglichen freilich, aber doch nicht völlig unzuverlässigen — es ist der Eindruck, den ein Volk auf sich selbst hervorbringt. Auf statistische Erhebungen und Nachweise können wir uns dabei zwar nicht stützen, wir haben indeß Salongeplauder und halbe Enthüllungen, Dorfgerüchte und Marktgeschwätz und weises Kopfschütteln alter Leute, und mit ihrer Hülfe vermögen wir, wenn wir sorgsam aufmerken, uns ein annähernd richtiges Bild von den Dingen und Vorkommnissen zu unterwerfen, die sie andeuten. Wir können das aber nur, wenn wir dabei mit scrupulöser Gewissenhaftigkeit zu Werke gehen, alle Voreingenommenheit gegen gewisse specielle Schatten und Formen in unserm Gedächtnisse austilgen, unserer Einbildungskraft absolut keinen Spielraum gewähren und unser Colorit streng auf das beschränken, von

dem wir gewiß sind, daß wir es deutlich sehen. Und selbst dann haben wir schroffe Widersprüche mit einander zu versöhnen, die entgegengesetztesten Ergebnisse zusammen zu gruppiren und die Ursachen mit einander zu vergleichen.

Auf solche Weise sind wir allenfalls im Stande, uns die moralischen Resultate der Ehe in Frankreich zu veranschaulichen; ehe wir diese Ergebnisse indeß betrachten, dürfte es zweckmäßig sein, die Quantität der Ehen unter den Franzosen mit den entsprechenden Zahlen zu vergleichen, die andere Nationen uns in dieser Beziehung darbieten. Moreau de Jonnès gibt in seinen „Eléments de Statistique“ eine Uebersicht von der Zahl der Ehen, die in den Hauptstaaten Europas jährlich geschlossen werden. Zuerst kommt Irland mit 1 Ehe auf je 90 Einwohner; Frankreich steht in sechszehnter mit 1 auf je 122; England in sieben und zwanzigster mit 1 auf je 137; Toscana in acht und zwanzigster und letzter Stelle mit 1 auf je 143. Ist dies wahr — und der wohlbekannte Name Moreau de Jonnès kann als Bürgschaft für die Richtigkeit der Ziffern gelten — so scheint daraus zu folgen, daß, trotz unsrer halsstarrigen Unvorsichtigkeit, wir Engländer in der That verhätnißmäßig weniger heirathen, als die vorsichtigen, berechnenden Franzosen, die sich erst gehörig umschauen, ehe sie den Sprung wagen. Da haben wir von vornherein ein unerwartetes Factum, ein Factum aber, welches mit leidlicher Bestimmtheit anzeigt, daß die Bedenklichkeiten, die allen Verheirathungen in Frankreich voranzugehen pflegen, die Ehe selbst nicht wirklich beeinträchtigen, denn die Franzosen nehmen die Mitte der eben citir-

ten Tabelle ein; sie stehen zwar unter den nördlichen Staaten, die — England ausgenommen — das Verzeichniß anführen, doch über allen südlichen Völkern, die es schließen. Die derart für Frankreich angegebene Stellung ist mithin diejenige, die es sich nur wünschen könnte, das juste milieu, das weder ein Zuviel noch ein Zuwenig bezeichnet. Und auch wenn wir rückwärts blicken und den Vergleich ins achtzehnte Jahrhundert hinauf tragen, behauptet Frankreich ungefähr die nämliche wünschenswerthe Stellung. Vor hundert Jahren wurden überall mehr Ehen geschlossen, als heut zu Tage. Der Lebensunterhalt war leichter zu erwerben, für die Kinder zu sorgen nicht so schwer, und demgemäß finden wir, daß die Zahl der jährlichen Verheirathungen im Verhältniß zur Bevölkerung, durch ganz Europa etwa zehn Procent mehr betrug als gegenwärtig. Allein die Abnahme, die seitdem eingetreten, ist eine allgemeine, sie trifft nicht speciell Frankreich oder irgend ein anderes Land. Nach wie vor nehmen die Franzosen sich in dem gleichen Verhältnisse Weiber, wie sie es ihren Nachbaru gegenüber von jeher gethan haben; die Zahl der Eheschließungen hat sich eben nur vermindert wie anderwärts auch.

Haben die Franzosen folglich in diesem Punkte sich auf dem alten Stande erhalten, so sind sie seit der Revolution doch erheblich zurückgegangen im Betreff der Fruchtbarkeit der Ehen. 1770 betrug die Zahl der Geburten im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung 1 zu 25; jetzt ist sie auf 1 zu 35 gefallen, die Abnahme hat mithin die enorme Zahl von 40 Procent erreicht. Hierin liegt die wahre Erklärung der

merkwürdigen Thatsache, die Europa nach der letzten Volkszählung in Frankreich in so große Verwunderung gesetzt hat — die Thatsache, daß die Franzosen an Zahl abzunehmen beginnen. Nicht als statistische Merkwürdigkeit jedoch erwähnen wir dieses Umstandes hier, sondern weil es mit der gesammten Frage von Verheirathung und Ehe so innig verbunden ist, weil es die sittlichen Beziehuugen des Gegenstandes so nahe berührt, weil es zu Betrachtungen führt, die fast unbegreiflich sein würden ohne jene auffällige Thatsache. Wir werden alsbald darauf zurückkommen; mittlerweile aber wollen wir die trocknen Ziffern bei Seite lassen und das interessantere Studium von Meinungen, Eindrücken und persönlichen Erfahrungen fortsetzen.

Die Franzosen hegen sicher die feste Ueberzeugung, daß sie ein glückliches Volk sind. Und das sind sie auch, wenn Heiterkeit, Anmuth und gegenseitiger guter Wille als genügender Beweis dafür aufgeführt werden können. Keine Nation lacht mehr, weder Irländer noch Neger übertreffen sie darin, und ihr Lachen ist ein gutes, ehrliches Lachen, das seinen Grund hat, nicht bloßes sinnloses Kichern. Glück und Lachen aber sind nicht gleichbedeutend, das letztere ist nicht nothwendig ein Anzeichen von dem Vorhandensein des ersteren. Lacht doch der Traurigste von uns mitunter, während der innerlich vollkommen Zufriedene seinem Wesen nach zur Ernsthaftigkeit neigen mag. Auf dieses eine äußere Zeichen hin können die Franzosen daher weder praktisch noch logisch den Anspruch gründen, für ein wahrhaft glückliches Volk zu gelten. Ist der Anspruch be-

rechtigt, so muß das Fundament, auf dem er ruht, anderswo zu suchen sein, auf tieferen, minder oberflächlichen und augenscheinlichen Bedingungen. In der Beschaffenheit ihres ehelichen Lebens besonders muß der Beweis liegen, wenn der gepriesene Zustand in Wirklichkeit obwaltet. Hat die Verheirathung in der Regel günstige Folgen, versichern die also verbundenen Männer und Frauen im Allgemeinen, daß sie mit dem Gewinn ihrer Vereinigung zufrieden sind, bestätigen die Beobachter ringsum diese Erklärung und sagen aus, daß ihre verheiratheten Freunde, soweit sie es beurtheilen können, sich in ihrem Hausstande wohl fühlen und nicht sehnsüchtig die Vergangenheit zurückwünschen — alsdann können wir, ohne uns zu übereilen, anerkennen, daß die Franzosen wirklich ein glückliches Volk sind und daß das Verheirathungssystem, auf dem ihr häusliches Leben basirt, aus dem einfachen Grunde, weil es sie zu Freude und Zufriedenheit führt, sich als ein für ihren Charakter und ihre Bedürfnisse geeignetes bewährt hat.

Und es muß, Ausnahmen und Einschränkungen kommen natürlich nicht in Betracht, von vornherein zugegeben werden, daß dies Resultat im Durchschnitt von den Franzosen erreicht wird, daß sie in ihren Heimwesen wirklich eine zufriedene Nation sind und daß ihre Ehen im Großen und Ganzen beneidenswerthe Ergebnisse vor Augen führen.

Ehe wir weiter gehen, müssen wir indeß festzustellen suchen, wie das eheliche Glück in Frankreich zuweilen verstanden und verfolgt wird. Es ist nicht immer ganz dasselbe. In den gebildeten Ständen begreift es nicht selten

eine unaufhörliche Anwendung von Verstand und Geschicklichkeit in sich, wie wir dergleichen bei uns kaum kennen. Die große Masse verfährt natürlich wie die große Masse überall; sie nimmt das Leben, wie sie es findet, läßt es reifen, wie der Amerikaner sagt. Sie strebt nach keiner Verbesserung, sondern vegetirt mit dem fort, was sie hat. Wol aber gibt es gewisse französische Frauen und Männer, die den höchsten Anschauungen von den Zwecken der Ehe huldigen und die Mittel zu finden wissen, welche solche Zwecke erreichen lassen, die das Leben, das die verbundenen Zwei zusammen führen, zu einem beständigen, immer steigenden Streben nach Arten und Abarten von Glückseligkeit machen, welche über die Gedanken nicht nur, sondern auch über die Begriffsfähigkeit der Menge hinausgehen. Die Grundlage ihres Verfahrens ist die weise Regel, daß, da unsere Wünsche, unsere Bedürfnisse und Launen mit Zeit und Alter und auch mit der Lebenslage wechseln, die Versuche, die wir anstellen, diese Wünsche und diese Launen zu befriedigen, auch ihre Natur und ihren Charakter in Uebereinstimmung mit den Modificationen in dem erstrebten Ziele wechseln müssen. Was uns im zwanzigsten Jahre gefällt, das beginnt seinen Reiz im dreißigsten zu verlieren und langweilt uns im vierzigsten. Ist das aber hinsichtlich der Männer wahr, so noch vielmehr hinsichtlich der Frauen, die, als natürliche Folge des häuslichen Lebens, das sie führen, vom Schicksale dazu verdammt sind, nach einer Abwechselung von Anregungen im Hause zu trachten, weil sie außer dem Hause keine finden können. Der Gatte, der die Phi-

sophie des häuslichen Glückes studirt hat, der mit einem klaren Bewußtsein ihrer Gefahren und ihrer Kräfte in die Ehe getreten ist, wird nicht erst abwarten, bis seine Frau Langeweile an den Tag legt. Von der ersten Stunde ihres gemeinsamen Lebens an wird er vielmehr sie zu lehren beginnen, daß das Band zwischen Mann und Frau seine Stärke und seine ursprüngliche Wärme und Wahrheit nicht bewahren kann, wenn die Elemente, aus denen es besteht, nicht geschickt ergänzt und bedachtsam erneuert werden, sobald sie sich nach und nach verbrauchen und allmählig aufhören, ihre alte Wirkung zu thun. Er wird ihr zu zeigen suchen, daß, während sie sich noch in der Begeisterung der ersten Ehewonne befindet, das Glück, wie alle andern Zustände, und sogar noch mehr als diese, durch seine Natur selbst blos eine vorübergehende Lage ist, daß, was uns gestern glücklich machte, uns vielleicht heute kein Glück mehr gewährt, daß die Sympathien, die uns in der Unerfahrenheit unserer Anfänge so warm und so dauerhaft däuchten, bald dahin schwinden werden, wenn wir nicht über jeden Wechsel ihrer Erscheinung, über jedes schwache Symptom ihres Wandels wachen. Die jungen Frauen zaudern vielleicht, wenn solche Theorien zuerst ihrer Verwunderung unterbreitet werden, es thut ihrer augenblicklichen innigen Liebe weh, die Versicherung zu empfangen, daß diese Liebe ohne neue Nahrung, ohne neue Aufmunterungs- und Reizmittel im Laufe der schwindenden Jahre nicht dauern wird. Wenn sie sich indeß einmal an die ihnen entwickelte Beweisführung gewöhnt, wenn sie einmal deren unwandelbare und allgemeine Anwen-

dung haben schätzen lernen, dann, falls sie ihre Gatten wahrhaft lieben, werden sie ihnen thätigen Beistand leisten, ihre überzeugten Gehülfinnen werden bei dem delicaten, doch unschätzbaren Werke, den vornehmsten Zweck ihres verbundenen Lebens, das gemeinsame Glück, in aller seiner ursprünglichen Stärke zu erhalten und zu seiner möglichsten Vollkommenheit zu entwickeln suchen.

Trotzdem aber scheint es nicht an Beispielen zu gebrechen, daß die Frauen die ganze Zweckmäßigkeit dieser vernünftigen Behandlung ihres Lebens nicht einzusehen vermögen. Haben sie den Nutzen des Verfahrens einmal erkannt, so tragen sie wol zur Erreichung des Zieles selbst mehr noch bei als die Männer, oft jedoch geht ihnen dies Verständniß sehr langsam auf, und in der Regel öffnet ihnen nur schmeichelhaftes Bitten oder Noth die Augen.

Im Allgemeinen sind die Frauen — in Frankreich wie sonstwo — geneigt, das Glück als ein ihnen verbrieftes Recht, als eine selbstverständliche Thatsache, als einen permanenten Zustand, eine sich selbst erzeugende und selbst erhaltende Lage zu betrachten, die fortbestehen und dauern wird, weil sie einmal angefangen hat. Die meisten von ihnen sträuben sich heftig dagegen, wenn sie zum ersten Male eingestehen sollen, daß das eheliche Glück im Gegentheile und seinem eigenthümlichen Wesen nach die ephemerste aller kurzlebigen Gründungen ist. Sie nehmen die Liebe des Mannes als ihr Eigenthum und eine ihnen schuldige Pflicht hin; sie bilden sich ein, daß es die Obliegenheit des Gatten ist, diese Liebe ohne eine besondere Mithülfe

ihrerseits aufrecht zu erhalten. Sie lassen sich lieben, aber sie helfen nicht dazu, daß die Liebe dauert; wie Johnson sagt, „sie können Netze stricken, doch keine Käfige bauen." In dergleichen Fällen, und leider bilden sie in allen Ländern die Mehrzahl, läßt sich auf bleibende Befriedung keine große Hoffnung setzen. Ist der Mann, wie in der That der größere Theil der Männer, unwissend genug, um zu glauben, daß er die Zukunft für sich selber sorgen lassen kann, ohne bei guter Zeit die Grundbedingungen des zweiten Actes seines ehelichen Lebens vorzubereiten, dann endet das Drama mit der üblichen Oede und Enttäuschung; und weil er die Ursachen nicht kennt, aus denen dieser Schluß hervorgegangen ist, so hält er denselben für die natürliche Folge der Ehe. Ist er hingegen ein denkender Kopf, hat er mit einiger Aufmerksamkeit die zur Erhaltung des häuslichen Glückes erforderlichen Bedingungen in Rechnung gezogen, so leidet er in Wahrheit, wenn er sich lebenslang an ein Weib gebunden sieht, das unfähig ist, ihm durch gemeinschaftliche Arbeit und Wachsamkeit das seltene, aber bewundernswerthe Ziel erreichen zu helfen — dauernde und wachsende Befriedigung in der Ehe.

Gewiß leben in Frankreich eine große Anzahl von Menschen, die sich zu diesen höheren Anschauungen erheben, die den Ehestand als ein ernstes Geschäft ansehen, das eine völlige Hingabe der Gedanken erfordert, die unaufhörlich danach trachten, seine Verfassung zu vervollkommnen und seine Folgen und Erzeugnisse über das Niveau gewöhnlicher Dutzendexistenzen zu erheben. Und oft gelingt das ihnen.

Aus der täglichen Berührung miteinander destilliren sie sich einen Grad, eine Höhe, eine Gründlichkeit, eine Dauer und Wirklichkeit des Glückes, die eine ander minder begabte nnd minder sorgsame Behandlung des häuslichen Lebens zu erzielen unfähig ist. Sie zeigen uns, was Wissen und Können aus gewöhnlichen Quellen zu schöpfen vermögen, sie legen uns die Summe von Befriedigung vor Augen, zu der wir in der Ehe aufzuklimmen vermögen, wenn wir dieses Verhältniß zwischen Mann und Weib nur als eine Pflanze betrachten wollen, die emsig gepflegt werden muß, nicht als ein Gewächs, das ohne Hülfe den Kampf ums Dasein zu kämpfen hat. Manches Beispiel ließe sich geben zur Bestätigung dieser allgemeinen Darlegung, was die Ehe sein kann, wenn sie recht verstanden wird. In den höheren Schichten der französischen Gesellschaft gibt es Männer, die Professoren der Kunst, glücklich zu sein, genannt werden könnten; die alle Einzelheiten derselben mit sorgsamen Fingern und forschendem Auge ergründet haben, die eine tiefe Erfahrung der Mittel und Zwecke besitzen, die, gleich geschickten Aerzten, gegen die täglichen Schwierigkeiten des häuslichen Lebens sofort ein Heilmittel bei der Hand haben, deren Praxis soviel werth ist wie ihre Theorie und die das dadurch beweisen, daß sie in den Herzen ihrer Frauen und in ihren eignen ein immerwährendes, nie schwächer werdendes Gefühl von Dankbarkeit und Liebe zu erhalten wissen. Aber ach! diese Beispiele sind nur Ausnahmen. Wie ihre Nachbarn in andern Ländern schlendern die Franzosen sorglos durch die Ehe, machen keinen Versuch, sie zu verbessern

und bilden sich oft ein, daß sie überhaupt nicht verbesserungsfähig ist. Dank ihren leichten, lachenden Naturen aber halten sie ihr Düster und Trübseligkeit im Allgemeinen fern. Sie bringen in das eheliche Leben die muntere Heiterkeit mit, die das Attribut ihres Volkes zu sein pflegt, verscheuchen Langeweile und Aerger durch Sorglosigkeit, ertragen Verdrießlichkeiten mit einer Gelassenheit, die bei ihnen nicht Gleichgültigkeit ist, einem unerfahrnen fremden Auge jedoch der letztern so frappant ähnlich aussieht, daß es Anfangs schwer ist, den Punkt zu bestimmen, wo die ruhige Geduld zu enden und die Gleichgültigkeit anzufangen scheint.

Neben dieser Gelassenheit freilich kann man oft genug auch das directe Gegentheil wahrnehmen. Die Franzosen zeigen in ihrem Charakter nicht selten so viele Fehler die man anderswo lediglich den Frauen schuld gibt, daß sie bis zu einem kaum glaublichen Grade launisch und nevös werden können; und wehe dem unglücklichen Weibe, das an einen Gatten solcher Art geräth! Er peinigt sie zu Tode. Sanft und liebevoll, wie die Männer gewöhnlich sind, erscheinen nicht wenige von ihnen zu Hause doch geradezu unausstehlich. Zum Glücke machen sie eine verschwindende Minderzahl aus, sonst würde es Unsinn sein, wollte man behaupten, daß die französischen Ehen im Großen und Ganzen für glückliche gelten dürfen. Aus Allem, was man sieht und hört, aus den vielerlei Scandalgeschichten selbst, die uns zu Ohren kommen, geht offenbar hervor, daß die meisten Franzosen, ihren gegenseitigen Eindrücken gemäß, gegen ihre Frauen überaus nachsichtig sind; sie machen

zwar nicht viel Wesens von ihnen, pflegen sie jedoch mit vieler Milde, mit beständiger Rücksicht, mit Ehrerbietung und Höflichkeit zu behandeln. Im Allgemeinen kommen sie ursprünglich ohne große Leidenschaft oder selbst ohne große Liebe zusammen — die Bedingungen, unter denen ihre Ehen geschlossen werden, lassen dies leicht begreifen — allein fast immer wächst die Liebe zwischen ihnen, und schließlich fühlen sie zu einander eine ganz so aufrichtige, so gründliche und so tiefe Anhänglichkeit, wie wir dieser in anderen Ländern begegnen, wo nicht die gleiche Praxis herrscht.

Wirklich unglückliche Ehen in Frankreich zu entdecken, ist durchaus nicht leicht. Hie und da zwar liegen einzelne Beispiele vor Aller Augen, denn sie haben zu freiwilliger Trennung geführt; das Zeugniß der Gesellschaft und namentlich der Frauen jedoch, die in Frankreich sich gegenseitig nachsichtiger beurtheilen als in andern Ländern, spricht keineswegs von einem häufigen Vorkommen dergleichen verfehlter Ehen. Die Unmöglichkeit einer Scheidung wirkt als mächtiger Grund zu gegenseitigen Zugeständnissen, um alle Unebenheiten auszugleichen und das Zusammenleben, wenn nicht angenehm, so doch erträglich zu machen. Absolute Untreue, von der einen Seite, wie von der andern, ist gegenwärtig so selten, daß man oft einen ausgedehnten Kreis vertrauter Bekanntschaft durchmustern kann, ohne nur ein einziges Beispiel davon zu entdecken. Diese Behauptung mag dem großen fremdländischen Publicum, das, obschon der Sache total unkundig, doch in der gegentheiligen Anschauung aufwächst, lebt und stirbt,

abgeschmackt und falsch erscheinen, allein sie sagt die stricte, buchstäbliche Wahrheit. Das Band der Ehe wird in Frankreich tief empfunden; Männer und Frauen hängen dort fest aneinander und trachten jetzt nicht nach unerlaubten Freuden, was viele von ihnen auch in vergangnen Tagen gethan haben mögen. Ja, man weist in Frankreich augenblicklich auf England als auf das Land, das handgreiflich die größte Summe von ehelicher Unregelmäßigkeit producirt und führt zum Beweise mit bitterer Gerechtigkeit die schamlosen Details des Ehescheidungsgerichtes (Divorce Court) an, die von unsern britischen Zeitungen mitgetheilt werden. Wir selbst haben uns nachgerade an diese häßliche Oeffentlichkeit gewöhnt, die Gewohnheit macht uns gegen Gefahren und Unschicklichkeit derselben blind; könnten wir indeß die Ausländer darüber sprechen hören, wüßten wir, welchen Eindruck von Ekel und Abscheu die Sache in Frankreich hervorbringt, wo die seltenen Fälle ähnlicher Art criminell behandelt und stets bei verschlossenen Thüren verhandelt werden, wo die Ehemänner sich die Schande ihrer Weiber nicht mit Geld bezahlen lassen, — dann würden wir vielleicht zu der Erkenntniß kommen, daß wir in diesem Punkte Europa kein erbauliches Schauspiel aufführen und daß wir alles Recht verloren haben, den Stein auf Andere zu werfen. In einer solchen Sache haben wir selbst kein Urtheil über uns; wir müssen uns dem Ausspruche der unbetheiligten Beobachter fügen, und dieser fällt für uns sehr hart aus. (Sehr wahr! und nicht allein in dieser Beziehung. D. Uebers.).

In anderer Richtung freilich trifft die Franzosen ein

gerechter Tadel, wie wir bereits angedeutet, der um so schwerer ist, weil er sich nicht blos auf vereinzelte Fälle bezieht. Ihre Ehen produciren kaum noch Kinder. Hierbei ist jede Discussion überflüssig, hier können Meinungsverschiedenheiten nicht obwalten; hier kommen Vorurtheile nicht in Betracht, denn die Thatsache ist durch amtliche Erhebungen erwiesen. Vor der Revolution von 1789 belief sich die Bevölkerung Frankreichs auf etwa 24 Millionen und die jährliche Zahl der Geburten war ungefähr 970,000. In diesem Augenblicke beläuft sich die Bevölkerung auf etwa 37 Millionen und die Durchschnittsziffer der Geburten im Jahre ist blos 950,000. In anderen Worten: wenngleich die Bevölkerung jetzt noch ein halb Mal größer ist, als sie vor hundert Jahren war, so erzeugt sie doch absolut weniger Kinder als damals geboreu wurden. Das gegenwärtige jährliche Geburtsverhältniß in Frankreich ist das niedrigste in der Welt. In Deutschland ist es 1 zu 25 von der Gesammtbewohnerschaft, in England 1 zu 30, in Frankreich nur 1 zu 39. Und es muß bemerkt werden, daß diese Verminderung nicht aus einer Abnahme der Zahl der Eheschließungen entspringt, die ja, wie gesagt, in Vergleich mit anderen Ländern ihren Platz behauptet, sie kommt einzig und allein daher, daß die Eheleute nicht Väter und Mütter werden wollen, wie dies doch anderwärts ihr Bestreben ist. Ein Thema solcher Natur ist ein sehr heikles, allein es bildet einen der hervorstechenden Züge unsrer Frage und könnte nicht übergangen werden, ohne daß in unsrer Erörterung

eine große Lücke bliebe, wird doch unsre Anschauung der ganzen Sache wesentlich davon bedingt.

Der Franzose ist ein Mann der äußersten Vorsicht; er heirathet nicht, wenn er dazu nicht die Mittel zu haben glaubt, er hat keine Kinder, wenn er nicht denkt, daß er für sie zu sorgen im Stande ist. Die Anhänglichkeit zwischen Mann und Frau wird dadurch in keiner Weise beeinträchtigt, in keiner Weise die Liebe zu ihren Kindern vermindert, wenn sie diese haben. Im Gegentheil, ihre Familienzärtlichkeit ist außerordentlich und demonstrativ, wie wir in diesen Skizzen von ihrem häuslichen Leben schon so oft zu erwähnen Veranlassung fanden. Das bloße Vorhandensein aber dieser Abneigung, Kinder zu haben, erniedrigt Frankreich vor Europa und regt gewichtige Zweifel hinsichtlich einer Verfahrungsweise in uns auf, die, bei allen ihren Vorzügen und Eigenschaften, bei allem Glücke, das sie erzeugt, in eine so flagrante Verleugnung des Hauptzweckes und der Hauptpflicht der Ehe ausläuft. Vielleicht läßt sich in Abrede stellen, daß die leidige Thatsache mit dem ganzen System im innern Zusammenhange steht, vielleicht kann sie als Zufälligkeit, als vorübergehende Tendenz aufgefaßt, vielleicht eingewandt werden, daß die allgemeine Organisation des ehelichen Lebens in Frankreich dafür nicht verantwortlich zu machen ist; allein dergleichen Einwürfe kann man mit gutem Gewissen durch die Entgegnung entkräften, daß die in Rede stehende Tendenz, anstatt einen blos zeitweiligen Charakter zu besitzen, seit hundert Jahren in stetem Wachsen begriffen ist, daß während der gegenwär-

tigen Generation ihre Entwickelung mit der Zunahme des Wohlstandes zusammentrifft, die doch offenbar eine diametral entgegengesetzte Wirkung hätte hervorbringen sollen, und daß man folglich allen Grund hat, die Erscheinung für eine endgültig angenommene Politik zu betrachten.

Wie groß in nationalökonomischer Beziehung aber auch der Werth des Grundsatzes von der „Behutsamkeit bei der Eheschließung“ sein mag, mit dem Malthus seinen Namen verknüpft hat, zweifelsohne werden nur Wenige von uns ihn von sittlichem oder socialem Gesichtspunkte aus billigen können, und wie wol der Genannte, wenn er noch lebte, eine unendliche Genugthung darüber empfinden dürfte, daß eine ganze Nation seine Idee in so ausgedehntem Maße verwirklicht, so mag es uns, die wir blos einfache Beurtheiler der Ergebnisse des ehelichen Lebens in ihren natürlichen und gewöhnlichen Formen sind, doch gestattet sein, die Sache in einem andern Lichte zn erblicken. Abstracte Theorien über die Bevölkerungsbewegung und über die Verhältnisse zwischen Angebot und Nachfrage wollen niemals Menschen einleuchten, welche die Ehe, wie wir das Alle thun, nicht nur als eine zur Gewährung und Beförderung persönlicher Befriedigung für die Betheiligten eingesetzte Institution, sondern ebensowohl als ein Verbindungsglied zwischen den sich folgenden Generationen ansehen. Wie sollten wir also nicht ein gutes Theil tiefinnerlichen Widerwillens gegen den unzulänglichen Gebrauch empfinden, der in Frankreich so augenfällig von der Ehe gemacht wird? Dies Gefühl, wie stark es auch sein mag, darf uns indeß nicht zur

Uebertreibung führen. Die Regel wird durch die angegebenen Ziffern festgestellt, und unzweifelhaft findet sie in den meisten Fällen auch ihre Anwendung, allein nichtsdestoweniger gibt es der Ausnahmen doch im Ueberfluß. Noch leben in Frankreich Schaaren von Menschen, die auf Gott und nicht auf Malthus vertrauen. Uebrigens sind es auch nicht die Lehren dieses überklugen Engländers, welche die französischen Bauern in der Sache befolgen, hat doch wol kaum einer derselben jemals auch nur dessen Namen gehört. Zwar führen sie aus, was er gerathen hat, zwar übersetzen sie seine Vorschläge in die Praxis, aber ohne daß sie im Geringsten wissen, was er lehrt. Ihr Motiv ist individuell, nicht national. Sie haben keine Ahnung davon, daß sie nach nationalökonomischen Sätzen zu Werke gehen, wenn sie wie es wol geschieht, uns sagen: „il faut faire la soupe avant de faire l'enfant."

Erfreulicher Weise entdecken wir hie und da doch einige Lichter in einem Gemälde, das sonst allzu schwarz sein würde. Noch gibt es mancherorten zahlreiche Familien, und nirgends könnte man auf bewundernswerthere Beispiele reinen häuslichen Lebens stoßen, als sie uns darbieten. Freilich sind es vorzugsweise die höheren Classen der Gesellschaft, in denen wir diese Beispiele finden; die gewerbtreibenden und arbeitenden Schichten sind in der Regel von so wenig festen religiösen Ueberzeugungen und in ihren Grundsätzen so wenig auf das Höhere gerichtet, daß sie sich viel mehr der andern Richtung zukehren, und da sie die große Menge bilden, so sind sind sie es, und sie fast einzig

und allein, denen der Rückgang der Volksvermehrung zur Last gelegt werden muß. Deßhalb ist es auch keine unrichtige Behauptung, wenn wir sagen, daß die höheren Stände in Frankreich sich gegenwärtig schneller vermehren als die unteren Classen. Materiell ist dieses Wachsthum allerdings unmerklich, in gewissem Grade aber nichts desto minder vorhanden.

Eine andere zwar sehr verschiedene, doch beachtenswerthe Frage ist der Einfluß der Gesellschaft, oder genauer ausgedrückt, der gesellschaftlichen Verhältnisse auf die Folgen der Ehe. Trotz ihrer großen Liebe zu ihrer Häuslichkeit leben die Französinnen, wie wir bereits wissen, viel im geselligen Verkehr unter einander und mit Männern; ihre Lebensweise ist so frei von den Beschränkungen und Hemnissen, die wir uns auferlegen; Besuche zu empfangen und abzustatten wird ihnen zu allen Stunden des Tages und des Abends sehr leicht gemacht, so daß die Berührung mit Freunden und Bekannten eine viel häufigere wird, als wir uns auch nur vorstellen. In den höheren Ständen gehen einzelne verheirathete Männer in die Clubs oder leben zum Theil in ihren eignen Zimmern; doch ist das keineswegs die Regel, vielmehr bewegen sich auch in diesen Schichten, ebenso wie in den mittleren, die Männer meist in der Gesellschaft ihrer Frauen, begleiten diese, wohin sie nur können und theilen ihre Freundschaften und ihre Zerstreuungen. Bei einem so ungewöhnlich geselligen Volke ist es natürlich, daß dies sich so verhält, und die Grundbedingungen der Verheirathung, die so viel wie möglich, immer die späteren

Familenbeziehungen im Auge haben, befestigen die angeborne Neigung. Die Franzosen betrachten die Ehe nicht als einen Zustand, der blos zwei Personen mit einander verknüpfen, sie sehen sie vielmehr als ein Bündniß an, das die gewöhnlichen Berührungen beider Theile mit der übrigen Außenwelt in keiner Weise stören soll. Natürlich steht es in der Praxis Jedermann frei, sich seine eigene Lebensweise zu wählen. Auch in Frankreich gibt es eine große Anzahl von verheiratheten Männern und Frauen, die am liebsten zu Hause bleiben, „qui vivent en sauvages", wie ihre Nachbarn von ihnen sagen, doch sind sie jedenfalls sehr in der Minorität. Wenn die neu vermählten Französinnen viel in Gesellschaft gehen, so geschieht dies aber nicht, weil sie dadurch die mit ihrer Verheirathung errungene Freiheit an den Tag legen wollen, sondern weil sie überhaupt gern in Gesellschaft gehen, weil ihre Männer es ebenfalls gern thun, weil es die Gewohnheit ihres Volkes ist. Der Gedanke, daß die Verheirathung den Französinnen besondere Freiheiten einräume, ist ein durchaus irriger, haben sie doch weder mehr noch weniger Freiheit als die Frauen anderswo auch. Indeß läßt sich wohl begreifen, daß der Contrast zwischen dieser Freiheit und der außerordentlichen Zurückgezogenheit, in der die Mädchen aufwachsen (die wir vielleicht nachahmen sollten) nur den falschen Eindruck machen konnte, als würde der französischen Ehefrau eine größere Emancipation zutheil als dieser die andern europäischen Frauen genießen. Sie bleibt ja durch die allgemeinen Gesetze gebunden, welche Stellung und Ver-

halten der Frauen regeln, sie gewinnt nur den Platz und die Macht, die sie zur Erfüllung ihrer neuen Pflichten in den Stand setzen. In erster Reihe dieser Pflichten steht die Obliegenheit, ihren gesellschaftlichen Rang zu behaupten; und sie liebt diese Obliegenheit, die Erfüllung derselben kostet sie keine Mühe, und in den meisten Fällen, würde sie ihren Gatten täuschen und unwillig machen, wollte sie diese Pflicht vernachlässigen. So gehen sie umher und ergötzen sich, wie es ihnen zukommt, das ist ja einer der Zwecke, um dessentwillen sie geheirathet haben.

Bleibt der gesellschaftliche Verkehr in den hier angegebenen Schranken, so läßt sich kaum sagen, daß, wie hoch er auch in Frankreich entwickelt ist, er dem häuslichen Frieden Schaden thut. Es gibt eine Menge von verheiratheten Leuten, die niemals zu Hause bleiben, deren Leben fast ausschließlich in Gesellschaft mit Anderen verbracht wird; wenn das aber beide lieben, so bringt es keinen Nachtheil; nur, wenn der eine Theil mit dieser Lebensweise unzufrieden ist, während der andere sie nicht aufgeben mag, nur dann wird die Sache zu einem Hindernisse des häuslichen Glückes. Dieser Fall kommt indessen selten vor, die Mehrzahl der Franzosen und Französinnen lieben die Gesellschaft viel zu sehr, als daß man sich von der einen oder von der andern Seite derselben geflissentlich enthalten sollte.

Dieser fortwährende Umgang mit andern Menschen hat jedoch den Nachtheil, daß er Eitelkeit und Neid hervorruft und folglich die Frauen zum Aufwande verleitet. Hierin beruht vielleicht das einzige ernste Bedenken, das

man gegen diese Geselligkeit erheben kann, so weit ihr Einfluß auf das eheliche Leben in Frage kommt. Wer die Franzosen kennt, der wird zwar im Allgemeinen nicht behaupten können, daß dadurch der regelmäßigen Beobachtung ihrer häuslichen Pflichten, namentlich ihrer Pflichten gegen die Kinder Eintrag geschieht, welche letztere vor allem Andern bedacht und versorgt werden; allein es läßt sich nicht bestreiten, daß das beständige Gesellschaftsleben die Frauen zur Putzsucht und zu den anderen Extravaganzen verführt, die der Salon nach sich zu ziehen pflegt. Freilich wollen die meisten Franzosen, daß ihre Weiber äußerlich glänzen, und sehen mit Wohlgefallen auf den Effect, den sie hervorbringen, und auf die Triumphe, die sie feiern. Ihr Bund ist in der Regel so innig, daß Jedes in der Glorie des Andern seine eigene Befriedigung findet, selbst wenn diese Glorie blos die einzige Gestalt eines erfolgreichen Kleides annimmt. Wenn sie es daher überhaupt vermögen, wird der größere Aufwand, den das viele Ausgehen mit sich bringt, nicht zur Quelle häuslichen Unfriedens. Ob es an und für sich gut ist, ob es dazu hilft, daß ihre gegenseitige Liebe eine innigere wird, ob es ihre Anschauungen erhebt — das darf allerdings sehr bezweifelt werden, aber es ergötzt und befriedigt sie, da es ihrem Leben, wie das nun einmal ist, einen gemeinsamen Zweck und Inhalt verleiht, und so können wir immerhin einräumen, daß sie bei ihren Ansichten recht daran thun, wenn sie an dem gewöhnten Brauche fest halten.

Sogar in den gewerbtreibenden Classen besteht diese Ge=

selligkeitssucht, wenn schon in bescheidenem Maaße. Hier aber nimmt die Frau meistens eine ganz eigenartige Stellung ein. Sie geht mit ihrem Manne nicht so viel des Abends aus, dafür ist sie jedoch am Tage seine Begleiterin, wenn immer die Natur seiner Beschäftigung es nur ermöglicht, daß sie mit ihm zusammen bleiben kann. Sie theilt sein Leben, theilt seine Sorgen, hilft ihm bei seiner Arbeit. Auf der Spitze der Leiter ist das Weib eine Weltdame, auf ihren untersten Sprossen ist es ein Plackesel, wie in anderen Ländern auch; auf den Zwischenstufen aber nimmt es seinen besondern Platz an des Gatten Seite ein, einen so sympathischen, so richtigen Platz, daß es uns wol als die Verkörperung des Ideals der Ehefrau erscheint. Nur in diesen mittleren Classen äußert sich die wahre Art des Volkes, höher oben und tiefer unten kommen Reichthum und Armuth ins Spiel und führen Lebensbedingungen herbei, die uns nicht als Norm dienen können. In der Bourgeoisie jedoch, die in ihren verschiedenen Abstufungen ein so beträchtliches Element der französischen Nation ausmacht, begegnen wir dem unverfälschten Typus des Franzosenthums. Dahin müssen wir blicken, wenn wir von den Anzeichen des allgemeinen Zustandes sprechen, und wenn diese Anzeichen erfreulich sind, wenn sie Glückliches verkünden, wenn sie bescheinigen, daß befriedigende Ziele erreicht werden, dann dürfen wir mit vollem Grunde schließen, daß gute Ursachen wirksam sind, und folglich und mit Recht zu der Meinung gelangen, daß, was auch seine Mängel sein mögen, das System im Ganzen nicht schlecht sein kann, daß es vielmehr

eine wahre dem Volke eigenthümliche Form von häuslicher Eintracht zuwege bringt.

Jede Nation hat ihre eigenen Bedürfnisse, ihre eigenen Mittel und Wege, diese Bedürfnisse zu befriedigen. Sehr Viele von uns neigen der Ansicht zu, daß die völlige Einheit der Existenz, die ein so unterscheidendes Merkmal des ehelichen Lebens in den mittleren und gewerbtreibenden Classen Frankreichs bildet, in Wirklichkeit gar keinen Vorzug ausmache. Der Gegenstand ist von unserm englischen Gesichtspunkte aus schon manches Mal erörtert worden und meist ist man zu dem Ergebniß gekommen, daß das Aufgehen der Frauen in die Einzelheiten des täglichen Lebens ihrer Männer mehr Nachtheile als Vortheile im Gefolge habe. Man hat wol angeführt: es lasse ihnen keine Zeit zur Erledigung ihrer specifisch weiblichen Pflichten, lenke ihre Gedanken auf ihren Naturen fremde Gegenstände, führe sie zur Vernachlässigung ihrer Kinder. Allein sind diese Einwürfe wirklich begründet? Sind sie, wenn nicht ganz, so doch in der Hauptsache nicht vielmehr Product der himmelweit verschiedenen Gewohnheiten, in denen wir leben? Und selbst, wenn ihnen etwas Thatsächliches zu Grunde liegt, sind sie dann wol eine gerechte und sorgfältige Kritik von Bedingungen des häuslichen Lebens, die wir, in ganz entgegengesetzter Praxis aufgewachsen, nicht richtig würdigen können? Jeder Act, welcher das Band zwischen Mann und Frau befestigt, ist ja nicht allein in der Theorie, sondern auch in der Ausführung wünschenswerth. Eine wahre Schätzung des verhältnißmäßigen Werthes der verschiedenen

Dienste, die eine Frau zu leisten im Stande ist, und der verschiedenen Freuden, die sie hervorzurufen vermag, darf sicherlich viel eher von dem Gatten selbst, als von entfernten Beobachtern erwartet werden, die, vielleicht unbewußt, alle ihre Vorurtheile mit in die Discussion ziehen. Wenn daher die Franzosen es für verdienstlich erklären, daß die Weiber ihren Männern bei der Arbeit helfen, wenn der durch die Verheirathung geschlossene Bund ihnen nicht allein zur Erreichung von Zwecken des Gefühls, sondern ebensowol für praktische Einzelheiten des Lebens gilt, wenn, dieser Auffassung gemäß, die Frauen in Bureaux und Verkaufsläden an der Seite ihrer Männer sitzen, anstatt diese ihr Tagewerk allein vollbringen zu lassen — so sollten wir so gerecht sein, nicht blos anzuerkennen, daß die unmittelbar interessirten Personen die Sache besser zu beurtheilen im Stande sind, als wir, sondern auch, daß solch' beständiges Zusammensein, solche beständige Sympathie von Gedanken und Zwecken das Band, welches Beide verknüpft, nothwendig befestigen und ihre gegenseitige Freundschaft steigern muß, daß in dieser Beziehung mithin die französische Gewohnheit eine ganz vernünftige ist.

Was den geistigen Fortschritt dagegen anbelangt, so führt die französische Ehe in der Regel zu nichts. Der Gedanke, daß Mann und Frau einander auch auf diesem Pfade nützlichen Beistand leisten können, scheint ihnen nicht in den Kopf zu kommen, außer vielleicht in den besonderen Fällen, wo der Erwerb von Kenntnissen oder deren Mittheilung an Andere die Lebensbeschäftigung bildet. Haben

sie einmal die Schule hinter sich, so hören die Franzosen zu lernen auf; wol setzen sie, was sie ihre „Erziehung“ nennen fort, allein sie „unterrichten“ sich nicht mehr. Die beiden Worte sind hier in dem Frankreich eigenthümlichen Sinne gebraucht; das erstere bedeutet blos die moralische und gesellschaftliche, das letztere allein die wissenschaftliche Ausbildung in ihren mannigfaltigen Zweigen. Sie fahren fort, sich als Männer und Frauen zu vervollkommnen, mit Rücksicht auf ihre Seele (wenn sie meinen, daß sie eine solche haben) oder mit Rücksicht auf die große Welt; aber die Bereicherung ihres in der Jugend erworbenen Buchwissens fällt nicht in ihr Programm. Bei solcher Anschauung und Handlungsweise, ist es nur ganz natürlich, daß die Ehe ihnen in dieser Hinsicht keine neuen Ideen zuführt. Vielleicht weiß ein Mann seine Frau für künstlerische Interessen zu gewinnen, wenn diese in seinen Neigungen liegen, schwerlich aber wird er daran denken, sie zur Lectüre anzuleiten oder ihr mitzutheilen, was er selbst vielleicht weiß. In sehr vielen Salons sieht man niemals ein offnes Buch, in manchen derselben gehören selbst Zeitungen und Journale zu Ausnahmeerscheinungen. Das gilt zwar nicht von den höheren Classen, wo man meist nach Neuigkeiten trachtet; der Mangel von Büchern auf den Tischen der Bourgeoisie aber bringt eine sehr unerquickliche Leere hervor, die keine Verschwendung von Blumen oder sonstigen Gewächsen auszufüllen vermag. Zwar sieht man gelegentlich zwei oder drei stattliche Bände in rothem Maroquin, welche offenbar niemals angesehen und wahrscheinlich nimmermehr gelesen

werden, Alles aber bestätigt das Factum, daß die Besitzer dieser Literatur ihre neuen Eindrücke nicht aus Büchern, sondern aus anderen Menschen schöpfen. Wie vortrefflich ihre Conversation indeß auch sein mag, wie geschickt man dieselbe zu führen versteht, als Bildungsmittel kann sie Lectüre und Studium doch nicht ersetzen, höchstens bietet sie uns die Gelegenheit, von unserm Wissen Gebrauch zu machen, wenn wir solches besitzen.

Nach dieser Richtung hin steht das französische eheliche Leben tief unter dem englischen. Unsere Frauen lesen, unsere Männer interessiren sich im Allgemeinen für das, was ihre Frauen lernen, und ohne behaupten zu wollen, daß die Ehe bei uns überhaupt ein Beförderungsmittel von Studien und Kenntnissen ist, im Vergleich mit dem französischen häuslichen Leben kann sie gewiß als solches betrachtet werden. Die Musik dagegen ist in den französischen Häusern allgemeiner verbreitet als in den unsrigen, hat man in Frankreich doch mehr Kunstempfänglichkeit und sucht darum auch die Kunstgenüsse mehr Die französische Ehe dient allerdings auch einem Zwecke, denn erst nach ihrer Verheirathung erlangen die Französinnen die Geschicklichkeit, die sie in Allem auszeichnet, was zum Schmucke des Hauses zählt, der eben blos durch die Anwendung gewisser häuslicher Kunstarten bewerkstelligt werden kann. Hierzu steuert der Gatte sein reichliches Theil bei, hierin hilft er seiner Frau. Trotzdem aber bleibt die Abwesenheit aller höheren geistigen Bestrebungen einer der schwachen Punkte des gesammten Systems. In den meisten französischen Ehen fin-

den die Gefühle ihr volles Genügen, denn die Familienpflichten werden aufmerksam und selbst leidenschaftlich erfüllt, die Häuslichkeit wird verziert, soviel es der Geldbeutel erlaubt, von Geistespflege aber ist wenig die Rede und die Freuden, welche diese Cultur im ehelichen Leben bereiten kann, sind in Frankreich verhältnißmäßig unbekannte Dinge.

Selbst auf dem Lande behaupten Lesen und Studiren keinen hervorragenden Platz unter den täglichen Beschäftigungen; wol liest man dort mehr als in der Stadt, allein nicht genug, daß die Lectüre einen Lebensbestandtheil ausmacht. Da es auf den Schlössern und in den Dörfern weniger Gesellschaft gibt als in den großen Mittelpunkten der Bevölkerung, so müssen die Frauen nach etwas Anderm als nach Salongeplauder ausschauen, um sich ihre Zeit zu vertreiben. Die häuslichen Sorgen beanspruchen einen beträchtlichen Theil ihrer Stunden, ebenso Besuche bei den Armen und Kranken, die von wenigen Frauen des besseren Schlags vernachlässigt werden, allein selbst wenn es regnet, nimmt man nur selten zur Lectüre seine Zuflucht. Die „Revue des deux Mondes“ oder der „Correspondant,“ je nach den Anschauungen des Hauses, und Uebersetzungen englischer Romane (warum nicht ihre eignen französischen Romane? D. Uebers.) — darauf pflegt sich das gewöhnliche weibliche Studium zu beschränken. Bei all' ihrem Erfindungsgeist haben die Franzosen noch nicht entdeckt, daß das Lesen nicht blos die natürlichste, sondern auch die nützlichste häus=

liche Beschäftigung ist; und so behilft man sich in ihren Ehen ohne dieselbe.

Recapituliren wir zum Schlusse unser Thema, so wird sich ergeben: daß die Ehen in Frankreich von eigenthümlichen Schwierigkeiten, sowol persönlichen wie gesetzlichen, umgeben sind; daß individuelle Vorliebe nur zu sehr geringem Theile bei der Verheirathung ins Spiel kommt; daß vorhergehende Neigung nicht als unerläßlich betrachtet; daß das Gebot „seid fruchtbar und mehret euch!“ nicht als leitendes Gesetz anerkannt wird. In sofern sieht das System nach unserer Auffassung vom Wesen der Ehe ziemlich ungesund aus. Andrerseits aber gewahren wir: daß die Franzosen mehr heirathen als wir; daß in neunzehn von zwanzig Fällen die vorher nicht vorhandene Liebe nachher kommt und wächst; daß des aus unvorsichtigem Heirathen entspringenden materiellen Elendes sehr wenig ist; daß Trennungen selten und Scheidungen unmöglich; daß fast in jedem Stande die französischen Häuser allgemein anziehende Muster von Güte und Freundlichkeit sind; daß unter gewissen Umständen die Verfolgung des gegenseitigen Glückes auf Theorie und Verfahrungsweisen beruht, bei denen die höchste Intelligenz mit Erfolg in Anwendung kommt; daß die Kinder, wenige wie ihrer auch sein mögen, herzlich geliebt werden; daß die Verbindung zwischen Mann und Frau in den mittleren Classen eine Innigkeit der Genossenschaft annimmt, der man anderswo nicht leicht etwas an die Seite stellen kann; daß endlich die Religion, wenn sie selbst der Ehe zwar auch nicht sonderlich zu Gute kommt, doch von dieser

ebensowenig ernsten Nachtheil zu erleiden hat. Versuchen wir nun, die hier angeführten gegensätzlichen Thatsachen mit einander in Einklang zu bringen, so werden wir wol bei unsrer Ueberzeugung beharren, daß die französischen Eltern sich in die Verheirathung ihrer Söhne und Töchter allzusehr einmischen; wir werden von unserm Standpunkte aus die Beweisgrüude nicht gelten lassen, die sie zu Gunsten dieser Einmischung vorbringen; wir werden mit unwiderleglicher Logik anf die verhältnißmäßig kinderlosen Heimstätten Frankreichs als einen Beleg dafür hinweisen, daß die Franzosen bei aller ihrer Liebe zu den Kindern doch keine Kinder haben wollen — allein dem Allem ungeachtet sind wir doch zu dem Bekenntnisse gezwungen, daß sie von ihren Ehen große Erfolge erzielen. Die Liebe zu ihrem Daheim, die wir so allgemein an ihnen beobachten, ist an sich selbst ein Beweis für die zwischen Mann und Frau bestehende Anziehung, und Anziehung schließt Sympathie in sich. Diese Aeußerung allein sollte hinreichen, alle unsre Zweifel hinsichtlich der Zuneigung zu verbannen, welche die Mehrzahl der französischen Familien verbindet. Wenn aber diese Zuneigung eine Folge der Ehe ist, so scheint daraus zu folgen, daß das System, auf welches die Ehen gegründet sind, für die Betheiligten ein so gar übles nicht sein kann. Ein ähnliches Argument läßt sich in Beziehung auf die Kinder geltend machen. Die Unsittlichkeit, keine Kinder haben zu wollen, kann freilich nicht aus der Welt geschafft werden; allein, wenn Kinder kommen, alsdann werden sie zärtlich gehegt und gepflegt und helfen das Band zwischen

ihren Eltern befestigen. Wenn also, wie es unstreitig der Fall, die große Mehrzahl der Verheiratheten in Frankreich sich selbander und ihre Sprößlinge liebt, so läßt sich vernünftigerweise daraus entnehmen, daß die Schwierigkeiten und Widersprüche, die uns auf den ersten Blick aus den zusammenwirkenden heterogenen Elementen in die Augen springen, nicht die Folgen nach sich ziehen, die sie unsrer Meinung nach haben sollten.

Fragen dieser Beschaffenheit hängen nicht zum kleinsten Theile vom Temperamente ab. Die Franzosen sind nicht so veranlagt wie wir, ihr Charakter und ihre Neigungen weichen in einem Grade von den unsrigen ab, der sich ohne genaue Vergleichung kaum vorstellen läßt. Die nämlichen Anfänge müssen in England und in Frankreich nicht nothwendig zu dem nämlichen Ende führen. Wie wir Eingangs dieses Abschnittes bemerkten, ist es billig, ein System nach seinen Früchten zu beurtheilen, und wenn wir diesen Grundsatz auf die französischen Ehen anwenden, so können wir nicht umhin zu gestehen, daß ein System, das zu so vieler Liebe, zu so vielem Glücke, zu einem so ächten häuslichen Leben führt, nicht von Grund aus verkehrt sein kann, wie sehr auch einzelne Stücke desselben einer solchen Auffassung das Wort reden mögen.

Scheube, Hugo, 1821-1880

Das häusliche Leben in Frankreich

Berlin 1876